LÉON DEGRELLE:

BEHARRT UND BESTÄTIGT.

INTERVIEWS, DIE FÜR DAS FRANZÖSISCHE FERNSEHEN GESAMMELT WURDEN

VON JEAN-MICHEL CHARLIER

Jean-Michel CHARLIER ist Journalist und Historiker und hat in den letzten 15 Jahren für das französische Fernsehen und zahlreiche ausländische Fernsehsender fast 50 Stunden lang große und besonders knifflige Ermittlungen in der ganzen Welt durchgeführt. Alle Zuschauer erinnern sich an seine Serie "SCHWARZE AKTEN" auf FR 3 oder seine "WICHTIGE UNTERSUCHUNGEN VON TF 1" und, um nur die jüngsten Serien zu nennen, an die fünf Stunden, die er der sizilianischen und amerikanischen Mafia widmete, oder an die acht Stunden von "DIE GEHEIME GESCHICHTE DES ÖLS", die im Mai 1975 von TF 1 ausgestrahlt wurden,

1976 wurde Jean-Michel CHARLIER vom französischen Fernsehen offiziell beauftragt, ein zweiteiliges Porträt von Léon DEGRELLE zu erstellen, dem letzten der von HITLER ernannten "Volksführer", der heute noch am Leben ist.

Obwohl seine Auftraggeber und die sehr zahlreichen Zuschauer aller Richtungen und Meinungen, die diese beiden Sendungen privat gesehen haben, einstimmig die hohe Qualität und die strenge und unparteiische Objektivität anerkannten, wurden sie nur von ausländischen Sendern ausgestrahlt und bleiben - wahrscheinlich für immer - in der Versenkung des französischen Fernsehens verborgen.

Warum ist das so? Weil er fast achtzig Jahre alt ist. Léon DEGRELLE macht weiterhin Angst. Er weiß zu viel über die schmutzigen Hintergründe der unmittelbaren Vorkriegszeit und des Zweiten Weltkriegs und besitzt vernichtende Dokumente über die tatsächliche Haltung der politischen, industriellen und finanziellen Kreise in Belgien und Frankreich gegenüber den Nazis. Und das nicht nur in den besetzten Ländern.

Aus diesem Grund hielt der belgische Minister Spaak zweimal Widerstandskämpfer davon ab, Degrelle in Spanien zu entführen, um ihn vor die Gerichte seines Landes zu bringen.

Aus diesem Grund wurden alle Bücher, die von Léon DEGRELLE selbst oder von Historikern veröffentlicht wurden, die seiner Sympathie nicht verdächtig waren, aber ihm gegenüber unparteiisch waren, verboten oder beschlagnahmt.

Aus diesem Grund hat Léon DEGRELLE - UND ER ALLEIN - unter Missachtung der grundlegendsten Regeln des Rechts die Verjährungsfrist für seine Ansprüche überschritten. - die gesetzliche Frist für die Verjährung seiner Strafe zweimal verlängert, ohne dass er die Möglichkeit hatte, Rechtsmittel einzulegen oder sich zu verteidigen.

Aus diesem Grund wurden alle OBJEKTIVEN Fernsehsendungen über ihn, insbesondere von R.T.B.F. (Radio Télévision Belge de langue française) und von Jean-Michel CHARLIER, verboten.

Und das alles zu einer Zeit, in der alle westlichen Länder die Menschenrechtsverträge und das Helsinki-Abkommen ratifiziert haben, die die Meinungsfreiheit und den freien Verkehr von Personen, Ideen und Schriften garantieren.

Aus diesem Grund gab Jean-Micnel CHARLIER nach zehn Jahren der Ablehnung schließlich den immer zahlreicher werdenden Bitten derer nach, die ihn drängten, den Text seiner Interviews mit DEGRELLE zu veröffentlichen.

Er überließ es dem gutgläubigen Leser, seinen kritischen Sinn auszuüben und in voller Kenntnis der Sachlage zu entscheiden.

Warum wurde so viel Aufhebens um die jüngste "Manouchian-Affäre" gemacht und warum ist es so still um dieses zensierte Dossier?

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort von Jean-Michel Charlier

ERSTER TEIL
IM STURM DES LEBENS

KAPITEL 1 Der junge Degrelle
KAPITEL 2 Journalismus und Mystizismus
KAPITEL 3 Die Flamen und der deutsche Fall
KAPITEL 4 Wie Degrelle Rex lancierte
KAPITEL 5 Die drei Wunder von Rex
KAPITEL 6 Die Eroberung der Massen
KAPITEL 7 In sechs Monaten zum Sieg
KAPITEL 8 Der Weg durch den parlamentarischen Morast
KAPITEL 9 Der soziale Kampf
KAPITEL 10 Der Krieg gegen Degrelle
KAPITEL 11 Das verlorene Plebiszit
KAPITEL 12 Der Skandal um die Nationalbank

ZWEITER TEIL
DER UNMÖGLICHE FRIEDEN

KAPITEL 13 Degrelle und die Neutralität
KAPITEL 14 Degrelle, Mussolini und der Papst
KAPITEL 15 Degrelle, Hitler, Churchill
KAPITEL 16 Die Geheimnisse des komischen Krieges
KAPITEL 17 Der Tod des Friedens
KAPITEL 18 Der 10. Mai 1940
KAPITEL 19 Degrelle in seinen Gefängnissen
KAPITEL 20 Das abgeflachte Belgien
KAPITEL 21 Eine Regierung Degrelle-de Man?
KAPITEL 22 Ein Jahr der Besatzung

DRITTER TEIL
EUROPA GEGEN DIE SOWJETS

KAPITEL 23 Freiwillige gegen die Sowjets
KAPITEL 24 Kämpfe bis zum Kaukasus
KAPITEL 25 Zwei Jahre in Russland
KAPITEL 26 Stalingrad und Paulus
KAPITEL 27 Übertritt zur Waffen-SS
KAPITEL 28 Zwei Tage bei Himmler
KAPITEL 29 Das Epos von Tscherkassy
KAPITEL 30 Hitler auf dem Sprung
KAPITEL 31 Das letzte Jahr
KAPITEL 32 Von der Russischen Front nach Spanien

VIERTER TEIL
DER PREIS DER NIEDERLAGE

KAPITEL 33 Die Abrechnung
KAPITEL 34 Die Zeit der Gehirnwäsche
KAPITEL 35 Millionen im Exil
KAPITEL 36 Degrelle erpressen
KAPITEL 37 Die Belgier von gegenüber
KAPITEL 38 Kämpfer auf beiden Seiten
KAPITEL 39 Der Arbeitslose des Epos

VORWORT
von Jean-Michel Charlier

Am 30. April 1945 wurde Berlin von den Russen eingenommen, was den Zusammenbruch des Dritten Reiches bedeutete. Hitlers großer Traum bricht unter einer Flut von Eisen und Feuer zusammen und wird unter einem Berg von Ruinen begraben.

Das Hakenkreuz breitet seinen stolzen und bedrohlichen Schatten nicht mehr über Europa aus, und die Stimme des Mannes, der ein tausendjähriges Reich errichten wollte, verstummt, erstickt unter den Trümmern der Reichskanzlei und des Bunkers. Nach ihm wird die Flut der Katastrophe alle großen Feudalherren der neuen Ordnung mit sich reißen.

Ermordet, erhängt, erschossen oder durch endlose Jahre im Gefängnis aus der Welt getilgt, alle großen Hauptdarsteller, unter denen Hitler die Macht in einem blutig geschmiedeten Nazi-Europa souverän verteilen wollte.

Alle "Volksführer", Gauleiter und andere "Beschützer" der verbündeten Länder oder Vasallen wurden liquidiert: Heydrich in Prag, Franck in Warschau, Tiso in der Slowakei, Seyss-Inquart in Österreich, Mussert in Holland, Quisling in Norwegen, Horthy in Ungarn, Pavelic in Kroatien, Antonescu in Rumänien.

Als erste wurden vor dem Zusammenbruch des Großdeutschen Reiches Mussolini und die wichtigsten faschistischen Hierarchen erschossen.

In Frankreich verschwand die Welt der Kollaboration: Pétain, Laval, de Brinon, Doriot, Damand, Henriot und viele andere.

Von all diesen Prokonsuln, hohen Würdenträgern und "Volksführern" hat wie durch ein Wunder nur einer überlebt, nur einer lebt noch, im Exil, aber frei, trotz seines Todesurteils: der "Volksführer" Léon Degrelle, ehemaliger General der Waffen-SS und ehemaliger Führer der rexistischen Bewegung in Belgien, der Mann, von dem Hitler behauptete, dass er, wenn er einen Sohn gehabt hätte, gewollt hätte, dass dieser ihm ähnelt.

Mein erster Kontakt mit Léon Degrelle fand im Mai 1976 statt. Eigentlich sollte ich sagen, dass es der zweite war. Im Jahr 1937 — ich war 12 Jahre alt — schleppte mich einer meiner Onkel zu einer der großen Freiluftversammlungen des Rex-Chefs in Lüttich. Inmitten einer unzähligen, sich bewegenden Menschenmenge konnte ich nur eine entfernte, gestikulierende Silhouette von ihm erkennen, die hoch oben auf einer monumentalen Tribüne stand und von Besenträgern umringt war. Die Besen waren dazu bestimmt, die "faulen" Menschen zu vertreiben, wie der Redner zwei Stunden lang verkündete.

Von dieser ersten Begegnung mit Degrelle blieb mir nur die verschwommene und doch außerordentlich präsente Erinnerung an eine eherne, beißende und sarkastische Stimme, an eine reißende Flut, die schreckliche Seitenhiebe mit sich führte, die die Lautsprecher wie Beckenschläge ausbrechen ließen. Eine Stimme, die eine ekstatische, elektrisierte Menge zum Schwanken und Zittern brachte, die sie manchmal überwältigte und manchmal plötzlich wie ein donnernder Strom brüllte, der ihr einen Sturm des Gelächters entlockte oder endlose Böen von wilden Ovationen auslöste.

Sehr lange Zeit später erzählte mir Robert Poulet, der nicht im Verdacht stand, Léon Degrelle nachzugeben, dass er im Laufe seiner langen Karriere als Journalist die Gelegenheit gehabt hatte, die größten Tribunen des 20: Jaurès, Briand, Goebbels, Blum und viele andere, aber keiner habe ihn so beeindruckt wie Degrelle, keiner sei ihm an Magnetismus, Überzeugungskraft und Verführung der Massen gleichgekommen, mit Ausnahme von Hitler vielleicht.

Vierzig Jahre vergingen, die so voller Ereignisse waren, dass ich Léon Degrelle inzwischen vergessen hatte.

Im Jahr 1972 begann ich unter dem allgemeinen Titel "Dossiers Noirs" für das französische Fernsehen eine Reihe von großen und besonderen historischen Reportagen zu produzieren. Wie auf dem "Karton" zu Beginn jeder meiner Sendungen angekündigt, sind diese Dossiers "außergewöhnlichen Persönlichkeiten gewidmet, die der breiten Öffentlichkeit schlecht bekannt oder sogar völlig unbekannt sind, die aber im Schatten oft ein entscheidendes Gewicht auf die Geschichte ihres Landes oder unserer Zeit gelegt haben".

So widmete ich "Dossiers" sehr unterschiedlichen Personen: General Chennault und seinen "Fliegenden Tigern", Stavisky, Moses Tschombé und der Sezession von Katanga, Söldnerpiloten von Äthiopien bis Biafra, Al Capone, Mena-hem Begin und seiner Irgun Zvaï Léumi, den Morden an John und Bob Kennedy und Martin Luther King, Prinz Borghese und seinen Torpedo-Männern, William R. Hest, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika. Hearst, dem Zaren der amerikanischen Presse, dem extravaganten Milliardär Howard Hughes, Pancho Villa und der mexikanischen Revolution und vielen anderen.

Diese Sendungen wurden immer erfolgreicher und brachten mir wiederum Interviews mit meinen Journalistenkollegen ein.

1975, während einer Pressekonferenz, fragte mich plötzlich jemand: "Haben Sie nie daran gedacht, Léon Degrelle ein Dossier zu widmen?". Meine Antwort kam spontan: "Ein Dossier über Degrelle? Da kann man ja gleich mit Dynamit hantieren".
Natürlich war es verlockend und ich hatte auch schon darüber nachgedacht, ein "Dossier Noir" dem Mann zu widmen, den Hitler gerne als Sohn gehabt hätte. Er war der Archetyp der Personen, die ich normalerweise in meinen Sendungen beschrieb. Als Protagonist oder Augenzeuge hatte er große Ereignisse erlebt. Er war einer der wenigen, vielleicht der einzige Überlebende des Nationalsozialismus, der bereit war, mit voller Aufrichtigkeit über seine Kontakte mit Hitler, Himmler, Mussolini und tutti quanti zu sprechen und sich öffentlich zu erklären, ohne seine früheren Überzeugungen zu verleugnen. Sein Zeugnis kann für den Versuch, sich dem kollektiven Schwindel zu nähern und ihn zu verstehen, der Zehntausende junger Europäer aus allen Schichten, Nationalitäten und sozialen Hintergründen zum europäischen Kreuzzug gegen den Bolschewismus 1941 aufrief, sowie für das seltsame Phänomen, das so viele Intellektuelle, Christen und Antideutsche dazu brachte, sich bedingungslos den nationalsozialistischen Doktrinen und den Idealen der SS anzuschließen, von entscheidender Bedeutung sein, bis hin zur Aufopferung ihres Lebens.
Ungeachtet meiner persönlichen Vorbehalte hatte ich daher mehrmals die Möglichkeit in Betracht gezogen, Léon Degrelle zum Thema einer meiner "Dossiers Noirs" zu machen. Die Schwierigkeit der Aufgabe hatte mich jedes Mal dazu veranlasst, davon abzusehen.
Dreißig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war es sowohl in Frankreich als auch in Belgien unmöglich, eine unparteiische und objektive Radio- oder Fernsehsendung über Pétain, Laval oder die führenden Vertreter der Kollaboration zu veranstalten, ohne dass es in den Studios zu gewalttätigen Protesten kam (André Jammot machte mehrmals die traurige Erfahrung bei den "Dossiers de l'Ecran"). Und die Aussichten für Degrelle waren noch schlechter.
Ich bin Belgier und weiß, wovon ich spreche. In Lüttich erlebte ich den gesamten Krieg und die Turbulenzen der Befreiung. Ich kenne den unausrottbaren und unvermischten Hass, den die deutsche Besatzung und die Kollaboration bei den meisten meiner Landsleute entfachten. Damals, als junger idealistischer Trotzkist, habe ich selbst diese Gefühle geteilt, weil ich mit ansehen musste, wie nahe Verwandte und sehr liebe Freunde verhaftet, eingesperrt und deportiert wurden, wie mein Vater dreimal bei der Gestapo denunziert wurde und weil ich selbst ein Jahr lang Zwangsarbeit leisten musste, bevor ich mich der Résistance anschloss.
Fünfunddreißig Jahre später scheint diese blinde Abscheu bei vielen meiner Landsleute immer noch so stark ausgeprägt zu sein.
Nur wenige von ihnen — und was einzigartig ist, vor allem diejenigen, die auf der Seite der Alliierten mit den reinsten und selbstlosesten Idealen kämpften, wie Oberst de Lovinfosse, der höchstdekorierte Soldat Belgiens und Leiter des belgischen Geheimdienstes während des Krieges — haben sich ehrlich hinterfragt und es versucht, nach bestem Wissen und Gewissen und in aller Objektivität zu verstehen, warum so viele Menschen, deren Patriotismus, Mut, reine Absichten und Opferbereitschaft a priori mindestens gleichwertig mit den ihren waren, auf die Seite Hitlers wechseln konnten. Sie teilten sogar die Theorien des rassistischen Nationalsozialismus. Opportunismus, Zufall oder Gewinnstreben scheinen zu kurze und zu einfache Erklärungen zu sein.
In Frankreich ist die Situation in etwa die gleiche wie in Belgien. Im Gegensatz zu den USA und England verhindert eine ängstliche Selbstzensur, die von allen großen Medien ausgeübt wird, dass jemand unvoreingenommen über bestimmte Probleme berichtet.
Und bislang war es, so absurd und nicht zu rechtfertigen, wie es in einem demokratischen, vernünftigen und toleranten Land erscheinen mag, selbst aus einer streng historischen Perspektive undenkbar, zu erwarten, dass im Radio oder Fernsehen unparteiisch und objektiv über alles berichtet würde, was mit dem Nationalsozialismus zu tun hat.
Der Auftritt eines Überlebenden des Hitler-Abenteuers — selbst wenn er offiziell von Kriegsverbrechen freigesprochen wurde und über Ereignisse berichtete, die ein Drittel Jahrhundert zurücklagen — hätte unweigerlich die systematische Obstruktion und Wut der professionellen Anti-Germanisten und Pazifisten hervorgerufen.
Wenn Hitler, Mussolini, Pétain, Laval, Skorzeny, Borghese oder Rudel in einer Sendung auftauchen — außer als blutige oder verhasste Marionetten —, wird sofort mit Verbot oder Deprogrammierung gedroht, weil man gewalttätige Demonstrationen oder Reaktionen bestimmter Kreise befürchtet, die, so hoch angesehen sie auch sein mögen, nicht unparteiisch sein können.
Sicherlich wird unter den Journalisten der großen Medien der falsche Eindruck erweckt, dass die breite Öffentlichkeit auch nach dreißig oder vierzig Jahren noch so sehr von den Folgen des Zweiten Weltkriegs

traumatisiert ist, dass man ihr nur orientierte Werke anbieten kann, ohne brutale Reaktionen zu riskieren, selbst wenn mehr als die Hälfte dieser Öffentlichkeit zum Zeitpunkt des Geschehens noch nicht geboren war.
Insbesondere Radio und Fernsehen halten Hörer und Zuschauer für so unreif und unkritisch — oder überhaupt für so unkritisch —, dass sie es sich bei bestimmten Themen verbieten, ungeschwärzte Zeugenaussagen und Dokumente in ihrer rohen und brutalen Authentizität dem Publikum zum Nachdenken und Urteilen vorzulegen. Jeder hat dies schon mehrfach vor dem Radio oder dem Bildschirm erlebt. Dennoch beginnen sich die Dinge zu ändern, wenn auch sehr langsam. Dies war 1976 noch nicht der Fall. Daher kam es für mich nicht in Frage, eine Sendung mit einem SS-General als Hauptfigur zu machen, der in Abwesenheit zum Tode verurteilt wurde, in den Untergrund flüchtete und auch heute noch seine Verbundenheit mit Hitler und dem Nationalsozialismus beteuert, so aufschlussreich eine solche objektive Untersuchung auch sein mag.
Ich hatte mehrere Bücher von Léon Degrelle gelesen. Ich wusste, wie er darin einige sehr hohe belgische Persönlichkeiten, die verschwunden waren oder noch lebten, "ermordete". Ich hätte mir mit Sicherheit den größten Ärger eingehandelt, wenn ich etwas über ihn geschrieben hätte.
Daher antwortete ich auf die heimtückische Frage des Journalisten, der mich zu diesem Thema befragte, ohne zu zögern, dass ein "Dossier Noir" über Degrelle ein Spiel mit Dynamit wäre.
Eine Woche später las ich zu meinem Erstaunen unter der Unterschrift dieses Reporters und in der Wochenzeitung, für die er arbeitete, dass "ich ein Dossier Noir über Degrelle vorbereite und dass ich über ihn unveröffentlichte Dokumente besitze, die Dynamit sind"!
Die meisten Interviewpartner sind die unschuldigen und resignierten Opfer dieser Art von Extrapolationen. Reporter von Boulevardzeitungen sind an diese Art von Verrat gewöhnt. Es war leider nicht das erste Mal, dass ich von zerstreuten oder etwas phantasievollen Kollegen mit Aussagen konfrontiert wurde, die ich ihnen nie gesagt hatte. Ich zuckte nur mit den Schultern, lächelte und vergaß den Vorfall.
Aber vierzehn Tage später erreichte mich ein Brief aus Spanien. Er war von Léon Degrelle. Hier ist der Inhalt:

Léon Degrelle
Madrid, den 11. März 1976

Sehr geehrter Herr,
Ich habe in Minute gelesen, dass eine Ihrer zukünftigen "Dossiers Noirs" Degrelle gewidmet sein wird.
"Die Dokumente, die Sie über ihn besitzen, sind Dynamit", heißt es weiter.
Das ist gut möglich.
Nun ist es aber so, dass dieser Degrelle, der die Hoffnungen vieler täuscht, noch nicht ganz tot ist.
Es ist daher nicht abwegig zu denken, dass ein direkter Kontakt mit ihm Ihrem Fall mehr Würze oder sogar etwas Neues verleihen könnte. Da es sich bei diesem Léon Degrelle um mich selbst handelt, möchte ich Sie darauf hinweisen, dass ich Ihnen zur Verfügung stehe, und zwar ohne Chichis und ohne Bedingungen. Ich lebe einen Teil des Jahres in Madrid (im Winter) und im Sommer an der "Costa del Sol" in der Nähe von Marbella. Dort ist das Wetter schön und wenn Sie von mir enttäuscht sind, wird Sie das Land sicherlich nicht enttäuschen.
Im Grunde genommen weiß ich nicht, wie Sie Ihre Arbeit ausführen wollen. Vielleicht möchten Sie mich einfach nur zermürben, was mich nicht stört und mir oftmals sogar entgegenkommt. In den letzten dreißig Jahren habe ich mich daran gewöhnt. Aber selbst wenn Sie mich verprügeln wollen, ist die Direktübertragung vielleicht schlagkräftiger.
Wie auch immer, ich schreibe Ihnen nicht, um Ihren "Fall" in irgendeiner Weise zu beeinflussen. Ich existiere einfach und ich möchte nicht, dass man später sagt: "Dieser gute Mann ist mit Leib und Leben verschwunden (mit Leib und Leben, ja!) und wir können nichts dafür, dass sich einige Behauptungen als unrichtig erwiesen haben". Ich bin hier, immer noch sehr lebendig, glücklich, mit einem harten Zahn und, wenn Sie es wünschen, können Sie sich davon überzeugen, wann immer Sie es wünschen, mit der Absicht, mich zu hören, mich zu verteidigen oder mich zu vernichten, wie es Ihnen gefällt.
Ein Besuch von einem originellen Schöpfer wie Ihnen, ob Freund oder Feind, kann mir nur Freude bereiten.
— A sus ordenes! Zu Ihren Diensten —wie die Spanier sagen.
Mit freundlichen Grüßen.
Léon Degrelle

Ich bereitete gerade die Dreharbeiten für eine neue Serie der "Dossiers Noirs" vor. Das Abenteuer war verlockend. Der alte Dämon des außergewöhnlichen "Scoops", der jeden Journalisten befällt, hatte mich gepackt.
Ich leitete den Brief von Léon Degrelle an die Direktion von FR 3 weiter und schlug ohne jegliche Überzeugung vor, das Thema "nur mal so" zu untersuchen. Natürlich verschwieg ich meinen Auftraggebern nicht die Probleme, die die Realisierung eines solchen Dossiers mit sich bringen könnte. Zu meiner großen Überraschung erhielt ich die volle Zustimmung nicht nur des Senders, sondern auch der Koproduzenten, die an der Finanzierung der Serie beteiligt waren. Erst dann antwortete ich Léon Degrelle und stellte klar, dass es mir nicht darum ging, ihn zu verteidigen oder zu verunglimpfen, sondern darum, eventuell und unter bestimmten Bedingungen eine streng objektive und ehrliche Arbeit zu leisten. Ich teilte ihm mit, dass ich bereit sei, mich mit ihm zu treffen, dass er dies jedoch keinesfalls als eine — wenn auch nur prinzipielle — Verpflichtung betrachten solle, die Dinge weiter zu treiben. Die Chaîne und ich würden erst nach dieser ersten Kontaktaufnahme eine Entscheidung treffen.
Léon Degrelle stimmte all diesen Punkten zu und am 14. Juni 1976 landete ich in Madrid. Der ehemalige Rex-Chef wartete auf dem Bürgersteig vor dem Gebäude, das er unter einem Decknamen bewohnt, auf meine Ankunft. Er sah aus wie 50, obwohl er 20 Jahre älter war, und führte mich zu einem Penthouse, von dem aus man ganz Madrid überblicken kann. Überall standen prächtige Möbel, Bilder, Kunstgegenstände, wertvolle Antiquitäten und Erinnerungen an das persönliche Epos des Politikers und Soldaten, der er war: die rexistische Flagge, die Standarten der SS Wallonien mit dem Andreaskreuz, gevierteilt durch die roten Stäbe von Burgund, deutsche Orden und, an prominenter Stelle, das Ritterkreuz mit Eichenlaub.
Acht Tage lang hörte ich ihm zu und stellte ihm unermüdlich Fragen, immer darauf bedacht, seinem außergewöhnlichen persönlichen Magnetismus und seiner unbestreitbaren Verführungskraft nicht nachzugeben. Ich muss zugeben, dass er nicht nur keiner meiner Fragen auswich, auch nicht den peinlichsten, sondern dass er sie Punkt für Punkt, gründlich und mit absoluter Offenheit beantwortete.
Wir sprachen über alles, einschließlich der dunkelsten Aspekte des Nationalsozialismus: die Invasion des Westens, den deutsch-sowjetischen Pakt und seine Aufkündigung, die antijüdischen Verfolgungen, die Konzentrationslager, die Vergeltungsmaßnahmen, Geiselnahmen, Erschießungen, die Vernichtungslager in der UdSSR, die terroristischen Bombenangriffe, die V1- und V2-Bombenangriffe auf London und Antwerpen, Dachau, Buchenwald, Auschwitz, die Ursachen der deutschen Katastrophe, die Persönlichkeit Hitlers und der großen deutschen Führer.
Auf die Gefahr hin, den Zorn der primären Manichäer auf mich zu ziehen, für die ein Deutscher immer nur ein "dreckiger Kraut" ist und für die ein Kollaborateur immer nur völlig niederträchtig und hassenswert ist, unabhängig von seinen Beweggründen, kurz gesagt, für unbarmherzige Gewissen, die pauschal, summarisch und unwiderruflich alle verurteilen, die das unaussprechliche Verbrechen begangen haben, nicht so zu denken wie sie selbst, Die einfache Loyalität und der Respekt vor der Wahrheit zwingen mich zu sagen, dass ich eine Woche lang einen Gesprächspartner vor mir hatte, der sich zwar hochmütig weigerte, dem Gegner irgendetwas zuzugestehen, der aber von einem derart unerschütterlichen Glauben, einer so unerschütterlichen Überzeugung von seiner Wahrheit und einer so totalen Aufrichtigkeit angetrieben wurde, dass er auf jeden Fall Respekt einforderte.
Ich teilte ihm von Anfang an mit, dass, sollte die Sendung tatsächlich stattfinden, dies nur unter der Bedingung möglich sein würde, dass all jene, die er in Frage stellte, und all jene, die ich für die Aufrechterhaltung einer strikten Unparteilichkeit bei der Information der Zuschauer für unerlässlich hielt, teilnehmen würden. Er stimmte dieser Forderung nicht nur ohne zu zögern zu, sondern bestand selbst darauf, dass ich diejenigen befragen sollte, die er als seine schlimmsten Feinde betrachtete: den ehemaligen Militärauditor General Ganshof Van der Meersch und den ehemaligen Führer der Unabhängigkeitsfront, den ehemaligen kommunistischen belgischen Minister Fernand Demany.
Nach meiner Rückkehr nach Paris berichtete ich den Verantwortlichen der Chaîne von meinem Besuch in Madrid. Die dokumentarische und historische Bedeutung der Sendung erschien ihnen so interessant, dass sie mir ihre Absicht bestätigten, die Sendung zu realisieren. Es wurde sogar beschlossen, dass die Sendung über Léon Degrelle aus zwei Teilen bestehen sollte: einer sollte seine politischen Aktivitäten in Belgien vor dem Krieg als Chef von Rex behandeln, der andere sein politisches und militärisches Abenteuer von 1940 bis heute. Voraussetzung ist natürlich, dass beide Programme von Anfang bis Ende streng objektiv sind.
Als erstes überprüfte ich, was mir Léon Degrelle feierlich versichert hatte, nämlich dass er nie als Kriegsverbrecher gesucht, verurteilt oder auch nur verfolgt worden war.
Ich ließ mir die offiziellen Listen der Alliierten, der Deutschen, der Israelis und vor allem der Sowjets geben, da Degrelle von 1941 bis 1945 praktisch ununterbrochen an der Ostfront gekämpft hatte. Ich sah mir auch die von Simon Wiesenthal erstellten Listen an, in denen alle Nazi-Verbrecher aufgeführt sind, die für

Verbrechen gegen die Menschlichkeit verantwortlich waren. Degrelles Name war auf keiner dieser Listen zu finden. Der ehemalige Justizminister der belgischen Regierung in London, Antoine Delfosse, bestätigte mir später vor der Kamera, dass Degrelle niemals ein Kriegsverbrecher "im Sinne von Nürnberg" gewesen sei. In der Begründung seines Todesurteils wurde ihm auch kein Kriegsverbrechen oder die Beteiligung an einer Vergeltungsaktion vorgeworfen.
Wäre es anders gewesen, hätte ich sofort alle Pläne für eine Sendung über ihn aufgegeben. Aber Léon Degrelle wurde nur zum Tode verurteilt, weil er die Waffen gegen die belgischen Alliierten erhoben und zu diesem Zweck eine Armee aufgestellt hatte.
Nach dieser ersten Feststellung nahm ich Kontakt mit den verschiedenen Kreisen auf, die Léon Degrelle in unseren Gesprächen erwähnt hatte: Der Adjutant des ehemaligen Königs Leopold, Oberst Baron van Cauwenberg; der ehemalige belgische Premierminister de Schryver, der ehemalige Justizminister der belgischen Regierung in London, Delfosse; Baron Rielandt, Direktor der Agentur Belga; Oberst de Lovinfosse, der höchstdekorierte Soldat Belgiens, der mit schriftlicher Genehmigung des belgischen Premierministers von 1945, Achille Van Acker, die Entführung Degrelles in San Sebastian vorbereitete, und Richter Melot, ein anderer großer belgischer Widerstandskämpfer, Fallschirmjäger bei den belgischen Streitkräften in England, der eine weitere Entführung Degrelles, diesmal in Andalusien, vorbereitete. (Degrelle sollte nach Sevilla gebracht werden, von wo aus er mit Hilfe einiger spanischer Behörden mit einem Flugzeug nach Belgien zurückgebracht werden sollte. Die belgische Botschaft in Madrid wurde alarmiert und veranlasste auf ausdrücklichen Befehl von Paul-Henri Spaak, dass die gesamte Operation abgesagt wurde).
Der kommunistische Ex-Minister Demany machte einen Rückzieher.
Ich interviewte auch André Francotte, der ebenfalls den Freien Belgischen Streitkräften in England angehörte und später als Kriegsberichterstatter zu den Amerikanern entsandt wurde. Als solcher war er 1945 der erste, der Degrelle, der damals im Krankenhaus von San Sebastian interniert war, aufspürte und traf und mit ihm die Bedingungen für seine Kapitulation vor der belgischen Justiz aushandelte, die ihn gerade in Abwesenheit zum Tode verurteilt hatte. Schließlich interviewte ich Robert Poulet, einen der größten belgischen Journalisten und Schriftsteller der Vorkriegszeit, der Léon Degrelle nie in seinem Herzen trug und ihn selten schonte.
Da ich meine Sendung mit allen möglichen Garantien umgeben und eine strenge Objektivität gewährleisten wollte, traf ich auch mehrmals in Paris und später in Brüssel den Mann, den Léon Degrelle für den schlimmsten seiner Feinde hält: den ehemaligen Generalstaatsanwalt am Kassationshof, Ganshof van der Meersch, einen der höchsten Richter Belgiens und des Europäischen Gerichtshofs in Straßburg. Er war 1940 allgemeiner Militärauditor und stellte in Verbindung mit dem damaligen Justizminister die Listen der Verdächtigen zusammen, die im Morgengrauen des 10. Mai verhaftet wurden. Degrelle, aber auch der Führer der flämischen Nationalisten, Joris van Severen, waren unter diesen Unglücklichen, die einige Tage später an die französische Militärsicherheit übergeben wurden und von denen 21 in der Nähe von Abbeville massakriert wurden. Nach der Befreiung organisierte und überwachte er die Aktivitäten der Militärgerichte und -gerichtshöfe, die mit der Verfolgung und Bestrafung von Unzivilisiertheit in Belgien beauftragt waren.
Erst nach dieser langen Recherche-, Vorbereitungs- und Dokumentationsarbeit, die durch die Lektüre von so ziemlich allem, was zu diesem Thema geschrieben wurde, ergänzt wurde, begann ich im Oktober 1976 mit den Dreharbeiten für meine beiden Sendungen.
Eine Woche lang, acht Stunden täglich, in Madrid und San Sebastian, durchlebte Léon Degrelle buchstäblich sein Leben und seine Karriere vor meinen Kameras, führte seine Versammlungen, seine Kämpfe und seine Reden mit einer Intensität, einer Leidenschaft und einer Überzeugung, dass die Erschöpfung diesen großen Kriegsversehrten manchmal am Ende seiner Kräfte zurückließ. Aber am nächsten Morgen, als die Müdigkeit vom Vortag verschwunden war, fand ich ihn fröhlicher und fröhlicher als je zuvor. Ich nahm 72 Boxen mit 120 Metern Film (8640 Meter), 12 Stunden Film und fast 20 Stunden Tonband auf.
Ich verfügte über Tausende Meter Archivfilm und fast tausend Fotos, von denen die meisten unveröffentlicht waren. Die Bearbeitung dauerte fünf Monate.
Aus all diesem Material behielt ich zweieinhalb Stunden Sendung, wobei ich darauf achtete, dass ich die Informationen, die sie enthielten, zehnmal neu zusammensetzte. Nach Abschluss dieser Arbeit legte ich sie FR 3 zur Genehmigung vor. Vorbehaltlich einer geringfügigen Streichung und der Hinzufügung einer Warnung am Anfang des Programms, die die Zuschauer vor dem gefürchteten Rednertalent von Léon Degrelle warnte und sie an die schrecklichen Realitäten der Besatzung und des Naziregimes erinnerte, erhielten meine beiden Sendungen die volle Zustimmung des französischen Fernsehens.
Neben Maurice Cazeneuve, dem damaligen Direktor von FR 3, waren die beiden Vertreter des Senders, die meine beiden Filme überwachten und ihnen das "Imprimatur" erteilten, Herr Degliame Fouchet, der

damalige Verantwortliche für Dokumentarsendungen, ein großer kommunistischer Widerstandskämpfer während des Krieges und später zum Hochkommissar in der französischen Besatzungszone in Deutschland ernannt, und Frau Michèle Rebel, die während des gesamten Krieges in den Freien Französischen Streitkräften in England diente.
Beide Teile meines "Selbstporträts eines Faschisten" wurden sowohl in Belgien als auch in Frankreich vor einem immer größer werdenden Publikum, zu dem auch viele von Degrelles unversöhnlichen Gegnern gehörten, uraufgeführt.
Insbesondere in Belgien sahen mehrere spezialisierte Anwälte, der Präsident der Liga für Menschenrechte, ein Mitglied des Kabinetts von Premierminister Léo Tindemans, hohe jüdische Persönlichkeiten, Linke, sehr viele Journalisten und insbesondere die Mitglieder der Vereinigung der Europäischen Presse, viele Widerstandskämpfer wie General Henri Bernard, Ehrenvorsitzender des Aktionskomitees der Belgischen Streitkräfte in Großbritannien, dem die Nationale Föderation der Veteranen der Brigade Piron angehört, Fallschirmjäger und viele andere patriotische Organisationen meine beiden Sendungen.
Obwohl natürlich viele dieser Zuschauer ihre Gefühle gegenüber Léon Degrelle nicht änderten, zeigten alle ihre Zustimmung, um nicht zu sagen ihre Begeisterung, und waren sich einig, dass meine Arbeit unparteiisch und völlig objektiv war.
Dasselbe geschah in Frankreich, wo fast 300 Persönlichkeiten meine Sendungen in mehreren privaten Vorführungen zu sehen bekamen. Unter den Zuschauern waren Parlamentarier, zahlreiche jüdische Freunde, Widerstandskämpfer, linke und sogar linksradikale Journalisten und Schriftsteller.
FR 3 hatte beide Sendungen von "Selbstporträt eines Faschisten" im Programm und viele Zeitungen hatten bereits ihre Reporter nach Spanien geschickt, um Interviews mit Degrelle zu sammeln, die sie vorab veröffentlichen wollten, als der Sender plötzlich beschloss, die Ausstrahlung auf unbestimmte Zeit zu verschieben.
Was war der Grund dafür?
Eine unwahrscheinliche Verkettung von Umständen. Zunächst gab es eine Interpellation des kommunistischen Abgeordneten Ducolonné im französischen Parlament, der eine andere Sendung über Eva Braun, Hitlers Geliebte und spätere Ehefrau, beschuldigte, den Nationalsozialismus zu verharmlosen. Das war nicht wahr. Aber der Zorn der Kommunisten wurde durch zwei Fakten in dem Film entfesselt: die Erinnerung an die Aggression der Sowjetunion gegen Polen im Jahr 1939, kurz nachdem die Nazis das Land überfallen hatten. Und Oberst S.S. Schultz, Ribbentrops Adjutant, erinnerte an die herzlichen Beziehungen, die er persönlich mit Stalin, Molotow und Beria während der Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Paktes im August 1939 unterhielt, dessen Augenzeuge er gewesen war und der dem Deutschen Reich die Lieferung von russischem Öl für seine Offensive im Westen einige Monate später garantierte.
Simone Veil vertrat die Regierung im Parlament an dem Tag, an dem Ducolonné intervenierte. Sie hatte die Sendung über Eva Braun nicht gesehen. Sie war nie so ehrlich, sich die Sendung vorführen zu lassen. In ihrer schmerzhaften und legitimen Leidenschaft, die sie unweigerlich bei der Erinnerung an die dunklen Jahre des Nationalsozialismus packt, deren Untaten sie persönlich und auf tragische Weise erlitten hat, zog sie es vor, blindlings den Anschuldigungen der Kommunisten zuzustimmen und eine Sendung zu verurteilen, von der sie nichts wusste. Und der damalige Premierminister Raymond Barre tat es ihr gleich, ohne sich weiter zu informieren und ohne zu wissen, worum es ging.
Ein interessantes Detail ist, dass dieser Vorfall dazu führte, dass das französische Fernsehen, das sich bis dahin energisch geweigert hatte, die amerikanische Serie "Holocaust" über die Ermordung der Juden zu kaufen und auszustrahlen.
Zu diesem ersten Umstand kam ein weiterer Zufall hinzu: Paris Match veröffentlichte ein Interview mit Darquier de Pellepoix, dem nach Spanien geflüchteten Kommissar für jüdische Angelegenheiten der Vichy-Regierung, das offensichtlich auf einen Skandal abzielte und von einem sensationslüsternen Journalisten aus der senilen Demenz herausgerissen wurde. In diesem Interview machte sich Darquier — der kurz darauf an Altersschwäche starb — für die rassistischen Maßnahmen stark, die er während seiner Zeit als Kommissariat für jüdische Angelegenheiten erlassen hatte.
Diese Reihe von äußeren Vorkommnissen war für die Programmierung meines "Selbstporträts eines Faschisten" fatal. FR 3 zog es vor, die Ausstrahlung zu verschieben. Es handelte sich jedoch um eine Arbeit, die ich ausdrücklich vertraglich bestellt hatte und die der Sender in voller Kenntnis der Sachlage vollständig finanzierte, obwohl ich wiederholt auf die Risiken der Angelegenheit hingewiesen hatte. Aus Gründen der Selbsterhaltung hatte ich sorgfältig darauf geachtet, dass sie Schritt für Schritt über den Ablauf meiner Vorbereitung, der Dreharbeiten und des Schnitts sowie über den Inhalt der Interviews, die ich mit den verschiedenen Protagonisten geführt hatte, informiert wurde. Zu keinem Zeitpunkt äußerte einer der Verantwortlichen von FR 3 auch nur die geringste Kritik oder auch nur Vorbehalte gegenüber dem Ergebnis

meiner Arbeit. Darüber hinaus wurden meine Sendungen im Ausland verkauft und vorgeführt, unter anderem zweimal vom kanadischen Fernsehen.
Komischerweise fiel die Entscheidung des Senders an demselben Tag, an dem die Zeitung Télépoche mir einen großen Preis für die Gesamtheit meiner "Dossiers Noirs" verliehen hatte! Vorsichtshalber ließ der damalige Präsident von FR 3 alle noch auszustrahlenden Sendungen der Serie streichen. Unter anderem: meine Filme über die Ermordung von Martin Luther King und Bob Kennedy und über das "Syndikat des Verbrechens" in den USA in den 30er Jahren! Sie wurden erst zwei Jahre später gezeigt!
Da ich in dieser Angelegenheit nicht den Hauch eines beruflichen Fehlers begangen hatte, erhielt ich keine offizielle Rüge oder Bemerkung. Obwohl der Präsident des Kanals die Produktion meiner beiden Sendungen von Anfang bis Ende verfolgt und genehmigt hatte, begnügte er sich damit, mich "in den Schrank zu stellen". Jean-Louis Guillaud, der damalige Chef von TF 1, der aber auch schon bei der Entstehung meiner "Dossiers Noirs" auf FR 3 mitgewirkt hatte, holte mich sofort aus dem Schrank und bot mir an, meine Serie auf seinem Sender unter einem neuen Titel fortzusetzen: "Die großen Ermittlungen von TF1", was ich sofort annahm.
Ich kann die unzähligen Privatvorführungen nicht mehr zählen, die ich organisieren musste, um all diejenigen zufrieden zu stellen, die an meinem "Selbstporträt eines Faschisten" interessiert waren, sowohl in Belgien als auch in Frankreich. Meine beiden Sendungen wurden in Holland und Quebec gezeigt. Mit einem solchen Erfolg, dass das kanadische Fernsehen sie fast sofort ein zweites Mal programmierte und dass die in Kanada raubkopierten Videokassetten bald in Belgien auftauchten, wo sie für 7 bis 8000 belgische Francs verkauft wurden!
Schließlich eilten zahlreiche Fernsehsender — insbesondere die B.R.T. — auf meinen Spuren zu Léon Degrelle, um ihm Interviews zu entlocken. Im Gegensatz zu meinen Filmen, in denen nur der Hauptdarsteller und seine Gegner gleichberechtigt zu Wort kamen, wurden diese anderen Sendungen trotz der Versprechungen, die Degrelle gemacht hatte, mit giftigen Kommentaren versehen, die sie zu wahren Anklageschriften ohne jegliche Unparteilichkeit werden ließen.
Obwohl einige wenige Zeitungen Vorbehalte gegen die Zweckmäßigkeit hatten, Léon Degrelle die Möglichkeit zu geben, sich zu äußern, stellte keine von ihnen jemals die Objektivität meiner Untersuchung oder die Gewissenhaftigkeit, mit der ich sie durchgeführt und präsentiert hatte, in Frage. Es ging mir immer nur darum, diesen oder jenen "historischen Moment" aufzuzeichnen, ein Schlüsseldokument, ein wesentliches Zeugnis für den zukünftigen Historiker zu bewahren, der Öffentlichkeit Ereignisse vor Augen zu führen, über die sie sich sonst vielleicht nie eine persönliche Meinung bilden kann, weil die Protagonisten, die Augenzeugen, eines Tages nicht mehr leben werden. Im Fall von Léon Degrelle wollte ich nur ein Zeuge meiner Zeit sein: nur ein Auge und ein Ohr, das aufnimmt und wiedergibt.
Diese beiden Filme enthielten jedoch nur einen kleinen Teil dessen, was Degrelle mir 20 Stunden lang erzählt hatte. Es war natürlich unmöglich, das gesamte enorme Material, das ich gesammelt hatte, in die beiden Teile von "Selbstporträt eines Faschisten" zu integrieren, da ich sonst einen "Flussfilm" hätte drehen müssen. Tatsächlich enthält der gesamte Film, so lang er auch sein mag — jede der beiden Sendungen war über eine Stunde und 15 Minuten lang —, nur etwa ein Viertel von dem, was Léon Degrelle mir erzählt hat. Nichtsdestotrotz — und das ist die Meinung des Betroffenen und all derer, Freunde und Feinde, die ihn gut kennen und meine Filme gesehen haben — hätten sie meiner Meinung nach ein genaues Bild, ohne Selbstgefälligkeit oder Verrat, über das Leben, die Karriere, die Entwicklung, die Ideen und die Doktrin des Mannes vermittelt, der eine der explosivsten und schillerndsten Persönlichkeiten der 30er und 40er Jahre ist und bleibt.
Da meine Filme nicht ausgestrahlt werden durften, blieb mir eine Menge an neuem und spannendem Material, einschließlich vieler Geschichten, Erklärungen und Enthüllungen, die nicht in meinen Sendungen enthalten waren und die das von mir gezeichnete Porträt nicht veränderten, aber ich durfte sie nicht in der Sendung verwenden. Ihre explosive, anklagende oder zu persönliche Seite hätte mit Sicherheit den sofortigen und unwiderruflichen Zorn der Zensur und eine Reihe von Zwischenfällen ausgelöst, die ein staatlicher Sender, der direkt von der französischen Regierung abhängig ist, natürlich nicht riskieren konnte.
Degrelle war übrigens der erste, der zugab, dass seine Äußerungen, die oft unter dem Einfluss von Leidenschaft und Eloquenz und mit übermäßiger Aggressivität abgegeben wurden, einer strengen Prüfung unterzogen werden mussten. Ich hatte daher bei verschiedenen Gelegenheiten zu denselben Ereignissen gemäßigtere, besonnenere Aussagen von Degrelle aufgezeichnet. Ich verwendete diese Texte für meine Montage, natürlich mit der Zustimmung des Betroffenen.
Ich hatte auch Degrelles Zweifel an der Existenz von Gaskammern und einige seiner Äußerungen zum Judenproblem aus dem Film herausgenommen. Da er zu der Zeit weder nah noch fern an diesen Gräueltaten beteiligt war, waren seine späteren Ansichten zu diesem Thema nicht Teil seiner politischen und militärischen Aktivitäten in den Armeen 30 und 40.

Schließlich habe ich einige seiner spirituellen Vertraulichkeiten übernommen, da die Zuhörer religiöse Erklärungen ablehnen können.
Auch diese Texte waren von Interesse, selbst wenn sie anfechtbar waren.
Daher dachte ich, dass es nach der Indizierung meiner Filme interessant sein könnte, der Öffentlichkeit die vollständigen Interviews, die Léon Degrelle mir gegeben hatte, zur Verfügung zu stellen.
Dies ist der Zweck des vorliegenden Buches.
Es enthält das Rohmaterial dieser Interviews, wie es mir durch meine Fragen übermittelt wurde und wie es von den Tonbändern, die ich aufgenommen hatte, transkribiert wurde. Ich wollte nichts von seiner Spontaneität, seinem Elan und seiner gesprochenen Sprache, sei sie auch noch so unpräzise oder deklamatorisch, wegnehmen.
Aus diesem Grund wird die Chronologie manchmal durcheinander gebracht oder durch Abschweifungen unterbrochen. Ich kann bezeugen, dass sich Degrelle gemäß unseren Absprachen darauf beschränkte, diesen Tonentwurf zu reinigen. Jede Zeile dieses Textes wurde jedoch von ihm gelesen und beibehalten. Es handelt sich also um ein authentisches, vollständiges Dokument, das aus dem Leben gegriffen ist.
Degrelle schrieb uns: "Ein gesprochener Text wird immer von der Geschwindigkeit seiner Entstehung beeinflusst. Aber er ist dadurch umso aufrichtiger. Er ist wie aus der Tiefe des Bewusstseins herausgeschleudert. Ich habe nichts von dem zurückzuziehen, was ich den "Dossiers Noirs" anvertraut habe. Ich genehmige die Veröffentlichung ohne Vorbehalt.
Ich möchte klarstellen, dass ich die Äußerungen von Léon Degrelle in keiner Weise billige und dass er allein die volle Verantwortung dafür trägt.
Ich weise jedoch darauf hin, dass ich die Authentizität aller von ihm in meinen beiden Sendungen zitierten Fakten gewissenhaft überprüft habe. Gegenüber dem Fernsehen konnte ich nicht den geringsten Vorwurf der Ungenauigkeit oder gar der Leichtfertigkeit bei solch brisanten Themen riskieren. Dies war ein einfacher Selbsterhaltungsinstinkt. Ich wollte meinen Ruf als Journalist und Historiker nicht ruinieren, um irgendjemandem zu gefallen oder um Sensationslust zu wecken. Außerdem bin ich weder selbstmordgefährdet noch ein Masochist.
Alle berichteten Fakten waren korrekt, aber Degrelle interpretierte sie auf seine eigene Weise. Ich möchte hinzufügen, dass keine der zahlreichen halböffentlichen Vorführungen (u.a. in einem Kino in Brüssel vor 500 Personen aller Couleur) oder die Ausstrahlungen meiner beiden Filme in ausländischen Fernsehsendern dazu geführt haben, dass ich die erwähnten Ereignisse dementiert oder bestritten hätte.
Einige von Degrelles Äußerungen sind von extremer Gewalt. Einige seiner Interpretationen können bestritten werden. Aber die Fakten, die er auf seine Weise erklärt, sind real und verifiziert. Jeder kann sich seine eigene Meinung nach bestem Wissen und Gewissen bilden. Ich glaube, dass die Leser dieses Buches reif genug sind, um ihren kritischen Sinn auszuüben und selbst zu urteilen.
Meine Rolle — wie die von FR 3, als ich von der Direktion dieses Senders den Auftrag erhielt, "Selbstporträt eines Faschisten" zu drehen — beschränkt sich darauf, denjenigen, die sich für die Wahrheit der Menschen hinter den Fakten interessieren, ein Rohmaterial zum Nachdenken und Urteilen anzubieten, das Léon Degrelle zeigt, so wie er ist, wie er sich selbst sieht und wie er sein politisches Abenteuer betrachtet. Vierzig Jahre lang hat eine heftige, totale Zensur verhindert, dass der Öffentlichkeit unparteiisch alle Elemente der Akte vorgelegt werden.
Das bedeutet, dass die Veröffentlichung "seiner" Wahrheit keinerlei politisches oder persönliches Engagement meinerseits und in keiner Weise impliziert. Ebenso wenig wie die Veröffentlichung der Exklusivinterviews, die ich mit den anderen Hauptfiguren meiner "Schwarzen Akten" geführt habe, sei es mit Menachem Begin, Tschombé, James Earl Ray, dem mutmaßlichen Mörder von Martin Luther King, oder Mark Lane, dem Anwalt von Lee Harvey Oswald, dem mutmaßlichen Mörder von John Kennedy und später von Jones, dem verrückten Propheten des Massenselbstmordes in Guyana.
Wenn ich mich nach zehn Jahren dazu entschloss, die Veröffentlichung der Aussagen, die Léon Degrelle mir gegenüber gemacht hatte, zu gestatten (und ich möchte betonen, dass ich jegliche Urheberrechte ablehnte), dann ist das ein sehr gutes Beispiel für ein solches Buch. Dieses Buch wird mir keinen Cent einbringen), weil ich es inakzeptabel finde, dass jemand mundtot gemacht werden kann, während alle so genannten zivilisierten Nationen sich in zahlreichen Verträgen und öffentlichen Erklärungen feierlich dazu verpflichtet haben, Ideen und Schriften — ganz zu schweigen von Personen — frei zirkulieren zu lassen.
Weil ich es inakzeptabel finde, dass die Sowjetunion im Namen des Helsinki-Abkommens angeklagt wird, während unsere Regierenden vor kurzem einen Roger Delpey für die Enthüllung bestimmter Fakten über die Bokassa-Affäre einsperren oder einen Journalisten wie Philippe Simonnot "brechen" ließen, weil er geheime Öldokumente veröffentlicht hatte.

Weil ich es für inakzeptabel halte, dass Verleger und Medien die Hetzreden und Mordaufrufe der schlimmsten Terroristen und anderer Extremisten, seien es Linke, Schiiten oder andere, selbstgefällig und mit größtmöglicher Öffentlichkeit verbreiten und sogar Interviews mit den Stars des Verbrechens führen, wie Mesrine, Rouillan, Spaggiari und andere englische Postzugräuber, während einem Angeklagten, dessen Verurteilung seit zehn Jahren durch die 30-jährige Verjährungsfrist gedeckt ist, systematisch jegliches Recht auf Rede und Verteidigung verweigert wird, was auch immer man darüber denken mag.
Weil es für alle, die den Krieg nur vom Hörensagen kennen, unmöglich ist, sich eine objektive Meinung zu Tatsachen zu bilden, die bislang sorgfältig unter Verschluss gehalten wurden, und zu einer Person, die, wie fragwürdig sie auch sein mag, überall Rede- und Schreibverbot hat und nie mit wirklichen Garantien für Unparteilichkeit ihre Verteidigung vor einem Gericht ihres Landes oder sogar vor der öffentlichen Meinung präsentieren konnte, weil sie Angst hatte. Eichman, Barbie, die schlimmsten Folterer hatten Anwälte und das Recht, ihre Sache öffentlich zu vertreten. Léon Degrelle nie.
Wie Oberst de Lovinfosse, eine der angesehensten Persönlichkeiten der belgischen Widerstandsbewegung, vor meinen Kameras erklärte, ist es jedoch unvorstellbar, dass 40 Jahre nach Ereignissen, die in allen Köpfen Verwirrung stifteten und die in allen Ländern der Welt stattfanden, eine solche Situation eintreten kann, in allen wirklich demokratischen Ländern zu Erklärungen, Amnestien und sogar Versöhnungen führten, ist es unvorstellbar, dass Degrelle — und nur er — weiterhin im Namen von Ausnahmegesetzen verfolgt wird, die für ihn und nur für ihn maßgeschneidert wurden.
Aus Gründen der Fairness habe ich die Veröffentlichung der Interviews, die Sie lesen werden, genehmigt.
Léon Degrelle ist ein "Fall", so wie er ist!
Diese Akte — seine Akte — ist hier in ihrer Gesamtheit, so wie er sie mir darlegte und vor meinen Kameras argumentierte.
Jeder kann sich ein Urteil bilden!

Jean-Michel Charlier

TEIL 1
ANGRIFF AUF DAS LEBEN

KAPITEL 1
DER JUNGE DEGRELLE

Degrelle, Kreuzritter von Geburt an — Eine Familie, vor 1914 — Ein zukünftiger Premierminister — Der alte Pétain und der kleine Léon Degrelle — Außerhalb des Bouillonbeckens — Léon Degrelle, Sohn eines Franzosen — Europa mit dem Fahrrad — Degrelle und die Jesuiten — Seine politischen Lehrer — Soziale Leidenschaft — Das erste Buch mit 13 Jahren, das zweite Buch mit 16 Jahren — Vandervelde, Präsident der Internationalen, entdeckt Degrelle — Die Freundschaft von Kardinal Mercier — Degrelle, Förderer des Kampfes Vatikan-Maurras.

Q. — Léon Degrelle, können Sie mir beschreiben, wie Ihr familiärer Hintergrund war? Was hat Ihre spätere Karriere bestimmt?

R. — Ich wurde am 15. Juni 1906 tief in den belgischen Ardennen, drei Kilometer von der französischen Grenze entfernt, in Bouillon geboren. Unser Haus und unser Garten lagen an der Semois, einem Fluss mit Forellen und Hechten, gegenüber der riesigen feudalen Burg von Gottfried von Bouillon, dem Anführer des ersten Kreuzzugs. So war ich vom ersten Augenblick an mitten in den Kreuzzügen! Ich machte mich 1941 auf, Sowjetrussland zu erobern, so wie mein Vorgänger aus Bouillon 1099 Jerusalem gestürmt hatte!
Auch die Landschaft der Ardennen verleitete mich zu Größe. Überall schwarze Täler. Große, rotbraune Wälder, die von Verlaine besungen wurden, dessen Familie aus Paliseul, vierzehn Kilometer nördlich von Bouillon, stammte. Auch Rimbaud wurde in Charleville, 35 km südlich, geboren.
Aber es ist wahr, dass die Tatsache, dass man tief in den Wäldern der Ardennen, an einem reißenden Fluss und am Fuße der alten Kreuzritterburg geboren wurde, nicht unbedingt ein großes Schicksal voraussagt. Tausende von friedlichen Bouillonnais wurden in diesem engen Tal geboren, die später nicht versuchten, die Revolution in ihre Zeit zu projizieren!
Ich kam auch nicht in den Genuss des Zustroms außergewöhnlicher Ausbilder, als ich geboren wurde. Zunächst hatte ich nur meine Familie. Aber eine Familie ist immer noch sehr groß. Vor allem eine Familie, wie man sie sich vor einem halben Jahrhundert vorstellte.
In erster Linie waren es zutiefst christliche Familien. Nicht nur durch den Glauben, den man in sich trägt, sondern durch die Leidenschaft des Gebens, das Bedürfnis, sich zu opfern, den Wunsch, die Seelen zu ergreifen und sie zu verändern.
Was eine Familie damals auch auszeichnete, war ihr spartanischer Charakter. Wir wurden hart ausgebildet. Wir waren viele. Bei meinen Großeltern gab es neun Kinder auf der einen Seite und dreizehn auf der anderen. Das heißt, wenn alle meine Onkel und Tanten geheiratet hätten, hätte ich vierzig Onkel und Tanten gehabt! Ein voller Bus!
Danach hatte die Institution nicht versagt. Wir waren acht Kinder bei meinen Eltern. Neun bei einem meiner Onkel. Zwölf bei einem anderen. Ich selbst hatte sechs Kinder. Der Durchschnitt bei den Degrelles seit 1590 betrug acht Kinder pro Familie. Ich war der zweihundertvierundachtzigste Degrelle, der in direkter Linie registriert wurde!
Als ich auftauchte, warf niemand bei uns das Geld aus dem Fenster oder aus der Tür. Es gab Disziplin. Man musste sich schon sehr früh einer harten körperlichen Belastung unterziehen. Ich erinnere mich, ich war acht Jahre alt und ein kleiner Junge, der nichts zu tun hatte, aber jeden Morgen um halb sechs machte ich mich auf den Weg durch das Semois-Tal, in absoluter Dunkelheit, oft im tiefen Schnee, zum alten Kirchturm meiner Gemeinde.
Ein Licht, ein einziges Licht, leckte am Ende einer Gasse: der Ofen des Bäckers, der mit nacktem Oberkörper vor den orangefarbenen Flammen stand. Ich kletterte über steile Leitern auf die Spitze der Kirche, um die Glocken zu läuten. Ein achtjähriger Junge, der so allein durch die Nacht geht, der so in das Geheimnis eines Turms klettert, der nicht in Panik gerät, hat bereits eine Prägung, eine Lektion erhalten.
Die Eltern, die dies zuließen — die es entschieden — hatten auch die feste Absicht, ihre Kinder zu einem Leben zu erziehen, in dem man Risiken eingeht.

Q. — Ich glaube, Ihr Vater war bereits in der Politik tätig?

R. — In der Tat wurde ich sehr früh in der Politik ausgebildet. Aber nicht in der großen Politik, die ich später in meinem Land und dann in Europa, für dessen Vereinigung ich so sehr gekämpft habe, zu verwirklichen versuchte. Mein Vater war ständiger Abgeordneter in meiner Provinz, dem belgischen Luxemburg. Mein Großvater mütterlicherseits war einer der Führer der Rechten gewesen. Seit meiner Kindheit war ich in das öffentliche Leben involviert und wurde von ihm angezogen. Aber ein Land zu vergrößern, es von Grund auf umzugestalten, das war ein weiter Weg. Und vor allem, ein vereintes Europa schaffen zu wollen, das die Welt auf ein neues Fundament stellen würde! Dies war eine Aufgabe von ganz anderem Ausmaß.
Ohne Druck wurde ich sehr früh von der Leidenschaft für die Politik besessen, zunächst für die Regionalpolitik, wie sie zu dieser Zeit in meiner kleinen Ecke der Ardennen existierte. Ich brauchte eine Reihe von Armeen, um mich aus diesen engen Grenzen zu befreien.

Q. — Hatten Sie nicht schon als junger Mann zu diesem Zeitpunkt politische Ambitionen?

R. — Schon in meiner Kindheit war mir klar, dass ich etwas anderes als ein Provinzrat wie mein Großvater oder ein ständiger Abgeordneter wie mein Vater werden würde.
Als er mich zum ersten Mal im Kollegium der Jesuiten in Namur besuchte, sagte er zu mir:
—Du bist jetzt 15 Jahre alt und du fängst an, über deine Zukunft nachzudenken: Was möchtest du eines Tages werden?
Ich antwortete ihm sofort:
— Ich werde eines Tages Premierminister sein.
Diese Aussage wurde auch von anderen Politikern gemacht. Meine Aussage war authentisch und direkt. Und übrigens war dies nur eine vorübergehende Ambition. Später — und man nannte mich nicht umsonst Modeste der Erste — wollte ich viel mehr! Unter uns, der 15. Juni, das Datum meiner Geburt, war lange Zeit das Fest des Heiligen Modestus! Der arme Kerl hatte alle Hände voll zu tun mit seinem Schützling aus Bouillonnais!

Q. — Gab es bei den Degrelles auch viele religiöse Menschen?

R. — Ja. Ja. Alle Degrelles waren immer tief christlich. Wir sind durch und durch gläubig.
Als Kind war ich wie in einer Familie mit dem Etemel. Es ist tief in meinem Inneren. Stärker als alles andere. Stärker als die Politik.
Das Zeitliche habe ich immer nur so verstanden, dass es durch das Geistige angehoben wird. Diese Dualität würde mir später viele Schwierigkeiten bereiten. Aber das ist der wahre Degrelle, trotz der Widersprüche, die jedes Leben mit sich bringen kann. Wer ist nicht schon einmal auf die schiefe Bahn geraten? Und hat er nicht selbst darunter gelitten? Ich bin von diesem Gott durchdrungen, der in mir lebt. Meine Sinne, mein Gehirn, mein Fleisch sind wie vibrierend.
Meine ganze Familie war so. Sie ist es immer noch. Ich habe jetzt noch eine beträchtliche Anzahl von Nichten und Neffen in religiösen Orden in Frankreich, Belgien, Afrika und Korea. Ich hatte drei Onkel und drei Großonkel, die Jesuiten waren. Mein Patenonkel war Pfarrer in der Pfarrei Rendeux-Bas, in der Nähe von La Roche-en-Ardennes. Meine ältere Schwester war eine Klausurschwester des Klosters der Heimsuchung in Metz. Diese Leidenschaft für Gott, die uns alle in der Familie besaß, hat mich seit meinem Bestehen wirklich umarmt und erobert.
Wenn ich meiner wahren Berufung gefolgt wäre, der Berufung, die mich von Anfang an brannte, dann wäre ich nur ein Eroberer von Seelen gewesen. Jahrelang wollte ich das, viel mehr als politische Eroberungen, um die Wahrheit zu sagen, egal wie stark die weltlichen Forderungen und menschlichen Ambitionen waren, die in mir brodelten.
Wenn die Zeit reif ist, werde ich Ihnen erklären, warum und wie ich zu einer anderen Erfüllung gelangte.

Q. — Ich möchte Sie bitten, sich kurz an eine Erinnerung aus Ihrer Kindheit zu erinnern, den Besuch von Marschall Pétain in Bouillon. Ich möchte, dass Sie ihn erzählen.

R. — In meiner frühen Kindheit erlebte ich Zeiten, die noch härter waren als die, die wir normalerweise in unseren Ardenner Heimen erlebten: Ich war acht Jahre alt, als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach. Dies hatte auch einen großen Einfluss auf meine Entwicklung, weil wir alle jahrelang lernten, die Deutschen zu hassen. Das war nicht nur mein Fall, sondern der Fall meines ganzen Volkes und der Fall des gesamten Westens. Es

war eine schreckliche Sache, denn es war dieser blinde, unvernünftige, fast wilde Hass, der Europa 1939 in einen zweiten Bürgerkrieg stürzte.
Am Ende dieser entbehrungsreichen Jahre hatte ich im März 1918 eine doppelte Lungenentzündung, so dass ich im Winter in meiner Mansarde frieren musste, da alle guten Zimmer in unserem großen Haus von deutschen Offizieren unter Kaiser Wilhelm beschlagnahmt worden waren. Mein Vater, der ein glühender Patriot war, hatte in Arlon, der kleinen Hauptstadt unserer Provinz und einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt, einen Nachrichtendienst für die französische Armee eingerichtet. Als Politiker konnte er sich in das Etappengebiet begeben. Er hatte in Arlon ein Netzwerk von Eisenbahnarbeitern eingerichtet, die die zur Front führenden Linien überwachten. Als einer der ersten konnte er Anfang 1916 beobachten, dass eine gigantische Verschiebung von Militäreinheiten, Artillerie, Munition und Nachschub in Richtung Verdun stattfand.
Er gewann die Gewissheit, dass sich ein entscheidendes Ereignis anbahnte. Er richtete sein Augenmerk darauf. Es gelang ihm, zahlreiche Informationen zu sammeln. Er überquerte häufig das Etappengebiet, ging bis nach Lüttich und hielt seine Treffen mit französischen Agenten in kaum beleuchteten Kirchen ab.
Aus diesem Grund erhielt er nach dem Krieg die Ehrenlegion, die ihm Marschall Pétain nach dem Waffenstillstand in Bouillon überreichte, der arme Pétain, den ich in den letzten Tagen seines öffentlichen Lebens so gut kennenlernen sollte.
Ich war durch unser Dorf gegangen, meine kleine Hand in der rauen Hand dieses großen Führers. Ich muss sagen, ich fühlte mich sehr wohl in meiner Haut! Sobald ich ihn sah, wie er am Ortseingang von Bouillon aus seinem Wagen stieg, um zu Fuß weiterzugehen, eilte ich zu ihm. Der Ruhm schüchterte mich nicht ein, wahrscheinlich weil ich bereits unbewusst einen wütenden Appetit darauf verspürte!

Q. — Hatten Sie auch schon früh eine Leidenschaft für Reisen?

R. — Bouillon ist ein kleines Dorf in einem Tal, das im Osten von einem Berg mit dem Namen "Point du Jour" begrenzt wird, von dem aus die Sonne zu uns kam. Die andere Seite des Tals, im Südwesten, hieß "le Terme". Diese beiden Wörter faszinierten mich sehr. Ich war noch nie weiter als bis zum "Point du Jour" oder "Terme" gekommen. Für mich als Kleinkind waren dies die beiden Enden der Welt. Gab es noch etwas darüber hinaus? An einem Sonntag nach der Vesper konnte ich nicht widerstehen und fuhr allein auf der Straße, die bis zum oberen Ende des Horizonts führte. Und dann, voller Staunen, sah ich, dass es etwas jenseits des Berges gab, dass die Welt nicht an meinem "Terme" endete und dass das "Terme" nur eine Etappe war. Ich war dort, erfüllt von einer außergewöhnlichen Verblüffung, als ich ein Paar sensationelle Ohrfeigen erhielt: meine ältere Schwester hatte mich eingeholt! Aber ich hatte das Universum entdeckt.

Q. — Wann haben Sie dieses fast mythische "Term" überschritten?

R. — Ich war noch ein kleiner Junge, als ich mich aus den Ardennen heraus wagte und nach Deutschland reiste. Es war meine erste Reise, um Menschen zu entdecken, denn im Grunde geht es bei Reisen darum, Menschen zu entdecken, zu verstehen und zu begreifen.
Mein kleines Becken von Bouillon mit meinen tapferen Ardennern war ein wenig klein. Im Übrigen werde ich Ihnen etwas Erstaunliches sagen: Ich war kein Belgier aus jenem Jahrhundert.
Meine Familie väterlicherseits stammte aus Solre-le-Château, in der Nähe von Maubeuge, wo in den vier Jahrhunderten vor mir und meinen Brüdern 288 Degrelle geboren wurden. Diese Ländereien, die im 17. Jahrhundert von Frankreich annektiert wurden, gehörten jahrhundertelang zu unseren ehemaligen Niederlanden. Durch meinen Vater, der als Franzose geboren wurde, wie Hunderte von Degrelles vor ihm, stammte ich nicht aus dem heutigen Belgien.
Die Familie meiner Mutter stammte ebenfalls aus einem alten germanischen Gebiet, das der großen westlichen Einheit entrissen worden war, genau aus Grevenmacher an der Mosel, gegenüber von Trier.
Von diesem Zeitpunkt an war ich ein Mann des Westens, viel mehr als ein Bürger eines geschrumpften Landes, das 1830 künstlich geschaffen worden war, und ich strebte nach größeren Horizonten, nach einer Welt, die es zu entdecken galt, nach den Millionen von Menschen, die dort lebten.
Ich hatte mir ein Fahrrad geliehen. Ich war vierzehn Jahre alt. Es war mein erstes Abenteuer, das mich in den Westen Deutschlands führte. Gleich danach machte ich eine Reihe von Reisen durch die Rheinprovinzen, vom Schwarzwald bis zum Ruhrgebiet. Gleichzeitig wagte ich Expeditionen durch Frankreich, zu Verwandten, entlang der Loire und in den Norden. Als kleiner Junge legte ich 10.000 Kilometer zurück. Mein großes Fahrrad wog 20 kg. Die Reifen wurden vier oder fünf Mal am Tag aufgeschlitzt! Aber ich musste andere Menschen sehen, um zu sehen, was sie ähnlich oder unähnlich machte.

Als ich zwanzig Jahre später mit aller Kraft ein vereintes Europa an der Seite Hitlers schaffen wollte, trieb ich diesen Impuls, der mich seit meiner Kindheit bewegte, bis zum Äußersten.

Q. — Haben Sie an die Welt jenseits von Europa gedacht?

R. — Es stimmt, dass mein Appetit nicht auf Europa beschränkt war: Ich wollte auch die Menschen anderer Welten kennenlernen. Zum Beispiel — was nur sehr wenige Jungen meines Alters zu dieser Zeit taten — nach Amerika reisen. Also, das ist es! Beeindruckt von der Verfolgung der mexikanischen Katholiken beschloss ich, mich ihnen anzuschließen. Eines Morgens, im November 1929, schiffte ich mich in Hamburg auf einem Frachtschiff, der Rio Panuco, ein. Wir waren sechs junge Auswanderer, die sich in der Nähe der Maschinen aufhielten, wo es nach Öl roch und die Kolben ratterten. Ich besuchte zuerst die Westindischen Inseln, insbesondere Kuba. Ich landete in Mexiko und verbrachte dort mehrere Monate. Danach reiste ich nach Kalifornien und Texas und bereiste die Vereinigten Staaten. Unterwegs verdiente ich meinen Lebensunterhalt mit dem Schreiben von Reportagen. Über Chicago und die Niagarafälle kam ich nach Kanada. Dann kehrte ich nach New York zurück. Dann kehrte ich nach Quebec zurück. Einige Jahre später reiste ich nach Afrika. Ich war auch im Nahen Osten.
Ich war noch Student an der Universität von Löwen, als ich im März 1930 von meiner Reise in die Vereinigten Staaten zurückkehrte. Alle meine Kommilitonen waren auf Droschken zum Bahnhof gekommen, um mich in Empfang zu nehmen. Für sie war ich eine Art brodelnder Christoph Kolumbus! Das war das Elend unserer Situation als kleine Belgier, oder sogar als kleine Franzosen oder kleine Europäer! Wir hatten keine Vorstellung vom Universum. Es ist gut möglich, dass ich später schnell auf die Ebene Europas und der Welt gelangte, weil meine gesamte Natur mich von Beginn meiner Jugend an auf diese direkte Erkenntnis ausgerichtet hatte.

Q. — Haben Sie eine literarische Berufung, die sich ebenfalls sehr früh entwickelt?

R. — Ich habe sehr früh geschrieben. Das ist einfach so.
Ich habe auch immer gelesen, sehr viel. Am Anfang habe ich sehr viel gelesen, weil es in meinem Elternhaus keine große Auswahl an Büchern gab. Damals gab es in unseren verlorenen Dörfern auch keine Volksbibliotheken. Bouillon war jedoch eine alte Stadt des Geistes, die ein Zufluchtsort und vor allem ein Verlagszentrum der Enzyklopädisten gewesen war; Voltaires Werke wurden hier im achtzehnten Jahrhundert gedruckt. Ich verschlang monatelang eine alte Ausgabe der Enzyklopädie, die ich in dem Durcheinander auf unserem Dachboden gefunden hatte.
In meinem Elternhaus gab es neben vielen klassischen Autoren, die schlecht verlegt und ziemlich unverdaulich waren, zwei oder drei Dutzend Bände von Jules Verne, Robinson Crusoe und einige Bücher über den Burenkrieg: das war mager. Ich las jeden Donnerstag ein oder zwei davon erneut. Vor allem waren es die fünfzig dicken Bände mit analytischen Berichten über die Sitzungen des Provinzrates von Luxemburg! Stellen Sie sich das in den Händen eines 12-jährigen Jungen vor! Ich schlug mich durch alle fünfzig Bände, so sehr war ich von der Leidenschaft des Lesens besessen!
Ich stöberte in den Häusern meiner Freunde. Dort fand ich die unterschiedlichsten Bücher. Don Quijote, den ich bei einem Steuereinnehmer entdeckte, begeisterte mich wochenlang, obwohl ich mir nicht gut vorstellen konnte, wie mein Held die Ebenen von Le Havre und Calais durchwanderte! Denn für mich war die "Mancha", der Ärmelkanal, Le Havre und Calais. Dann stieß ich auf Lamartine und Musset. Und auf den schwerfälligen Paul Bourget. Und auf René Bazin. Und sogar auf Zola. Auf alles!
Ich lief auch jeden Tag durch die kleine Stadt Bouillon, um andere Zeitungen als die beiden Tageszeitungen zu bekommen, die mein Vater erhielt.
Ungefähr zur gleichen Zeit wurde ich von der Leidenschaft für alles Lateinische ergriffen. Dies verdanke ich wirklich meinen Eltern. Und Gott weiß, dass mir das Lernen anfangs zuwider war. Ich hatte kaum ein paar Monate an den griechisch-lateinischen Geisteswissenschaften teilgenommen, als mein Vater sich anmaßte, mit mir auf Lateinisch am Tisch zu sprechen und mich auf Lateinisch antworten zu lassen. Manchmal war es unerträglich. Ich hätte die Deklinationen zusammen mit dem gekochten Ei, das meine Mutter mir servierte, zum Teufel gejagt. Dann gewöhnte ich mich daran und passte mich an das Konversationssystem an. In der Familie reichte diese Sprache nicht aus. Wenn meine jesuitischen Onkel bei uns zu Gast waren, sprachen mein Vater und sie auf Griechisch miteinander.
So hat mein Vater mich sehr früh, wohl oder übel, auf die mächtige Grundlage der griechisch-lateinischen Kultur gestellt.

Q. — Sie begannen Ihre, wenn Sie so wollen, ernsthaften Studien in Namur. Und schon sehr früh in Namur entdecken Sie eine Reihe, nennen wir es einmal so, von Lehrern, die Ihnen zu denken geben: Ich möchte, dass Sie uns ein paar Worte dazu sagen.

R. — Als ich mich in meinem kleinen Tal in Bouillonnaise herumtrieb, war mein Horizont, wie ich Ihnen bereits sagte, auf Provinzgeschichten beschränkt: lokale Angelegenheiten, die Wahlkampagnen meines Vaters, alles in einem engen Kreis.
Daraufhin kam ich zu den Jesuiten. Das Studium an ihren Kollegien war eine jahrhundertealte Tradition der Degrelle-Rasse: Seitdem die Gesellschaft Jesu existiert, haben wir ihr in jeder Generation eine Reihe von Jesuiten zur Verfügung gestellt. Wir alle haben immer bei ihnen studiert. Ich segne den Himmel, denn es gibt keine Menschenbildner wie sie auf der Welt.
Plötzlich landete ich in einer völlig anderen Welt. Ich komme in Kontakt mit außergewöhnlichen Lehrern. Die intellektuelle Ausbildung eines Jesuiten ist außergewöhnlich; er nimmt bis zum Alter von 33 Jahren an Kursen teil. In der Gesellschaft Jesu gab es immer Priester, die auf alle Missionen vorbereitet waren: Lehrer, die Sie in die Künste einführen, Sie in die Philosophie eintauchen lassen oder Ihnen den Zauber der Geschichte und der Politik offenbaren.
So wurde ich ohne Verzögerung in die Doktrinen der Französischen Aktion, dem Star der damaligen Presse, eingeführt. Sie sollten mich zutiefst prägen. Ich hatte einen Lehrer, der mir jeden Abend auf dem Schulhof die neueste Ausgabe der Französischen Aktion mitbrachte, die königlich geschrieben und herrlich durchdacht war. Aber trotz der Bewunderung, die ich für Maurras empfand, der der größte politische Denker unseres Jahrhunderts war, und trotz des Interesses, mit dem ich Léon Daudets heftige und komische Tiraden und Porträts las — was sich im Grunde genommen auf meinen Stil auswirkte — hatte ich dennoch früh genug erkannt, was ihnen fehlte: die soziale Leidenschaft.
Ich benutze oft das Wort "Leidenschaft", weil es für mich kein Leben ohne Leidenschaft gibt. Wer nur ein Gehirn hat, ein eher schwaches Instrument, wird immer auf das Wesentliche des menschlichen Wesens stoßen, das das Herz ist. Die meisten Menschen haben ein schwach entwickeltes Gehirn, das schnell verkümmert. Viele sind intellektuell enttäuschend, aber viele können ein bewegendes Herz haben.
Die große Masse der Menschen, die vom 20. Jahrhundert ein wenig Gerechtigkeit, ein wenig Brüderlichkeit und ein wenig Respekt erwartet hatte, war fast völlig verlassen. Man fiel sozial in ein Vakuum, um sich mit den bürgerlichen Eliten zu verbrüdern.

Q. — Gehörten Sie nicht dazu?

R. — Ich wurde anfangs mit diesen verwechselt und verlor Jahre. Ja, ich habe Jahre verloren. Meine katholische Ausbildung hatte mich zu sehr an die Bourgeoisie gekettet. Die bürgerliche Welt klebte an ihren Pfennigen und verstand nicht einmal, dass ihr eigenes materielles Interesse mit dem Aufblühen der Arbeitermasse verbunden war. Wenn der Arbeiter mehr verdient, gibt er mehr aus. Während der Bourgeois, wenn er viel verdient, auf seinem Gewinn sitzt und ihn unfruchtbar macht.
Eine radikale Entwicklung war notwendig.

Q. — Wie hat sich diese Idee in Ihnen entwickelt?

R. — Was mich am meisten empörte, war die Ungerechtigkeit. Ich durchstreifte die Arbeiterviertel im Maastal, im Borinage, in Brüssel und in den flämischen Vororten. Ich untersuchte diese leprösen Städte, ihre kriechenden Himmel, die von den Chemikalien grün und gelb verschmiert waren. Man spricht von Umweltverschmutzung! Als ob es zu dieser Zeit keine Umweltverschmutzung gegeben hätte! Aber als es nur um die Masse der Arbeiter ging, scherte sich niemand um die Umweltverschmutzung! Die Umweltverschmutzung wurde erst als abscheulich empfunden, als ihr Gestank und ihr Schmutz die Nase, den Teint und den Komfort der bürgerlichen Welt störten! Es ist offensichtlich, dass ich, wenn ich mit 20 Jahren nicht die Bleikuppen des bürgerlichen Konformismus auf meinem Rücken gehabt hätte, von Anfang an viel eher Sozialist gewesen wäre als ein so genannter "rechter" Junge. In der Tat war ich nie ein rechter Junge. Eine Nation ist ein Ganzes. Links und Rechts sind spaltende Mittel.
Für mich besteht die erste politische Aufgabe darin, die Menschen glücklich zu machen. Es ist klar, dass die Menschen damals unglücklich waren und dass der Sozialismus — d.h. eine aktive Sozialpolitik — notwendig war. Vor allem musste die unmenschliche Diktatur des Hyperkapitalismus, die die Nationen in finanzielle Lehen umwandelte, gesprengt werden.

Zu dieser Zeit begann ich damit, mir von den Jesuiten bündelweise soziale Broschüren schicken zu lassen. Diese Lieferungen empörten die guten Patres. Es waren jedoch geruchlose, farblose und geschmacklose christlich-demokratische Broschüren. Es gab auch Enzykliken von Päpsten! Aber der Vatikan kam immer zu spät. Er war absolutistisch in der Zeit des Liberalismus, liberal in der Zeit des Sozialismus! Jetzt hat die Kirche nach einem halben Jahrhundert des Kommunismus begonnen, Marxismus zu spielen. Sie entdeckt unerschütterlich das Leben ihrer Zeit, wenn ihre Zeit begraben ist.
Es gab also zwei große Ziele, die meine Jugend begeisterten: Einerseits — à la Maurras — der mächtige und geordnete Aufbau des Staates, basierend auf den Prinzipien von Autorität, Verantwortung, Kompetenz und Dauer, die später das politische Fundament des Rexismus bilden werden; Andererseits die soziale Leidenschaft, der Wille, den Menschen Gerechtigkeit zu bringen, mit dem Volk in ständiger Brüderlichkeit eins zu sein, jeden Arbeiter als Mitmenschen zu betrachten und im Gegensatz zum bürgerlichen Individualismus und marxistischen Totalitarismus eine Gesellschaft aufzubauen, die auf der Gemeinschaft und Solidarität aller Klassen beruht, in der das soziale Gleichgewicht eine organische und natürliche Realität wird.

Q. — Wann haben Sie begonnen, diese Ideen in der Öffentlichkeit zu verbreiten?

R. — Offensichtlich hatte ich das Bedürfnis, die Ideen, die mir durch den Kopf gingen, nach außen zu tragen. So schrieb ich meine ersten Bücher.
Sogar bevor ich das Jesuitenkolleg besuchte, schrieb ich schon.
Ich erinnere mich, dass ich in meinem kleinen Schulzimmer in Bouillon einen ersten Roman im Stil von Bazin schrieb, in dem ich die Erde besang und die Lepra der Industrialisierung ausspuckte. Er hieß "Die alte Brücke".
Ich war vielleicht zwölf oder dreizehn Jahre alt. Ich schrieb heimlich Gedichte, auf Französisch und sogar auf Wallonisch. Ich schrieb Märchen. Ich schickte sie an eine Zeitschrift, die, wenn ich mich recht erinnere, Unsere Jugend hieß. Der Großvater von Jacques Ickx, dem großen Autorennfahrer, leitete die Zeitschrift. In diesen Geschichten spielten meine Schwestern die Hauptrolle, aber ich schrieb Noël d'Auclin: Auclin war der große Berg, der Bouillon überragte, und Noël ist das Anagramm von Léon.
In der Familie ahnte niemand etwas, bis zu dem Tag, an dem meine Schwestern sich selbst erkannten! Ich hatte meinen Charakteren kaum geschmeichelt! Was für ein Aufruhr!
Ich begann auch, aber diesmal unter meiner eigenen Unterschrift, in der Zeitung unserer Provinz zu schreiben, die Die Zukunft Luxemburgs hieß.
Mein erster Artikel trug den Titel: "Wenn Sie die Blätter fallen sehen". Es war romantisch, sehr tränenreich. Es war im Jahr 1921. Ich war 16 Jahre alt.

Q. — Und Ihre ersten Bücher?

R. — Eines trug den pompösen Namen An den Ufern der glitzernden Loire. Ich drückte darin bereits viele politische Ideen aus. Meine tapfere Mutter verbrachte einen ganzen Winter damit, meinen Text abzuschreiben und jede Seite mit Miniaturen, Initialen und Arabesken zu verzieren.
Danach legte ich ein weiteres Buch auf: Meditation über Louis Boumal. Louis Boumal war ein Dichter aus Lüttich, der im Ersten Weltkrieg starb, ein verzauberter Dichter, der heute ziemlich vergessen ist. Er war Lehrer am Athenäum in Bouillon gewesen. Solidarität aus dem Kirchturm! Ich widmete ihm daher ein Buch, in dem Louis Boumal zu einem heimlichen Léon Degrelle wurde. Denn meinen Louis Boumal kannte ich nur sehr wenig und ich ließ ihn alles sagen, was ich dachte. Dieses Buch existiert noch immer. Es wurde spät veröffentlicht und erlebte eine Reihe von Auflagen.
Zu dieser Zeit beschränkte ich mich ausschließlich darauf, meine Gedanken mit der Feder auszudrücken. Ich, der später Hunderte von Meetings halten sollte, hatte noch nicht ein einziges Mal eine Rede improvisiert.

Q. — Wurden Ihre Schriften bemerkt?

R. — Die ersten Anzeichen von Interesse wurden mir unter ziemlich erstaunlichen Umständen zuteil. Das wichtigste kam von Emile Vandervelde, dem Präsidenten der Internationale und dem großen Boss der belgischen Sozialisten.
Ich hatte in den Heften der Katholischen Jugend einen langen Artikel geschrieben, in dem ich erklärte, wie ich mir die apostolische Eroberung der modernen Welt vorstellte. Zu dieser Zeit hatte das Radio, das für mich von größter Bedeutung war, so gut wie keine geistliche Wirkung. In Das freie Belgien, der größten

katholischen Zeitung Belgiens, wurde dem Radio eine kleine Kolumne gewidmet: "Für die Amateurradiosender". Diese Kolumne umfasste etwa 15 bis 20 Zeilen. Weniger als die Kolumne über Tauben.
Auch das Kino interessierte nur ein relativ kleines Publikum. Ich hatte ein ganzes Programm zur Eroberung der modernen Welt mit modernen Mitteln aufgestellt. Diese zwanzig oder dreißig Seiten waren in dieser Zeitschrift erschienen.
In jenem Sommer fand in Arlon der Empfang von Prinz Leopold und Prinzessin Astrid, den zukünftigen belgischen Herrschern, statt, die in unserer Provinz ihren Freudigen Einzug hielten. Da mein Vater, der Vorsitzende der Deputation, von Zeit zu Zeit auch als Gouverneur von Luxemburg fungierte, waren wir alle aus Bouillon mit einem Sonderzug zu den Feierlichkeiten gefahren. Als wir den Bahnhof verließen und in einer großen Menschenmenge die Hauptstraße entlanggingen, die zum Palast des Gouverneurs führte, sah ich plötzlich eine Ausgabe der Zeitung Das Volk auf dem Boden liegen, von allen zertreten, mit einer sensationellen Schlagzeile (zumindest für mich!) auf der ersten Seite: "Herr Legrelle hat Recht!". Erstaunen! Ich hob die Ausgabe schnell auf. Der Artikel war von Emile Vandervelde unterzeichnet. Der alte marxistische Führer hatte sich meinen Namen nicht gut gemerkt. Er hatte Legrelle mit Degrelle verwechselt. Er zitierte mich ausführlich und schloss mit den Worten: "Man muss nur das Wort katholisch durch sozialistisch ersetzen, das ist genau das, was man sagen und was man tun muss.

Q. — Wie erschien Ihnen dieser große marxistische Führer, der Ihrer damaligen Welt fremd war?

R. — Vandervelde war ein großer ehrlicher Mann, ein Sozialist von bewundernswerter geistiger Korrektheit, wie es in jenen Tagen auf der Linken große, ruhige, menschliche Intellektuelle gab, Apostel auf ihre Weise.
Darüber hinaus war er mutig. Gegen seine Wahlinteressen hatte er die Energie, im belgischen Parlament trotz der skandalösen Opposition der katholischen Abgeordneten, die mit Stimmen erpresst wurden, das sogenannte ZWEI-LITER-Gesetz durchzusetzen. Ein seltsamer Name. Dieses Gesetz schloss den Verkauf von Alkohol in Cafés radikal aus und verbot den Kauf von Alkohol in Geschäften in Mengen von weniger als zwei Litern. Es sollte den Volksalkoholismus, der Belgien verwüstete, vernichten. Aber dieses Gesetz hatte verständlicherweise auch die Kneipenbesitzer verärgert, die in ihren Kneipen allmächtig das Manna der Wahlen verteilten. Vandervelde verletzte mit diesem rettenden Gesetz diese Interessen. Zwischen hundert oder zweihunderttausend Stimmen, die in den Cafés vergeben oder abgezweigt wurden, und der Gesundheit des Volkes hatte Vandervelde mutig die Anti-Wahl-Lösung gewählt: die Gesundheit der Arbeiterhaushalte. Er ist schon lange tot. Aber für diesen Akt des Mutes, der in den politischen Gestüten so selten ist, möchte ich ihm nochmals meine Bewunderung aussprechen.
Von ihm entdeckt zu werden, hatte mir eine große Befriedigung verschafft.
Vandervelde seinerseits bereute es später, mich nicht hinter sich hergezogen zu haben. Kürzlich las ich in einem Buch die Worte des alten Führers: "Es ist sehr schade, dass wir keinen Degrelle in der sozialistischen Partei hatten". Das war wahrscheinlich auch für mich schade. Sicherlich weil uns die "katholischen" Vorurteile fanatisch und blind machten, ging ich nicht in den Dienst dieses idealistischen alten Mannes, der so einfach offen für die Jugend war.
Dieser Mann hatte mich entdeckt, als ich noch ein unbekannter, junger Junge war, der für eine bescheidene Zeitschrift schrieb, die kein rechter Politiker jemals durchblättern würde, weil er intellektuell neugierig war und seinen Geist immer wach hielt.
Ein zweiter sozialistischer Führer entdeckte mich kurz darauf, ebenfalls ein großes Gemüse der "Internationale", deren Generalsekretär er während des Ersten Weltkriegs gewesen war, Kamiel Huysmans, der 1936 Präsident der belgischen Abgeordnetenkammer und nach 1945 sozialistischer Premierminister werden sollte.
Ich schrieb einen heftigen Artikel über ihn, nachdem ich einmal an einer Parlamentsdebatte teilgenommen hatte. Das Schauspiel hatte mich durch seine Mittelmäßigkeit und Vulgarität verblüfft. Auf dem Rückweg zeichnete ich in einer Studentenzeitung eine Skizze des Präsidenten der Menagerie: Kamiel Huysmans. Es war eine Vitriolmalerei. Der Mann war lebhaft und distinguiert, aber er hatte den finsteren Kopf eines schlecht ernährten Raubvogels mit einem Adamsapfel, der über seiner Krawatte wie ein Glühwürmchen auf- und abwärts wanderte. Anstatt empört zu sein, schickte mir Kamiel Huysmans einen humorvollen Brief. Mein Porträt habe ihn sehr amüsiert, schrieb er mir.
Am Vorabend jeder Universitätsprüfung erhielt ich von ihm einige ermutigende Worte. Wie Sie sehen, muss die Linke nicht unbedingt fanatisch sein...
Schließlich, und in einem ganz anderen Bereich, gab mir ein anderer großer Mann ein Zeichen: Kardinal Mercier.

Q. — Können Sie uns sagen, wie?

R. — Kardinal Mercier war im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts der berühmteste Kirchenmann der Welt. Er hatte sich mit großer Zivilcourage den deutschen Invasoren von 1914-1918 entgegengestellt.
Einer meiner kleinen Schulkameraden kam aus Mechelen, der erzbischöflichen Metropole. Er war schwer krank geworden. Ich hatte einen Brief an Kardinal Mercier geschrieben und ihn gebeten, meinen Freund zu besuchen. Kardinal Mercier war zweifellos gerührt von meinem Brief: Tatsache ist, dass er, obwohl er ein Kirchenfürst war und viel zu tun hatte, meinen Freund begrüßte. Er hatte mir einen liebevollen Brief geschrieben, in dem er mir erzählte, wie es meinem Freund ging.
Von da an waren wir miteinander verbunden. Sein Tod im Jahr 1926 war einer der wahren Kummer meiner Jugend.
Meine großen Kontakte waren: Kardinal Mercier, der große Erzbischof auf der einen Seite und der alte, fast völlig taube Sozialist Vandervelde auf der anderen Seite, der über ein riesiges akustisches Gerät gebeugt war, das wie ein Grammophon von 1910 aussah, aber er konnte sehr gut verstehen! Und nach ihm Kamiel Huysmans, ein brillanter und sarkastischer Mephisto.
Dies waren meine ersten Kontakte zu dem Zeitpunkt, als ich mich wie ein Adlerjunge in den Himmel stürzte, der meinen Zwanzigjährigen geboten wurde, klaffend und herrlich.
Die dreifache Entdeckung überraschte mich nicht mehr als das Konto. Sie hat meine Kühnheit gestärkt. Die Jesuiten nahmen mich in ihre Hände. Meine ersten Schriften begannen mich bekannt zu machen.
Aber ich bin noch nicht sehr weit, da ich erst als junger Student aus der Provinz an der Universität von Löwen landete.

Q. — Bevor ich Sie zu Ihrem Universitätsleben befrage, möchte ich Sie bitten, mir etwas über die Maurras-Affäre zu erzählen und wie Sie diese erlebt haben.

R. — Ich war noch im Jesuitenkolleg in Namur. Dort war ich in eine ziemlich außergewöhnliche Angelegenheit verwickelt, ja. Ich war nicht nur daran beteiligt, ich war sogar der Hauptdarsteller. Es handelte sich um die Verurteilung von Charles Maurras, dem großen Denker der französischen Monarchisten, durch den Papst.
Es war eine wirklich abstruse Geschichte.
Wir waren alle sehr beeindruckt von Maurras und seiner Schule, der "Action française". Er hat unsere Zeit tief geprägt. Selbst ein De Gaulle war intellektuell und politisch sein Schüler. Das Beste der gaullistischen Aktion wurde von der Doktrin des alten Theoretikers der Ordnung durchdrungen, einem tapferen, selbstbewussten Schriftsteller, der seinen Bart in die Höhe streckte und wunderbar taub war, was ihn von vornherein von Schwätzern und Langweilern befreite.
Zu dieser Zeit führten die Hefte der katholischen Jugend eine Umfrage unter der Jugend Belgiens durch: "Was ist Ihr Lehrer?". Für mich war es Maurras! Also musste das, was er für mich war, automatisch auch für alle anderen sein!
Einige Wochen lang führte ich eine erbitterte Kampagne, die so gut inszeniert war wie meine späteren Wahlkampagnen. Ich belästigte alle jungen Leute, wo immer ich sie antreffen konnte.
Innerhalb von drei Monaten gelang es mir, siebzig Prozent der Stimmen, die an die Hefte der katholischen Jugend geschickt wurden, persönlich zu sammeln. Alle wählten natürlich Maurras! So wurde Maurras mit einer überwältigenden Mehrheit, die fast ausschließlich auf mein Wirken zurückzuführen war, zum Vordenker der katholischen Jugend Belgiens ernannt.

Q. — Inwiefern war dieses Ergebnis, wie Sie sagen, abstrus?

R. — Hören Sie zu. Kaum war diese Abstimmung bekannt, widmete die Zeitung Das freie Belgien, in der ein Rechtsanwalt namens Passelecq regierte — eine Essigsäure, die selbst die widerstandsfähigsten Metalle durchlöchert — einen skandalösen Artikel über dieses pro-maurrassianische Referendum. Die zweite dramatische Wendung: Ein sehr wichtiger französischer Prälat, der heute in jeder Hinsicht tot ist, namens Mgr Andrieux, Erzbischof von Bordeaux, glaubt, vom Heiligen Geist besucht worden zu sein und schickt einen öffentlichen Brief mit Glückwünschen an diesen säuerlich riechenden Passelecq. Die "Action française" rannte in die Bresche, empörte sich über die Intervention dieses Kardinals und wälzte ihn in den Mief der farbigen Schmähungen von Léon Daudet.
Enormer Aufruhr in der Presse!

Der letzte Donnerschlag: Der Papst selbst wirft den Ball mit der Wucht einer Kanonenkugel zurück in die Netze der "Action française", in Form einer zustimmenden Botschaft an den antimaurrassianischen Kardinal, gefolgt von einem Dekret zur Exkommunikation der Widerspenstigen.
So dass ich, ein kleiner belgischer Junge aus einem Jesuitenkolleg, Kardinal Andrieux, den Papst und Maurras durcheinander in den Ring stieß, wobei alle aneinander klebten und sich hektisch die Federn und Mitren zerschlugen, während der Papst schließlich den armen, verdutzten Maurras mit einem heiligen Hämmern seines Stabes niederschlug.
Der große Skandal der "Action française", der große politisch-religiöse Jahrmarkt, der in Frankreich jahrelang zu Rebellionen und Verboten ex cathedra führen sollte, entstand in einem kleinen Zimmer des Jesuitenkollegs in Namur, einer wallonischen Stadt, die bis dahin nur durch Boileaus Ode an Ludwig XIV. bekannt gewesen war.

KAPITEL 2
JOURNALISMUS UND MYSTIZISMUS

Degrelle an der Universität Löwen — Angriff auf die Universitätsöffentlichkeit — Die seiltänzerischen Abenteuer von L'Avant-Garde — Das Fohlen Degrelle überspringt die Schranken — Freier Redakteur bei der Tageszeitung Le Vingtième Siècle — Der wahre Sozialismus — Bei einem Heiligen, Monsignore Picard — Degrelle und die Lepra der Slums — Für eine Revolution der Seelen — Politische Priester, Refluxer der Kirche — Das Volk außerhalb des Glaubens — Vom Glauben zum Rexismus.

Q. — Kommen wir zu Ihrer Ankunft an der Universität von Löwen.

R. — Ich kam nach Löwen, weil ich mein erstes Jahr in Philosophie und Literatur in Namur wegen der Wahl von Maurras nicht bestanden hatte.
Mein Professor in Namur war ein gewisser Pater Lemaire, mit einem Bauch wie ein Tetrodon, ein patenter Philosoph, verwirrt wie die Leute seiner Zunft, aber vor allem war er ein scharfer, konstanter Verächter von Charles Maurras. Für ihn war das Maurras-Referendum, das ich respektlos mitten im Unterricht bis unter sein Nasenanhängsel durchführte, eine große Geschichte, ja fast eine Beleidigung! Dieses war dick und er schnaubte wütend, sobald ich mit meinen maurrassianischen Stimmzetteln auftauchte. Als ich sie unterschreiben ließ, hatte ich mein Todesurteil unterschrieben!
So sehr ich mich auch bemühte, als das Examen am Ende des Jahres anstand, konnte ich meinen Schnabel kaum öffnen. Er starrte mich mit seinen großen, runden Augen an, die wie Tulpenzwiebeln hervorstanden. Sein aufgeblähter, birnenförmiger Bauch verriet seine versteckten Wutausbrüche und wurde von einer Art innerem Gebläse bewegt. Niemand außer diesem nachtragenden Vater konnte mich im Leben einschüchtern, aber er schaffte es!
Er hatte mich wie hypnotisiert. Ich stand mit offenem Mund da und verließ den Saal "betrunken", wie man so schön sagt. Was für ein Geschäft! Ich war immerhin das älteste Kind einer Familie mit acht Kindern! Im ersten Jahr meines Philosophiestudiums aufgegriffen zu werden! Ich konnte nur noch versuchen, mit eingezogenem Schwanz zu versuchen, mich an der Universität von Löwen wieder einzuholen. Ich wollte immer sofort auf einen schlechten Schlag, eine Herausforderung, geschweige denn auf einen Misserfolg reagieren. Dann muss man sich aufrichten, aufspringen, zuschlagen, gewinnen.
Dieser Lehrer hatte mich besessen, weil ich etwas getan hatte, was nicht der Überzeugung seines Geistes entsprach. Ich wollte und vollzog meine eigene Rache. Ich stand acht Monate lang jeden Morgen um 4.30 Uhr auf. Ich führte zwei akademische Jahre gleichzeitig durch. Meine Familie war entsetzt, weil ich nicht nur mein Jahr in Philosophie und Literatur wiederholen musste, sondern auch noch andere Kurse belegen wollte, die, man höre und staune, Kunst und Archäologie waren!
Jeden Morgen, wenn ich um 12.30 Uhr im Restaurant "Le Cornet", der Kathedrale von Löwen mit frittierten Kartoffeln, zum Mittagessen ging, hatte ich meinen Lehrplan bereits acht Stunden lang durchgearbeitet. Einer unserer lateinischen Kurstexte war ein komplettes Plädoyer, Ciceros "Pro Sestio"! Ich konnte dieses "Pro Sestio" auswendig und gab es zum Besten, als wäre ich persönlich mit der Verteidigung des Angeklagten betraut worden, 56 Jahre vor Christus!
Und es kam, wie es kommen musste: Ich erhielt innerhalb weniger Tage zwei "große Auszeichnungen". Ich eilte zur Post. Der heilige Pater Lemaire, der Anti-Maurrassianer, hatte mich freundlich als Papagei bezeichnet! Ich schickte ihm ein Telegramm: "Eine große Auszeichnung, Papagei Degrelle". Mein Pfeil steckte in seinem speckigen Stolz und kitzelte ihn lange.

Q. — In all dem ist noch keine öffentliche Aktion zu erkennen. Wann wird sie beginnen?

R. — Erst danach begann ich mit dem Apostolat und wechselte später aus Gründen, die ich noch erläutern werde, in die Politik und in die soziale Arbeit. Ich wollte denjenigen, die mein Rückgrat gebrochen hatten, beweisen, dass es hart ist, nicht bricht und sich nicht beugt.
Nachdem dies geschehen war, führte ich ein ganz besonderes Universitätsleben. Von Zeit zu Zeit, wie es die Kätzchen im Frühling tun, machte ich mich für einige Wochen aus dem Staub und flog nach Havanna, Mexiko City, Chicago oder Montreal. Aber dennoch belegte ich jedes Jahr zwei Kurse an verschiedenen Fakultäten: Jura, Sozial- und Politikwissenschaften, Kunst und Archäologie und sogar ein Jahr lang thomistische Philosophie, eine Spezialität der Universität Löwen. Mit Höhen und Tiefen, unvermeidlich,

aber mit einem gierigen Geist, der alles aufnahm, was intellektuell eine Nahrung und eine Bereicherung sein konnte.
Ich wusste schon damals, dass ich mich niemals als Anwalt oder Richter verkleiden würde. Aber ich wollte so viel Wissen wie möglich sammeln.
Gleichzeitig ging ich an die Öffentlichkeit, das erste Publikum, das ich haben konnte, das studentische Publikum.
In meinem ersten Jahr war ich so gut wie gar nicht draußen zu sehen, ich hackte mich durch. Aber im zweiten Jahr bot sich eine Gelegenheit zum Sprung. Die Eroberung des Lebens erfordert, dass man nie zögert, wenn das Ziel erscheint. Die Menschen, die keinen Erfolg haben, sind die, die zu lange zögern, wenn das Schicksal plötzlich auftaucht. Wenn der Moment gekommen ist, springt man auf die Beute. Und man gewinnt, denn der Kühne hat den Vorteil, dass er zuerst gesprungen ist. Und die Unvorhersehbarkeit des Einbruchs lässt ihn den Fall gewinnen.

Q. — Worauf sind Sie gesprungen?

R. — Bis dahin gab es in Löwen eine Studentenzeitung mit dem Namen L'Avant-Garde. Diese Zeitung war untergegangen. Ihre jungen Redakteure hatten im vergangenen Jahr insgesamt sieben Ausgaben veröffentlicht. Kurz gesagt, die Abonnenten wurden neu gegründet. Die Druckerei war nicht bezahlt worden. Insgesamt war die Zeitung nicht wieder erschienen. Einen Monat nach Schulbeginn war noch immer nichts erschienen.
Ich sagte mir: "Alle kneifen, ich werde es versuchen."
Und ich brachte die Ente, von der alle dachten, sie sei verbrannt, wieder auf den Markt.
Für mich war dies eine große Schule der Presse. Während ich an einer Ecke des Kaffeetischs meine Artikel schrieb, musste ich mir sagen: "Niemand wird mehr ein Abonnement abschließen!". All diejenigen, die ihr Abonnement für das Vorjahr im Voraus bezahlt hatten, um nur sieben Ausgaben zu erhalten, werden nicht die geringste Lust haben, sich ein zweites Mal düpieren zu lassen. Ich müsste also in jeder Ausgabe eine große Käuferschicht mit etwas absolut Sensationellem ansprechen.
Die Leute würden sich nur dann auf die Zeitung stürzen, wenn sie mit etwas wirklich Beeindruckendem gelockt würden. Es gibt kein anderes Gesetz in der Presse. Eine Zeitung ist nur dann erfolgreich, wenn sie interessiert. Sie können Hunderte von Millionen in Zeitungen investieren: wenn Ihre Publikation unleserlich ist, wird sie nicht gekauft, egal, wie sehr Sie auf die Pauke hauen.
Wenn Ihre Zeitung jedoch spannend ist, werden die Leute sie kaufen, auch wenn sie Ihnen trotzig gegenüberstehen und Sie hassen.
So musste ich jede Woche etwas Außergewöhnliches in meiner Avant-Garde veröffentlichen. Ich schrieb die Zeitung fast ganz allein, abends im Café, im Tohuwabohu. Ich bestellte einen sogenannten "Stiefel", der zwei Liter Bier enthielt. Ich schmetterte meine zwei Liter Bier fröhlich in die Luft, während ich reichlich kopierte. Jede Woche — eine Voraussetzung für den Verkauf der nächsten Ausgabe — erfand ich einen Streich und versuchte, ihn noch verblüffender zu machen.

Q. — Was für eine Art von Scherz

R. — Ich inszenierte so lustige und extravagante Streiche, dass sie 1930 in einem Band unter dem Titel Die großen Streiche von Löwen im Rex-Verlag erschienen, ein Buch, das fast offiziell wurde, da es vom Generalsekretär der Universität, Professor Léon van der Essen, einem so renommierten Historiker, dass er, mein Vorwortgeber, 1945 Vorsitzender der Kommission für Kriegsverbrechen wurde, mit einem Vorwort versehen wurde. Ein bisschen Pech und der gute Mann, ein Freund des Lebens, hätte sich vor dem Dilemma gesehen, entweder zurückzutreten oder mich erschießen zu lassen.
Der Streich, der alle Rekorde brach, war meine "Dumas-Affäre". Ein solcher Autorenname konnte auf den ersten Blick das Publikum anziehen, da Dumas in der ganzen Welt bekannt ist. Selbst in den Vereinigten Staaten, Kanada und Japan weiß man, wer Alexandre Dumas war. Dass ein Dumas an meiner Avant-Garde mitarbeiten würde, konnte nur die Aufmerksamkeit der Leser auf sich ziehen. Ich unterschrieb also mutig "Alexandre Dumas, Enkel", den Fortsetzungsroman, von dem ich jede Woche einen Abschnitt veröffentlichte. Er trug den makabren Titel "Der blutige Bart". Leider schrieb ich ihn am Ende des Zwei-Liter-Bündels, so dass die Geschichte fast unleserlich wurde. In dem Kapitel, in dem ich fröhlich angekommen war, machten die Hauptfiguren von Alexandre Dumas Enkel einen Ausflug in die Kanalisation der Stadt Löwen, wo sie den Schädel von Darius im Alter von 12 Jahren und dann den Schädel desselben Darius im Alter von 57 Jahren gefunden hatten. Das war ziemlich erstaunlich.

Q. — War der Fall aussichtslos?

R. — Um ein erneutes Interesse an dem mittlerweile verwickelten Roman zu wecken, dachte ich an einen Protest der Familie Dumas.
Die Familie, so dachte ich, konnte doch nicht am Tag der Beerdigung des produktiven Gründers plötzlich in einer Falltür verschwunden sein. Ausgehend von dieser Annahme schickte ich mir einen schönen Protestbrief seiner Erben. In diesem Brief, der zu Recht empört und sogar rachsüchtig war, wetterten die Dumas gegen die miserable Literatur, die ich diesem Alexandre Dumas, Enkel, unterstellte, von dem sie behaupteten, dass er überhaupt nicht existiere.
Nun gut, ich hatte also einen schönen, aufsehenerregenden Brief.

Q. — Und was noch?

R. — Wir von L'Avant-Garde hatten schon so viele Boote gebaut, dass ich mir sagen musste: Die Leute werden nicht auf dieses neue Boot steigen! Sie werden sagen, dass der Brief der Dumas-Erben nur ein Trick ist!
Folglich dachte ich mir einen ordentlichen Prozess aus, der von der Familie Dumas angestrengt wurde. Ich habe zwei Generationen von Nachkommen erfunden, von denen die einen in Paris in der Rue Carpentras und die anderen in Anjou leben. Warum eigentlich nicht?
Einer der lautesten Baritone der damaligen Pariser Anwaltskammer war der linksgerichtete Senator Henry Torrès. Ich tat so, als ob dieser große Anwalt von Paris aus die gerichtliche Operation in Gang gesetzt hätte. Ich ließ gefälschtes Briefpapier auf den Namen von Torrès drucken. Mit einem von ihm — oder genauer gesagt von mir — unterzeichneten Brief beauftragte der Pariser Anwalt einen belgischen Anwalt, ihn in dem Verfahren zu vertreten. Dieser Anwalt war ein christdemokratischer Abgeordneter, der im Grunde genommen ein Idiot war. Er war sehr erfreut über diese Werbung für seine Eitelkeit.
Ich ließ dann einen louvanesischen Gerichtsvollzieher, ebenfalls auf "offiziellen" Antrag von Torres, die Vorladungen vorlegen. Der ehrliche Beamte kam zu meiner kleinen Wohnung, um uns vorzuladen. Alle Freunde waren unter dem Bett zusammengepfercht, um den Spaß nicht zu verlieren.
Der Prozess, so unglaublich er auch war, fand am festgesetzten Tag und zur festgesetzten Zeit statt: dreitausend Studenten zogen durch die Stadt und stürmten in Massen das Gerichtsgebäude, was einen unglaublichen Lärm verursachte.
Ich hatte die gesamte Presse des Landes auf den Plan gerufen und schrieb in pathetischem Ton an die Direktoren der Zeitungen: "Was ist das, man wird nicht einmal mehr studentischen Humor dulden? Was haben diese Torres und andere ausländische Agitatoren damit zu tun? Auf diese Weise angeregt, kam die Presse nach Löwen, wie man zu einer guten Eisenbahnkatastrophe oder der Scheidung einer Schauspielerin kommt.
"Ist es wahr? Ist das ein weiterer Scherz?", fragten sich die Journalisten.

Q. — Aber es war ein Lauf zu einer Verurteilung wegen Missachtung des Gerichts?

R. — Mein guter Lehrer, Monsignore Picard, sagte mir, dass ich ihn mit drei Worten über den Schwindel informiert hatte, bevor ich mich auf die Anklagebank setzte.
Es gab keinen Zweifel, das Gericht tagte! Drei Richter! Nicht weniger! Mörser auf ihrer Glatze, verkrampft hinter ihrer Karaffe! Die Debatten waren erbittert, homerisch und dauerten drei Stunden lang an. Ich verteidigte die Pressefreiheit und den studentischen Humor mit der Energie eines Tour de France Champions, der auf dem Tourmalet in die Pedale tritt.
Nach Abschluss der Verhandlung verkündeten die Richter angesichts der Kompliziertheit des Falles, dass das Urteil auf eine Woche verschoben werden sollte. Wir verließen das Gericht mit einem fantastischen Lärm, begleitet von der gesamten Presse.
Ich ließ die Berichte überall veröffentlichen. Aber die Richter? Welche Verurteilung würde mir die scharlachrote Wut der alten Justizpäpste einbringen, die feierlich in eine solche Farce verwickelt wurden?
Nun, nein! Sie nahmen die Beleidigung gelassen hin. Ich hatte einige Stunden später eine Sonderausgabe von L'Avant-Garde veröffentlicht, die von Tausenden von Neugierigen verschlungen wurde und in der ich unter anderem den würdigen Schiedsrichtern von Recht und Gesetz erklärte, dass der belgische Staat nicht nur nicht geschädigt wurde, sondern sogar ein sehr gutes Geschäft gemacht hatte, da er von der großzügigen Ausgabe von 2,45 F für Steuermarken profitierte, die von uns Studenten getragen wurde.

Die Richter konnten kaum etwas anderes tun und lachten wie alle anderen! Später wäre ich sogar fast ihr Vormund geworden, da ich zehn Jahre später, 1936, gebeten werden sollte, das Amt des Justizministers anzunehmen!
In der Zwischenzeit war meine Studentenzeitung dank Alexandre Dumas Enkel, seiner Pseudofamilie, dem Phantom Torres und den drei Richtern, die viel weniger Phantom gewesen waren, endgültig gestartet; die Auflage erreichte 10.000 Exemplare und wir druckten unsere Ente wie die Großen in Brüssel auf einer Zeitungsrotationsmaschine.
Am Ende des akademischen Jahres hatten wir so viel Gewinn gemacht, dass wir den wagemutigen Abonnenten alle Abonnements zurückzahlten und uns ein super-breugelisches Bankett leisteten, das einundfünfzig Stunden dauerte, nicht eine weniger. Ich stellte ein bedeutsames Buch vor: La belle vie à Louvain (Das schöne Leben in Löwen). Und wirklich, wir hatten ein schönes Leben!

Q. — War diese "Avantgarde" der Beginn Ihrer Tätigkeit?

R. — Die Avantgarde war für mich eine Schule, in der ich Lehrer und Schüler zugleich war. Ich wusste nun, wie man durch Lebendigkeit, Direktheit und Einfallsreichtum den Erfolg einer Zeitung sichern kann und wie man mit der Presse Geld verdienen kann, anstatt es zu verlieren.
Ich habe die Ausgabe meiner ersten Bücher an das kostenlose Medium dieser Wochenzeitung angeschlossen und ihnen so eine ziemlich große Verbreitung gesichert. Verbreitung bedeutet auch Rückwirkung.
Von diesem Zeitpunkt an erhielt ich Einladungen von außen. Als ich mein kleines Buch "Junge Federn und alte Bärte" veröffentlichte, wurde ich zu "Zwanzigstes Jahrhundert" eingeladen, das vor 1940 die zweitgrößte katholische Zeitung Belgiens war. Dort thronte ein sanfter Riese, Abbé Wallez. Man rieb sich dort auch an der violetten Seide eines Prälaten mit einer Nase, die von einem burgundischen Weinkeller erleuchtet wurde, der ein sehr großer Journalist war und Monsignore Schrygens hieß.
Dieser hatte mein Buch gelesen und widmete ihm ein literarisches Feuilleton: "Es verspricht viel", schrieb er, "dieses junge Fohlen, das strampelt, das piaffiert, das die Zäune überspringen will". Das Fohlen hatte ihr Interesse geweckt.
Ich wurde nach Brüssel eingeladen. Abbé Wallez, der Chef, sagte zu mir: "Sie sind Student, wir werden Sie nicht in unsere Büros holen und Ihnen den Kontakt zu den studentischen Kreisen abgewöhnen. Setzen Sie Ihr Studium fort, wie Sie wollen. Wir werden Ihnen ein Gehalt als Redakteur geben und Sie werden von Löwen aus frei für das Zwanzigstes Jahrhundert schreiben".
Eine großartige Lösung, die mir im Alter von 20 Jahren eine prominente Tribüne sicherte.
"Was kann ich dann schreiben?
— Freie Hand!" Das war die Antwort.
So konnte ich schnell meine erste Gelegenheit nutzen, um meine sozialen Vorstellungen einem breiten Publikum vorzustellen.

Q. — Wie haben Sie angefangen?

R. — Alles, was ich über das Elend der Arbeiterfamilien in den Arbeiterbezirken und insbesondere im Lütticher Becken gesehen hatte, wollte ich für die Zwanzigste Jahrhundert einige Monate lang an Ort und Stelle untersuchen. Ich ließ keinen proletarischen Vorort in Brüssel, Lüttich, Mons, Charleroi und Gent aus. Als ich fertig war, startete ich in Zwanzigstes Jahrhundert eine Reportage über die Slums, ein Pflasterstein wie Quarz, den ich in den Teich der Politiker ohne soziales Interesse warf.
Der Direktor der Zwanzigste Jahrhundert hatte meine Kopie am ersten Tag — ziemlich besorgt über seinen heftigen Ton — in eine Ecke ganz unten auf der ersten Seite gelegt und dann das Wesentliche viel weiter nach hinten in das Durcheinander der Innenseiten geschickt. Am nächsten Tag bedeckte mein Bericht zwei Spalten der ersten Seite. Am dritten Tag erstreckte er sich über die ersten drei Spalten. Und so ging es weiter bis zum Ende der Serie. Schreckliche Fotos unterstrichen den Wahrheitsgehalt meiner Aussagen.
Die Wirkung war beträchtlich. Meine Texte, die 1930 in einem Band zusammengefasst wurden, erhielten ein Vorwort vom Arbeitsminister selbst, einem Mann namens Heyman, einem guten Mann mit Melone, der so groß war wie ein Spatz auf dem Dach.
In der Tat waren wir, die zukünftigen Rexisten, viel sozialer als die Mamouchis der Sozialistischen Partei, die gentrifiziert und längst bürokratisiert waren, nicht mehr den Mut des Volkes besaßen, fast alle korrupt waren und den Glauben an ihre Sache verloren hatten.
Noch mehr als sie verabscheuten wir die sogenannten Christdemokraten, Bondieusards, Kakerlaken, Heuchler, die immer bereit waren, aufzugeben, zu verraten und sich vor den marxistischen Führern zu

verbeugen, damit diese ihre ängstliche und stumme Präsenz im linken Lager mehr oder weniger tolerieren konnten!
Die Päpste des Arbeiterbeamtentums und die gelben Schwätzer der Christdemokratie waren nur noch die Karikatur eines reinigenden und gesunden Sozialismus, wie ihn sich das Volk erträumt hatte.
Wir, die jungen Revolutionäre des entstehenden Europas, würden bald die Träger des wahren Sozialismus sein, der die notwendige Ordnung des Staates und die soziale Gerechtigkeit in der Zusammenarbeit der Klassen, die künstlich und verbrecherisch vom Marxismus und ebenso vom Hyperkapitalismus gegeneinander aufgehetzt wurden, in Einklang bringen würde.

Q. — Was war Ihr Ziel bei diesem ersten Durchbruch?

R. — Wie wir gesehen haben, hatten sich meine Presseunternehmen bereits recht glücklich entwickelt. Ich hatte eine Wochenzeitung, L'Avant-Garde. Ich nutzte die Hefte der belgischen katholischen Jugend in großem Umfang. Die Zwanzigste Jahrhundert hatte mir das Privileg einer großen Tribüne eingeräumt. Dann bot mir Bischof Picard, der Leiter der Katholischen Aktion, an, bei ihm in Löwen zu wohnen, um seine Publikationen mit Leben zu füllen.
Ich war Student und lebte von da an unter seinem Dach. Bischof Picard, der 1945 starb, war der außergewöhnlichste Priester, den ich in meinem Leben kennengelernt habe. Er war ein Heiliger. Und für mich besteht das Wesentliche im Leben eines Priesters darin, ein Träger der Heiligkeit zu sein. Er muss ausschließlich ein Herold des geistlichen Lebens sein. Es gibt genug christliche Laien auf der Erde, die weltliche Partei ergreifen können. Ein Priester, der ständig mit Fällen von politischem Protest, Gewerkschaften, Abtreibung, Päderastie und hundert ähnlichen Geschichten konfrontiert ist, ist für mich ein Kirchenreflorist, kein Priester.
Was ist ein Priester? Er ist dazu da, um zu versuchen, die Menschheit in den Himmel zu führen, und nicht, um hundert streikende, grölende Samtpfoten unter der Kanzel zu beherbergen und zu predigen.
Bischof Picard war ein vollkommener Heiliger. Ich las jeden Morgen um sechs Uhr die Messe für ihn, denn oft arbeiteten wir nachts noch zusammen oder kamen übermüdet in der dritten Klasse von einer Konferenz aus dem einen oder anderen Teil des Landes zurück. Aber bei diesen Konferenzen hörte uns immer das gleiche Publikum aus dem Bürgertum und der Mittelschicht zu, höflich, wohlmeinend, betreten. Ich quälte mich: Die guten Leute sind gut, aber wo ist das Volk? Wie erreichen wir es? Wie — wiederholte ich mich jeden Tag — wie können wir die Menschen zu einem großen, elementaren und wesentlichen Glauben zurückbringen, der die tiefsten Wurzeln des Seins erreicht? Wie können wir die schrecklichen Dämme durchbrechen, die zwischen den Menschen und dem Glauben errichtet wurden?

Q. — Welche Mittel haben Sie eingesetzt?

R. — Dies ist ein Problem, das sich heute noch mehr stellt und dessen Lösung mir zweifelhafter erscheint als in der Zeit der einfachen Irreligion, jetzt, da ein traumatisierter Klerus eine Demagogie spielt, um die Arbeitermasse aus dem Wasser zu fischen, die sich selbst als befreiend bezeichnet, aber nur dazu dient, die Massen zu ersticken und noch mehr zu ersticken, die in der teuren Müllhalde eines Materialismus herumplanschen, der wie Pech an ihnen klebt.
Nicht, dass man nicht mit aller Kraft dafür kämpfen sollte, dem Volk soziale Gerechtigkeit zu bringen. Sie wurde ihm lange vorenthalten. Aber dann darf es nicht nur um des Beefsteaks willen geschehen!
Als ich 20 Jahre alt war, war es bereits offensichtlich, dass viele Arbeiter außerhalb des geistlichen Lebens lebten. Sie lebten außerhalb der Religion, weil die Religion mit allen möglichen Formen der Herrschaft des Kapitalismus verbunden war. So war es. Die Kirche vor 1940 war allzu oft die Kirche der Wohlhabenden. Darüber hinaus gab es in vielen Ländern, allen voran Belgien, eine katholische Partei, die im Allgemeinen nicht sehr verlockend war und sich unter dem Deckmantel von Monstranzen und Messgewändern in schmutzige Finanzskandale verwickeln ließ.
Kein Laie, kein Christ durchbrach diese schändlichen Ketten. Wo immer Sie in Belgien zu Arbeitern gingen, sagten diese: "Und Ihre katholische Partei, ist das Religion?".
Dieses Duell geißelte mich. Die Religion musste wieder rein werden, sich von ihren Kompromissen befreien und alles auf seine rein göttliche Mission zurückführen. Es war an den christlichen Laien, die Ärmel hochzukrempeln und den zeitlichen Teig zu kneten. In den schmutzigen Kämpfen der Parteien und dem Überbietungswettbewerb der Gewerkschaften durfte die Kirche um keinen Preis ihr geistliches Wirken verwickeln.

Der Widerstand der Arbeitermassen gegen eine Kirche, die ihre geistliche Berufung herabsetzte und sich selbst verleugnete, indem sie sich in demagogische Gewänder kleidete, schmerzte mich so sehr, dass ich, so jung ich auch war, eine direkte, lebendige apostolische Tätigkeit in der Nähe der Massen begann.

Q. — Was war Gott für Sie? Und was war Ihre Haltung gegenüber dem Klerus?

R. — Ich habe Ihnen bereits ein paar Worte darüber gesagt, als ich Ihnen von meinem Glauben in der Kindheit erzählte. Für mich ist Gott alles. Die Kirchen und der Klerus sind Transmissionsriemen. Sie sind nicht das Wesentliche, sie helfen, das Wesentliche zu erreichen. Das Wichtigste ist, das Herz des Menschen zu erreichen, das von Natur aus nach dem Spirituellen strebt. Sei es durch eine Religion oder eine andere. Als Russe hätte ich Gott nach dem orthodoxen Ritus geliebt. Als Araber wäre ich den Wegen des Islam gefolgt, um ihn zu erreichen. Und den Hinduismus, wenn ich in Kalkutta gelebt hätte. Das Wichtigste ist Gott. Es ist die Liebe zu Gott. Es ist die Liebe der Menschen durch Gott. Der Rest, Bischöfe, Popen, Mullahs, Bonzen, sind nur Stufen, die oft wackelig sind, so unentbehrlich sie auch für ein Volk sind, das ohne feste Meilensteine und Führer nicht auskommen kann.
Wenn ein Mensch sich mit der ganzen Kraft seines Herzens Gott hingibt, sind die Umwege und Umrisse durch das Geflecht der Riten nur eine Hilfe.
Als uns als Kind im Katechismus erklärt wurde, dass der Katholizismus der einzig zulässige Weg zu Gott ist, war ich erstaunt. Dieses Monopol der christlichen Erlösung erschien mir missbräuchlich. Nur weil ein Kind an den Ufern des Ganges, des Jangtsekiang oder des Kongo geboren wurde, war es geistig verloren? War ihm der Himmel verwehrt? Nur weil der Pfarrer von Bouillon sein Amt nicht in den staubigen Wüsten Arabiens oder im tropischen Buschland ausgeübt hatte?
Diese Exkommunikation von vier Fünfteln der Menschheit hat mich schockiert. Gott ist der Gott aller Menschen, des Niggerkindes im äquatorialen Regenwald, des Hindu, der seine Kuh betrachtet, des Kanaken in seinen Mangrovenwäldern. Nach dem Katechismus, der uns gelehrt wurde, hätte man alle, die nicht streng katholisch waren, aus den himmlischen Aussichten vertreiben müssen, und zwar aufgrund von doktrinären Interpretationen, die diese entfernten Völker weder die Gelegenheit noch die Möglichkeit hatten, zu analysieren oder zu vergleichen.
Dasselbe gilt für Kinder! Wenn sie starben, ohne die wenigen Tropfen Wasser der Taufe auf ihren kleinen, schuppigen Schädel erhalten zu haben, mussten sie in die Vorhölle gehen? Außerhalb der Gegenwart Gottes, der sie und uns, die wir rechtzeitig vom Pfarrer unserer Gemeinde gesalbt wurden, erschaffen hatte....

Q. — Hielt Sie all dies nicht davon ab, ein eifriger Propagandist dieser Kirche zu sein?

R. — Nicht wirklich. Ich wollte die Menschen zu Gott bringen und nicht zu einer religiösen Maschinerie, deren Unzulänglichkeiten und Notwendigkeit ich aus nächster Nähe kannte.
Ich hatte das Schauspiel des Kardinals von Mechelen vor Augen, für den ein Ungläubiger ein Monster war. Für mich war ein Ungläubiger ein Bruder. Das Apostolat, wie ich es verstand, war das Gegenteil dieser Inquisitionsmentalität. Es bestand nicht darin, Barrieren zwischen den Gläubigen und denen zu errichten, die keine göttliche Erleuchtung erhalten haben oder für die der Ruf Gottes eine Fantasie oder sogar Unsinn ist.
Ein Ungläubiger kann für einen Gläubigen nicht ein Verworfener sein. Die Gnade ist ein Geschenk. Man kann sie nicht empfangen. Sicherlich hätten viele Menschen, die ihre Blendung nicht empfangen haben, die Demut haben können, sie zu erbitten. Gott ist für jeden erreichbar.
Er ist der Allmächtige. Die gesamte Natur schreit nach seiner Existenz: Die Tausende von Lebewesen, der Vogel, der verzweifelt singt, die Schmetterlinge mit ihrem prächtigen Schmuck, der Körper des Menschen, das Wunder des Auges, das das Universum erfasst, die Komplexität des Gehirns mit seinen Millionen von nährenden Verflechtungen, die erstaunliche Ordnung des Sternenhimmels, Die Welt ist Ordnung und Macht, und der Zufall, wenn er auch einige glückliche Begegnungen hervorbringen konnte, hätte niemals diese fantastische Harmonie erschaffen können, in der die kleinste Mücke ein Meisterwerk ist.
Aber Gott ist nicht nur Macht, er ist auch und vor allem Liebe. Dies ist das große Geheimnis der Herzen. Wir wollen lieben, wir wollen geliebt werden. Unser ganzes Wesen ist auf denjenigen ausgerichtet, der unser tiefstes Inneres empfängt, selbst auf der menschlichen Ebene. Das Drama besteht darin, nicht zu sehen, wo die Liebe ist, in den Schatten zu wandern, die wunderbare Erleuchtung nicht erhalten zu haben. Gott ist diese Erleuchtung, die uns in allem durchdringt, die uns in allem bewegt, die uns erfüllt und die uns mitreißt.
Dem Ungläubigen erscheint diese Durchdringung als Hysterie und Dummheit, weil er sie nicht versteht. Er ist wie ein Mensch, der in der Dunkelheit den elektrischen Schalter nicht gefunden hat, der ihm das Licht gibt.

Viele möchten tief in ihrem Inneren glauben, dass es dieses Licht gibt, dass es einen Gott gibt, einen Gott, dessen Ruf sie nicht gehört haben, manchmal vielleicht, weil sie nicht bescheiden zu ihm gesagt haben: Wenn es dich gibt, Gott, dann erleuchte mich!
Viele haben diesen Ruf ausgesprochen, von Paulus bis Pascal, von Pastor bis Léon Bloy. Und sie haben die Antwort erhalten. Viele andere haben nicht darum gebeten und sind mit ausgestreckten Armen außerhalb des Heiligen geblieben, an der Schwelle zum wahren Leben.
Es war diese Liebe Gottes, dieses Geheimnis Gottes, diese Gnade Gottes, sein pathetischer Appell an die Menschen, die mein Handeln leiteten. Ich besaß diesen Glauben, mein Herz brannte für seine Freuden. Ich wollte mein Glück an andere weitergeben.

Q. — Wie kommen Sie mit der Existenz anderer Religionen zurecht?

R. — Das ist ein anderes Problem.
Ein höheres Wesen könnte vielleicht allein zu einer spirituellen und sogar mystischen Durchdringung gelangen.
Aber die Menge muss geführt, geleitet und betreut werden. Christus brachte der Menschheit das Christentum zu diesem Zweck auf Kosten seines schrecklichen Todeskampfes. Dies hinderte die Kirche nicht daran, in den Händen der Menschen oft zu versagen. Das Papsttum war mehr als einmal eine Taverne der Schurken mit aufsehenerregenden Skandalen. Aber im Großen und Ganzen hat die große Institution der katholischen Kirche Millionen von Menschen, die nicht in der Lage waren, Gott allein zu erreichen, zu einem befreienden spirituellen Leben verholfen.
Auch die anderen Religionen hatten ihre Probleme. Die orthodoxe Kirche hatte ihre Ausschreitungen, der Islam seine heftigen Auseinandersetzungen. Luther selbst, der die Skandale Roms anprangerte, entführte ein Mädchen, das auch noch religiös war. Das Menschliche lauert auf den Priester wie auf jeden von uns. Es klebt seinen Klebstoff auf das Göttliche. Aber der Motor der Religionen, auch wenn er stottert, ist notwendig, um das Ende des spirituellen Weges zu erreichen; dank ihm steigen Millionen von Menschen in die Höhe, die sonst schon auf den ersten Metern in den Gräben bleiben würden.
Diese irdische Kirche kann ihre Fehler korrigieren, ihre Fehltritte berichtigen, ihre Schwächen überwinden und sich ihrer Mission immer mehr würdig erweisen. Unzählige Priester sind bewundernswerte Führer. Klöster sind die großen Seen der Menschheit, in denen sich der Himmel spiegelt und aus denen die erleuchteten und nährenden Wellen des Gebets und der Nächstenliebe strömen. Während der zwanzig Jahrhunderte seiner Ausbreitung hat das Christentum Tausende von Heiligen und Mystikern hervorgebracht, die mit Leib und Seele in die geistliche Hingabe hineingeworfen wurden. Jede Epoche hat sie gekannt. Sie retteten alles. Letztendlich haben sie und Gott, der die Schwachen unterstützt, dafür gesorgt, dass zweitausend Jahre katholischer Klerus den Gläubigen eine effiziente Organisation und den Ungläubigen die ständige Wiederholung geistlicher Appelle beschert haben.
Wie auch immer, die Kirchenführer sind nur Werkzeuge Gottes, die jeder auf sein Gewissen achtet, unvollkommene Hirten, die in einer gewissen Ordnung und mit einem Minimum an Zusammenhalt Herden führen, die nirgendwo ankommen würden, wenn sie verstreut blieben.

Q. — Was ist mit den Ungläubigen?

R. — Es muss ein Ende haben, die Ungläubigen auf den Index zu setzen. Millionen von Männern und Frauen, die Gott nicht begegnet sind, führen ein bewundernswertes Leben, das oft verdienstvoller ist als das von uns Gläubigen, weil ihre Existenz zeitlich begrenzt ist und nicht die Überzeugung oder Illusion eines außerirdischen Gegenstücks hat. Die Korrektheit ihres Lebens ist frei von jeglicher Kompensation. Und von jeder Fata Morgana. Im Vergleich zu ihnen sollten wir die Minderwertigkeit unserer Gabe spüren.
Wie oft habe ich Bewunderung und Rührung empfunden, als ich an der Ostfront sah, wie viele meiner jungen, ungläubigen Kameraden der Waffen-SS mit aufrechtem Herzen und leuchtenden Augen in den Tod gingen, d.h. in das Opfer, hinter dem ihr glühendes Leben nichts mehr war.... Ihre Selbstaufopferung für ihr menschliches Ideal war vollständig und unumkehrbar. Und sie gingen ohne zu zittern darauf zu...
Eine Seele ist ein unverletzlicher Garten. Man darf sich ihm nur mit Zärtlichkeit nähern und nicht als Landsknecht eines Glaubens, dessen Unnachgiebigkeit verletzen würde und im Übrigen Unsinn und Entweihung wäre. Wenn Sie in den geheimen Schatten eingeladen werden, müssen Sie auf Zehenspitzen gehen und wissen, dass Sie vielleicht ein viel höheres Bewusstsein vor sich haben als Sie selbst. Was für eine Freude ist es jedoch, wenn man durch seine Überzeugung seine Freude in die Herzen der anderen bringen kann!

So war mein Gemütszustand im Alter von 20 Jahren in Bezug auf Gott, die Kirche und den Menschen als Bruder, ob er nun glaubte oder nicht.
Sie wollten, dass ich diese Selbstbeobachtung durchführe. Es war schwierig, Ihnen zu antworten. Ich habe es getan. Das Herz eines Menschen, der davon träumt, ein Eroberer von Seelen zu sein, ist nur dann wertvoll, wenn es weit offen ist. Sie haben gerade meins gesehen, das wie auf einem Operationstisch freigelegt wurde.

Q. — Es ist wahrlich selten, dass ein Mensch so aufrichtig über Gott spricht wie Sie. Wie hat sich Ihr Glaube in Ihren Taten niedergeschlagen?

R. — Es war nicht ohne Risiko, dass ein kleiner Junge sich als Prediger betätigte. Ich erinnere mich an meine ersten Versuche. Ich ging nach Seraing, einem großen Industriezentrum in der Nähe von Lüttich, das damals eine der stärksten Bastionen des Kommunismus war, um über die Karwoche zu sprechen. Für einen Priester wäre es schwierig gewesen, dort in der Öffentlichkeit vor den Massen von Arbeitern über Christus zu sprechen. Ich organisierte eine Passionswoche. An sechs aufeinanderfolgenden Tagen erklärte ich auf dem Marktplatz das Opfer Christi am Kreuz. Nun, die Menge, die anfangs spöttisch war, aber bald zahlreich wurde, hörte zu. Ich hatte die Anwesenden zum Weinen gebracht, ja, zum Weinen. Dies war der Beweis, dass alles möglich war, dass die religiöse Sensibilität des Volkes immer noch vorhanden war und sein Bedürfnis, die Nebel und Schatten der Ungewissheit zu überwinden...
Übrigens, ich wiederhole es für alle jungen Leute von heute: Alles ist immer möglich. Es gibt kein Hindernis für denjenigen, der den Glauben hat, der durch ihn verbrannt wird und der andere durch ihn verbrennen wird.
Schon damals dachte ich, als ich die völlig normale Rebellion des Volkes sah, dass es darum gehen würde, das Volk von Egoismus und Materialismus zu befreien, nicht indem man sich bemüht, mehr als Marx, Engels oder Lenin zu versprechen, sondern indem man versucht, jedes verlassene, müde, beschmutzte Herz neu zu streichen, eine wahrhaft menschliche, gerechte, brüderliche Gemeinschaft wieder aufzubauen und die höchsten Seelenschwingungen in ihr wiederzubeleben.
Das war es, was mich dazu brachte, den Rexismus zu gründen.

KAPITEL 3
DIE FLAMEN UND DER DEUTSCHE FALL

Die flämische Frage, eine Frage der Gerechtigkeit — Der Krieg der zwei Nationalitäten — Der Hass des Ersten Weltkriegs — Die Bibliothek von Löwen, ein Blasebalg für deutsche Intellektuelle — Der zweiundsiebzig Meter lange "Furore teutónico" — Léon Degrelles erstes Buch mit einer großen internationalen Auflage — Jenseits der Feindschaften des Ersten Weltkriegs — Abschied von einer engen Welt.

Q. — Léon Degrelle, wie sind Sie von einem mystisch angehauchten Animateur zur Politik gekommen?

R. — Wie Sie sehen konnten, beschränkte ich mich auch damals auf Maßnahmen, die auf eine spirituelle Wiedergeburt abzielten. In politischer Hinsicht gingen meine Vorschläge nicht über das Stadium der Analyse und des Nachdenkens hinaus.
Ich bin nicht so schnell zu öffentlichen, irdischen Aktionen übergegangen, wie man denken könnte. Ich kam dazu, weil eine geistige Erneuerung ohne eine große politische Reinigung nicht mehr möglich war.
Es stimmt, dass ich in der Doktrin von Maurras die großen Grundlagen des Staates entdeckt hatte, der geordnet, dauerhaft, kompetent und verantwortlich ist. Ich hatte gleichzeitig und über den Maurrassismus hinaus die Notwendigkeit einer großen sozialen Aktion gesehen, die nicht von der politischen Aktion getrennt werden konnte, da beide sich gegenseitig durchdringen mussten.
Ebenso war ich schon in meiner Anfangszeit an der Universität von einem Phänomen beeindruckt, das heute in vielen Ländern, in denen die Frage des Regionalismus zu einem wichtigen Phänomen geworden ist, unter verschiedenen Aspekten auftritt: Ich meine das Erwachen der Völker, die in ihrer Kultur und ihrer Würde verletzt wurden.

Q. — Ich nehme an, Sie beziehen sich auf die flämische Frage, die Belgien seit fast einem Jahrhundert vergiftet?

R. — Sie war für mich in erster Linie eine Frage der Gerechtigkeit. Im Grunde war alles in meinem Leben, von meiner Kindheit und vor allem von meiner Jugend an, von einem Bedürfnis nach Gerechtigkeit geplagt. Die flämische Frage entstand aus den enormen Ungerechtigkeiten, die in dem Scheinbelgien nach 1830 auf Kosten eines bemerkenswerten Volkes begangen wurden.
Ausländer sind mit diesem Problem nicht vertraut. Außerdem handelt es sich für sie um ein geographisch sehr begrenztes Problem. Die Belgier selbst haben sich in diesem Konflikt so sehr in die Haare gekriegt, dass sie oft nicht mehr durchblicken. Es ist jedoch klar, dass es in einem Land wie Belgien, in dem mehr als die Hälfte der Bürger Flamen sind, absolut inakzeptabel war, dass Millionen von Einwohnern in ihrer Sprache und Kultur unterdrückt wurden. Dies war seit der Revolution von 1830 der Fall, als die großen alten Niederlande dummerweise in zwei Hälften geteilt wurden, um im Süden ein falsches, um die Hälfte verkürztes Belgien zu schaffen, in dem die Flamen aus Hass auf die Holländer, ihre brutal verstoßenen Landsleute im Norden, 100 Jahre lang nur als minderwertige Mitbürger behandelt werden sollten, deren Sprache fast verachtet wurde und die den Bauern und dem Gesinde vorbehalten war.

Q. — Wo und wann wurde Ihnen diese Situation bewusst?

R. — Bereits im Jesuitenkolleg schockierten mich einige antiflämische Reaktionen. Aber ich entdeckte sie vor allem an der Universität von Löwen. Die flämischen Studenten mussten viele Kurse auf Französisch belegen. Wir Jurastudenten hatten festgestellt, dass es 120 Jahre dauern würde, bis an unserer Fakultät der Unterricht in flämischer und französischer Sprache gleichgestellt sein würde!
Die Kadenz war so geplant: hundertzwanzig Jahre, bevor unsere flämischen Mitstudenten die Möglichkeit haben würden, das Gesetzbuch in ihrer eigenen Sprache zu studieren! Und selbst wenn sie es gewollt hätten, hätten sie es nicht verwenden können, weil es zu diesem Zeitpunkt kein Gesetzbuch in flämischer Sprache gab! Es existierte nur auf Französisch. Ein flämischer Anwalt musste einen Kodex in einer anderen Sprache als seiner eigenen konsultieren, um einen Fall zu verhandeln.
Die ganze Angelegenheit war von skandalösen Ungerechtigkeiten geprägt. Es wurden Flamen verurteilt, die kein Wort der Gerichtsverhandlungen verstanden hatten, denen sie unterzogen worden waren. Die gleiche Ungerechtigkeit wurde in der Armee während des Ersten Weltkriegs 1914-1918 angewandt. Die

überwiegende Mehrheit der Soldaten der belgischen Armee waren Flamen. Aus einem unannehmbaren Grund: Die Rekrutierung war begrenzt und die Einberufung erfolgte durch das Los; eine "gute Nummer" zu ziehen bedeutete, dass man vom Dienst befreit wurde. Der erschwerende Umstand war, dass die Reichen, wenn sie ein "schlechtes" Los zogen, sich für zweitausend Francs einen Ersatzmann leisten konnten. Da die Flamen damals die Armen Belgiens waren, schickte der junge, wohlhabende Bürger für zweitausend Franken einen Flamen an seiner Stelle in die Kaserne oder sogar in den Tod.
So kam es, dass bei Ausbruch des Krieges 1914 84% der belgischen Soldaten Flamen waren. Fast alle wurden jedoch von französischsprachigen Offizieren befehligt, was zu unvorstellbaren Komplikationen führte, da die Soldaten in entscheidenden Momenten die ihnen erteilten Befehle nicht verstehen konnten.
Wirklich schändliche Verfolgungen trafen auch die Empfindsamkeiten: mitten im Krieg wurden Grabsteine von Soldaten mit flämischen Inschriften entfernt, zerschlagen und Straßen an der Front mit den Trümmern bestreut.
Die flämische Jugend rebellierte gegen diese Ungeschicklichkeiten, Ungerechtigkeiten und Beleidigungen.

Q. — Welche Chance hatten Sie als junger Wallone, etwas an diesem Zustand zu ändern?

R. — Als ich an der Universität Löwen ankam, wurde ich Zeuge eines erstaunlichen Schauspiels: eine Hälfte der Universität befand sich im Krieg mit der anderen Hälfte der Universität. Es war ein offener Krieg! Die Studenten kämpften abends auf allen Seiten. Mit Ziegelsteinen! Die Stadt Löwen wurde seit 1919 wieder aufgebaut. Ganze Stadtteile waren nur noch Baustofffelder: eine außerordentliche Munition für diese Kämpfe!
Ich sagte mir: "Das ist nicht mehr möglich, es gibt keine Möglichkeit, sich ein starkes Land, ein politisch geordnetes Land und ein sozial gerechtes Land vorzustellen, wenn es nicht in der Lage ist, eine seiner beiden Gemeinschaften kulturell zu respektieren.
Aber es war sehr kompliziert, diese Einstellung, diese Sitten und Gewohnheiten zu ändern, weil dieser Hass, wie jeder Hass, der älter wird, blind geworden war.
Ich beschloss, den Sack zu leeren.
Ich schrieb ein kleines Buch, das 1928 im Verlag Avant-Garde in Löwen unter dem Titel Les Flamingants veröffentlicht wurde. Denn die aktiven Flamen wurden die Flaminganten genannt. Der Begriff hatte einen deutlich pejorativen Klang. Dieses kleine Buch hatte seine Wirkung, weil es aufrichtig war.
Ein flämischer Nationalist, der zwanzig Jahre später belgischer Innenminister wurde, Alphonse Vranckx, brachte mir einen Monat später ein weiteres Buch als Antwort. Ich veröffentlichte es sofort.
Ich hatte in meiner "Avant-Garde" eine kleine Verlagsabteilung aufgebaut. Dann kam ein französischsprachiger Flämisch sprechender Mann namens Dautrécourt, der mir ein drittes Buch anvertraute, das ich auf die gleiche Weise auf den Markt brachte. Von diesem Zeitpunkt an waren die Kontakte und der Dialog ehrlich hergestellt.
Wir, die flämische und die wallonische Führung, hielten es für sinnvoll, jede Woche ein Informationstreffen abzuhalten. Ich ließ zuerst eine Entscheidung treffen. Der Chic bei Schlägereien war es, den Gegner zu skalpieren. Natürlich wurde nicht die Kopfhaut entfernt, wie bei einem Rothaut, aber die Frisur wurde entfernt. Die Wallonen trugen eine runde "Toque", die Flamen eine breite, rote und flache "Flatte". Die große Aufgabe bestand darin, dem anderen seine "Flatte" oder "Toque" zu entreißen und sie dann wie eine skalpierte Mähne an die Wand seines kleinen Studentenzimmers zu nageln. Einige von ihnen hatten Dutzende davon. Ich ließ sowohl von den Flamen als auch von den Wallonen beschließen, dass wir bei jedem Treffen die auf der einen oder anderen Seite gestohlenen Kopfbedeckungen melden sollten.
Dann traf ich eine weitere Entscheidung: Ich würde an allen flämischen Versammlungen teilnehmen, egal wie extrem sie auch sein mochten. Ich kam mit meiner wallonischen "Mütze". Bei jeder großen flämischen Versammlung war ich dabei. Manchmal war es ziemlich kompromittierend, wenn die anderen mit großen holländischen Fahnen in einer Prozession herauskamen! Zu diesem Zeitpunkt handelte es sich nicht mehr nur um die flämische Flagge, sondern um die Flagge eines fremden Landes. Es ging in Richtung Separatismus. Und sogar zu einem holländisch-flämischen Staat. Dies war der Plan der unnachgiebigsten Flamen. 1930 fand in Holland ein großer gesamtniederländischer Kongress statt und ich nahm selbstverständlich an diesen Versammlungen teil, bei denen voluminöse batavische Pfarrer den Vorsitz führten, die noch um drei Uhr morgens vor 500 Tänzern und Tänzerinnen Zigarren rauchten, die wie U-Boote aussahen.
Diese Haltung zugunsten der flämischen Justiz, ungeachtet der Exzesse, die bei Verfolgten und Verurteilten nicht selten vorkommen, sollte mich mein ganzes Leben lang begleiten.

Q. — Wie reagierten die Flamen?

R. — Die Flamen hatten endlich gesehen, dass sie sich auf andere als die Flamen verlassen konnten, um ihre Sache zu verteidigen.
So wie ich mich für die Sache der Iren einsetzte, oder wie ich mich heute für die Sache der Palästinenser einsetze, so setzte ich mich mit aller Kraft für die flämische Sache ein, nur weil sie gerecht war. Diese Menschen hatten Recht. Sie hatten das Recht, in ihrem eigenen Land gemäß ihrer Kultur zu leben und sich voll zu entfalten.
Gott weiß, wie uneigennützig mein Kampf gewesen war! Die Flamen haben das nie vergessen! Als ich einige Jahre später Rex gründete, unterstützten mich sofort Tausende von flämischen Jugendlichen, die mich in Löwen kennengelernt hatten, die meine Bemühungen und meine Aufrichtigkeit im Dienste ihrer Sache gesehen hatten. Selbst an der Ostfront folgten mir zahllose flämische Freiwillige mit dem gleichen Glauben wie meine ersten Kommilitonen an der Universität.

Q. — In Löwen befassten Sie sich mit einem anderen Problem, das in Belgien besonders heikel ist, dem deutschen Problem.

R. — Während ich mich mit den großen nationalen Problemen, der Wiederherstellung des Staates, der politischen Ordnung, der sozialen Gerechtigkeit und der flämischen Entwicklung beschäftigte, begann das europäische Problem, insbesondere das deutsche Problem, mich zu beschäftigen.
Ich war, wie alle Jungen meines Alters, von den entfesselten Kampagnen gegen Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg beeindruckt. Sogar in meinem Geburtshaus hatte mein Vater ein Plakat mit den Worten "Nichts von den Deutschen, nichts an die Deutschen" an das Außenfenster seines Büros geklebt.
Einer unserer Cousins, Pfarrer im Dorf Auby, schrieb ein Buch mit dem Titel Die Graupelze in Belgien, als ob die deutschen Soldaten die Gräuel, die im Kino den Irokesen oder Sioux zugeschrieben wurden, wiederholt hätten! In Belgien wurde dieser wahnwitzige Text des Cousins an alle ausländischen Besucher verteilt. So weit waren wir schon. Als Kinder wurden wir zu blinder Ablehnung erzogen.
Aber als ich Deutschland auf meinen großen Fahrradtouren aus der Nähe sah, stellte ich fest, dass dort trotzdem Millionen von guten Menschen lebten, die keine Menschenfresser waren, sondern alle wie anständige Belgier oder Franzosen.
Dieser unermüdlich geschürte antideutsche Hass erschien mir bald unmenschlich und äußerst unintelligent.

Q. — Wie äußerte sich das in der Praxis?

R. — Als Beispiel möchte ich Sie an einen brutalen antideutschen Vorfall erinnern, der sich in Löwen ereignete, als ich dort Student war. Unter den großen Katastrophen, die Belgien während des Ersten Weltkriegs heimsuchten, war eine, die besonders viel internationale Aufmerksamkeit erregte, das Feuer in der Bibliothek der Universität Löwen.
Löwen besaß eine der ältesten Universitäten der Welt. Als ich dort war, wurde sie gerade fünfhundert Jahre alt. Zehn Tage nach der Schlacht im August 1914 waren die Bibliothek und die umliegenden Straßen in Brand gesetzt worden, als Reaktion auf ein Scharmützel, bei dem 15 deutsche Soldaten erschossen worden waren, ohne dass man wusste, von wem. Der Gegenschlag folgte prompt: die Bibliothek der Universität von Löwen ging mit dem Rest in Flammen auf.
Das Ergebnis: Kaum war der Krieg vorbei, wurden Kommissionen abgestellt, um im ehemaligen Reich des Kaisers die berühmtesten Bibliotheken zu plündern und eine reiche Beute nach Löwen zu bringen.
In allen großen deutschen Universitäten wurden die ältesten Manuskripte und die wertvollsten Inkunabeln beschlagnahmt und die neue Bibliothek in Löwen wurde durch diese Raubzüge erneuert. Sie wurde dadurch zur wahren Bibliothek Deutschlands. Kein großer deutscher Gelehrter konnte mehr eine ernsthafte Arbeit über die germanische Vergangenheit schreiben, ohne an der Universität von Löwen zu arbeiten.
In allen Räumen wurden die Besucher von der anderen Seite des Rheins daran erinnert, dass die Bibliothek 1914 von ihren Soldaten niedergebrannt worden war. Jedes Buch, das von dort mitgenommen wurde, trug eine Inschrift: "Geliefert von Deutschland als Wiedergutmachung für den Brand der Bibliothek von Löwen". Auf der Prunktreppe war die gleiche aggressive Proklamation in Marmor gemeißelt. Wo auch immer man sich in dem Gebäude bewegte, wurde man von diesen Erinnerungen überwältigt. Zehn Jahre nach dem Ende des Krieges von 1914-1918 wurde eine riesige, in Stein gemeißelte Inschrift auf dem Sims angebracht: "Teutonische Wut zerstört, amerikanisches Geschenk zurückgegeben", ein Werk eines sehr mittelmäßigen Bildhauers namens Pierre de Soete.

Q. — Ich übersetze frei: "Von der deutschen Wut zerstört, dank amerikanischer Spenden wiederhergestellt".

R. — Versetzen Sie sich in die Lage der deutschen Intellektuellen, die viele Jahre nach den Ereignissen all diesen Demütigungen ausgesetzt waren... Wahrlich, eine Universitätsbibliothek, die die Entfaltung des Geistes, Gelassenheit und Weisheit symbolisiert, hätte sich vom ersten Tag an von diesen empörenden Manifestationen fernhalten müssen. Man wollte die Sache noch verschlimmern, indem man auf der Spitze des Gebäudes eine riesige Inschrift in karamellisiertem Latein anbrachte, die die deutschen Intellektuellen beleidigte und obendrein unterwürfig und in Kauderwelsch verfasst war.
Die Zeitungen schrieben übrigens "Furore teutonica", ohne zu wissen, dass das lateinische "furor" ein neutrales Substantiv ist. Das "dono americano restituta" (Amerikanisches Geschenk zurückgegeben) der Macaronico-Yankees war an literarischer Mittelmäßigkeit nicht zu überbieten. Der Rektor der Universität Löwen, Monseigneur Ladeuze, ein vernünftiger und besonnener Mann, ordnete an, ein anderes Geländer zu schneiden, das ebenso imposant sein sollte, aber nicht die aggressive und närrische Inschrift tragen würde.

Q. — Welche Rolle spielten Sie dabei?

R. — Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mich nicht bewegt. Ich sah mir die Show an. Das Spektakel war schnell vorbei: Eines Morgens kletterte ein Verrückter mit einer Spitzhacke auf die Dächer der Universität und begann, die 72 Meter lange Balustrade abzureißen, die anstelle des berühmten "Furore teutonico" angebracht worden war.
Empört über die Provokation dieses Idioten, der von der Presse gefeiert wurde, schrieb ich innerhalb von vierundzwanzig Stunden eine Broschüre, die ich ebenso wie die Inschrift "Furore teutonico" betitelte. Im Namen der geistigen Freiheit, der intellektuellen Würde und im Namen des gesunden politischen Menschenverstandes sagte ich, dass diese hasserfüllten Extravaganzen ein Ende haben müssten.
Dieses kleine Buch war lebhaft und hatte einen beachtlichen Erfolg. Es machte mich innerhalb weniger Wochen im Ausland bekannt, obwohl ich beim Schreiben nie daran gedacht hatte, dass es internationale Auswirkungen haben und alle Universitäten der Welt erreichen würde. Die Universität Löwen kaufte eine beträchtliche Menge, 12.000 Exemplare, und schickte sie in alle Welt. Aus der engen Perspektive eines jungen Schriftstellers, der sieht, wie sein Werk weit nach außen getragen wird, war dies vielleicht ein beruhigendes Ergebnis, aber für mich war das wirklich Interessante an dieser kategorischen Stellungnahme, dass ich ein für alle Mal mit den erbärmlichen Ressentiments gebrochen hatte, die die Europäer, insbesondere die Franzosen und Belgier, auf kleinliche Weise vergiftet hatten. Deutschland war auch Europa.
Ich hatte meinen Blick und meinen Geist definitiv über mein kleines Land hinaus gerichtet, über die alten Feindschaften des Ersten Weltkriegs hinaus, und mich öffentlich kompromittiert, um sie zu beseitigen.

KAPITEL 4
WIE DEGRELLE REX EINFÜHRTE

Degrelle, Student, wird Verleger — Start der Zeitung Rex — Am Puls der Zeit — Die erste Auflage von 100.000 Exemplaren — Degrelle bildet Tausende von Propagandisten aus — Der "Rex-Appeal" — Das Motorradgeschwader — Die Massenauflage, ein gutes Geschäft — Die Zeitschrift Soirées — Die Wochenzeitung Rex: 350.000 Exemplare Auflage — Der große Vlan-Skandal — Die Banker schlagen zu.

Q. — Zu dieser Zeit waren Sie immer noch Mitglied der Katholischen Aktion. Hatten Sie vor, eine politische Karriere in der damaligen Parti Catholique zu machen? Ich möchte auch wissen, wie Sie innerhalb der Katholischen Aktion an die Spitze des Rex-Verlags gelangten?

R. — Die Wahrheit ist, dass ich nicht an eine politische Laufbahn dachte, als ich anfing. Obwohl ich schon in der Mittelschule davon sprach, Premierminister zu werden, und obwohl ich nicht wusste, dass die Politik mich beschäftigte und ihre Wurzeln tief in mir verankerte, war ich es nicht.
Mit zwanzig Jahren wollte ich, wie ich bereits sagte und wiederhole, mich vollständig einem Leben als Apostel widmen.
Aber meine Situation war bereits ziemlich kompliziert, da mein apostolisches Leben auch — ob ich wollte oder nicht — mit einer Reihe von außerreligiösen Positionen vermischt war. Ich war jedoch fest entschlossen, die beiden Kämpfe, den geistlichen und den weltlichen, nicht zu verwechseln. Und wenn eines Tages die Gefahr bestand, dass sich beide überschneiden würden, dann würde ich mich für das eine oder das andere entscheiden, das eine unter Ausschluss des anderen.
Außerdem lebte die soziale Gerechtigkeit in mir, weil in mir die Leidenschaft für die Gerechtigkeit überhaupt und der Impuls für die Brüderlichkeit, die Christus den Menschen gebracht hat, lebte.
In der Zwischenzeit war ich, etwas prosaischer, Direktor des REX-Verlags geworden.
Ich war nicht derjenige, der das Wort "Rex" erfunden hat, das heute in allen Wörterbüchern der Welt zu finden ist. Das Wort stammte von Christus-Rex. Der REX-Verlag war der Verlag der Belgischen Jugendvereinigung, eigentlich der damaligen Katholischen Aktion. Es war eine kleine, eher zittrige Firma, die von Zeit zu Zeit ein Buch oder einzelne Blätter veröffentlichte. Da es mindestens 100.000 Mitglieder der Vereinigung gab, ließ sich das verkaufen. Aber dem Geschäft fehlte es an Umfang und vor allem an Nerven.
Bischof Picard bat mich, die Leitung zu übernehmen, als ich noch Student war. Ich übernahm die Verantwortung und ging sofort zu einer sehr direkten Aktion über. Dies sollte immer die Norm meines Lebens als Journalist und Schriftsteller sein: bedrucktes Papier in hohen Auflagen zu verkaufen, indem man den Text interessant macht.
Ich habe Ihnen dies bereits bei meiner ersten Wochenzeitung, L'Avant-Garde, erklärt. Das Publikum muss sich angesprochen fühlen. Ich begann mit Broschüren. Ich hatte nicht die finanziellen Mittel, um eine Zeitung oder eine Zeitschrift zu gründen. Außerdem glaube ich nicht sehr an die Effektivität von Zeitschriften, es sei denn, sie erreichen eine große Verbreitung. Was mir gefiel, war die Einführung von Schockdokumenten. Ich hielt Ausschau nach jedem großen Ereignis. Das Ereignis kam? Ich kochte mir einen Liter Kaffee, setzte mich auf meinen Dachboden in Bischof Picards Gebäude und schrieb in einer Nacht eine 32-seitige Broschüre. In der Morgendämmerung lief ich zur Druckerei und am Abend liefen die Druckerpressen. Ich druckte immer auf Anhieb 100.000 Exemplare. Ohne große Auflagen ist die Aktion sinnlos.

Q. — Müssen Sie 100.000 Exemplare verkaufen?

R. — Genau, von Anfang an hatte ich meine ersten Propagandateams zu diesem Zweck zusammengestellt. Meine Überlegung war, dass wir uns vor allem auf den Direktverkauf stützen müssen. Der Verkauf über den Buchhandel ist interessant, weil man auf diese Weise alle Zielgruppen erreicht, aber die Prozentsätze, die Ihnen abgezogen werden, machen die Hälfte der Einnahmen aus. Und die Vertriebsagentur zahlt Ihnen diese arme Hälfte erst viel später aus, sechs Monate oder neun Monate später, und schickt Ihnen die unverkauften, oftmals verschmutzten und beschädigten Bücher zurück, die unbrauchbar geworden sind. Dies ist in der Regel ein unrentables Geschäft und oftmals sogar widerlich.
Um in der Zwischenzeit über die Runden zu kommen, hätte man über sehr beträchtliche Mittel verfügen müssen, die mir nicht zur Verfügung standen und die auch Bischof Picard nicht zur Verfügung standen.

Dennoch machte ich mich auf den Weg, um die großen Colleges zu besuchen und in allen Schulen für Jungen und Mädchen zu sprechen. Es war das erste Mal, dass ein junger, dynamischer Mann in den Fraueninternaten des Sacré-Coeur und anderer angesehener Orden auftauchte. Ich war 20 Jahre alt und wurde "der schöne Leon" genannt. Ich rührte, brachte Lachen und Begeisterung hervor. So gewann ich schnell Tausende von Anhängern, junge, feurige Teenager und auch junge Mädchen, die schönsten und vibrierendsten der belgischen Mädchen.
Mit ihnen und mit ihnen würde ich bald die wurmstichigen Dämme des Konservatismus durchbrechen. Aus dieser Zeit stammt der Ausdruck "Rex-Appeal".
Ich schrieb also meine Broschüre, die an das Ereignis geklebt war. Aber fast zur gleichen Zeit schickte ich ein Geschwader von 14 Motorradfahrern zu all diesen Colleges.

Q. — Motorradfahrer?

R. — Ja, in den ersten Wochen meines Starts hatte ich vierzehn Motorräder gekauft. Ich hatte sie nicht zu einem hohen Preis gekauft. Ich hatte eine Vereinbarung mit der Fabrik Gillet getroffen, die, wie ich annehme, inzwischen nicht mehr existiert. Sie verkaufte mir vierzehn Motorräder und ich, anstatt Geld zu verschenken, das ich nicht hatte, verteilte ich Werbeplakate im entsprechenden Wert auf meinen Veröffentlichungen. Daher kosteten mich diese schnellen und schrillen Kommunikationsmittel nichts.
Meine 14 Motorradfahrer, allesamt findige, hartnäckige und unermüdliche Propagandisten, die ich so sehr strapazierte, dass sie am Ende eines Starts fast tot geborgen werden mussten, wurden ausschließlich auf Provisionsbasis bezahlt. Sie kosteten mich also auch nicht direkt etwas.
War die Veranstaltung ausgebrochen? Sie wurden nach Leuven gerufen, genau zu dem Zeitpunkt, als ich meinen Text in die Druckerei gab. Mit einem großen Knall rannten sie sofort auf allen Straßen davon. Ich selbst lief zu den wichtigsten Colleges und Internaten und meine 100.000 Exemplare waren im Handumdrehen ausverkauft.

Q. — Wie war das alles finanziell machbar?

R. — Diese 100.000 Broschüren, die auf diese Weise zum Verkauf angeboten wurden, kosteten mich zu dieser Zeit in der Druckerei nur 25 Cent pro Exemplar. Und sie wurden für einen Franc verkauft. Die ersten kleinen Gruppen von Propagandisten und Schulen erhielten enorme Rabatte. Diejenigen, die mindestens 10.000 Exemplare auf einmal kauften, zahlten dafür 50 Cent. Sie zahlten jedoch bar, was mir trotz meiner Großzügigkeit eine hohe Gewinnspanne verschaffte, die noch in der gleichen Woche eingelöst werden konnte. Jedes Mal war das Geschäft also profitabel und ermöglichte weitere Initiativen.
Ich habe meine Geschäfte immer auf diese Weise aufgebaut, zielte genau und schlug hart zu und beglich die Rechnungen in Windeseile.
Einige waren so unverschämt zu behaupten, dass ich den Verlag von Bischof Picard in den Bankrott getrieben hätte. Bischof Picard verlor nicht einen Cent während der Zeit, in der ich seinen Verlag führte. Danach kaufte ich sie von ihm zurück und zahlte die drei Raten, die ich ihm unterschrieben hatte, ohne Probleme.
Als ich Eigentümer des REX-Verlags wurde, erlebte ich keine weiteren wirtschaftlichen Turbulenzen. Ich musste zwar schreckliche Tiefschläge der Großfinanz ertragen, als meine öffentliche Anprangerung ihrer politisch-finanziellen Räubereien und ihrer verdeckten Diktatur im Staat sie aus der Fassung brachte. Sie kontrollierte die Kredite meiner Druckereien, was mich im schlimmsten Moment dazu zwang, mit ihnen Vereinbarungen zu treffen. Letztendlich erhielten jedoch alle den vollen Betrag ihrer Rechnungen, einschließlich Verzugszinsen.
Die Wahrheit ist lästig. Aber das Wahre ist, dass ich in einem Land, in dem das Verlagswesen immer dahinvegetierte, den REX Verlag zu einem außergewöhnlichen Zentrum für die Verbreitung von Gedankengut machte. Ich verdiente Millionen. Und ich verdiente Millionen. Ich warte immer noch auf den Nachahmer, der mit 20 Jahren das Gleiche tun wird.

Q. — Haben Sie auch Wochenzeitschriften herausgebracht?

R. — Ich überzeugte Bischof Picard, die große moderne Zeitschrift zu gründen, von der ich schon träumte, als ich in den Cahiers de la Jeunesse catholique den Plan zur Eroberung der modernen Welt entwarf, der den alten sozialistischen Minister Vandervelde so beeindruckt hatte. So gründete ich zusammen mit einigen

führenden Katholiken Soirées. Soirées war die große Wochenzeitung für Radio, Reisen und Kino. Das umfasste 80 bis 120 Seiten pro Ausgabe, was zu dieser Zeit sehr viel war.
Ich klebte eine wunderbare Schauspielerin auf die Titelseite.
Ich sehe noch Kardinal Van Roey, den Champion der Griesgrämigen, mit seiner Knollennase, wie er abweisender als eine Zellentür und karmesinroter als sein scharlachroter Gürtel wurde und zu mir sagte, als er an der schönsten Stelle der Zeitschrift die Göttin der Woche entdeckte: "Aber warum, warum sind Sie so versessen darauf, immer eine Frau auf die Titelseite zu setzen"?
Ich antwortete ihm spöttisch, aber mit einem frommen, verwirrten Gesichtsausdruck:
"Eminenz, wenn ich Ihr Gesicht auf die erste Seite bringe, verkaufe ich zwanzigtausend Exemplare weniger als wenn ich ein hübsches Mädchen auf die erste Seite bringe.
Und was für eine Sünde war es, wenn ein Mädchen hübsch war? Wenn sie es nicht wäre, wäre es eine Beleidigung für den guten Geschmack des Schöpfers gewesen! Meine Zeitschrift Soirées verblüffte schnell durch ihre Neuheit, ihren Lebenssinn und ihre strahlende Jugend. Sie brachte zum ersten Mal in Europa das komplette Radioprogramm, zusammengefasst und kommentiert in einer zweiunddreißigseitigen Beilage, die separat geheftet wurde. Seitdem wurde das Konzept überall kopiert, aber wir waren die ersten, die daran dachten und es umsetzten.
Da die Katholische Aktion eine bestimmte Anzahl von Stunden im Radio hatte, wurde mir auch jede Woche eine sogenannte literarische Unterhaltung zugeteilt.
Das Radio steckte zu dieser Zeit noch in den Kinderschuhen. Aber schon bald konnte ich mir ein großes zusätzliches Publikum aufbauen.
Ich war oft sehr beeindruckt, wenn mir Leute sagten: "Ja, ich bin Arbeiter und sobald ich aus der Fabrik komme, eile ich nach Hause, um Sie zu hören".
Diese große Zeitschrift konnte ich zum Teil dank dieser Radiokontakte starten. Soirées wurde fast sofort zu einem guten Geschäft. Natürlich kein sehr großes Geschäft, aber sie verdiente ihre 10.000 bis 12.000 Franc pro Ausgabe. Zu dieser Zeit, als ein Eisenbahnticket von Brüssel nach Lourdes und zurück 84 Franc kostete, war das ziemlich beachtlich.
Ich hatte mein Publikum sofort mit einer verlockenden und einfachen Umfrage gewonnen: "Wovon träumen die jungen Mädchen? Junge Mädchen träumen viel, sie träumten in der Vergangenheit und sie träumen auch jetzt noch! Was ist die Presse des Herzens? Meine rosarote Frage brachte mir Hunderte von Antworten und Besuchen ein: Sie kamen in einer Prozession zu meinem Büro, die schönen, verträumten Mädchen! Ich machte sie zu Propagandistinnen. Die Zeitschrift wurde schnell auf den Markt gebracht.
Gut. Ich hatte also eine "Mainstream"-Zeitschrift auf die Beine gestellt, eine sehr moderne Zeitschrift, wie sie sich die Katholiken noch nie vorgestellt hatten. Aber die Katholische Aktion war immer noch die offizielle Eigentümerin der Zeitschrift. Ich war in keiner Weise der Eigentümer. Ebenso wenig wie der REX-Verlag. Ich sollte erst einige Monate später der eigentliche Eigentümer werden.

Q. — Was ist mit Ihrer Wochenzeitung Rex?

R. — Die Rex-Zeitung wurde von mir als Werbeinstrument eingeführt. Zu Beginn war es einfach ein kommentierter Katalog unserer Bücher, der veröffentlicht wurde, um unsere Bände zu bewerben. Die Zeitung war so lebendig gestaltet, dass die erste Ausgabe 43.000 Exemplare verkaufte, eine erstaunliche Zahl für einen kostenpflichtigen Katalog in einem kleinen Land.
Nach dem ursprünglichen Plan sollte diese Rex jeden Monat erscheinen. Als ich den Erfolg sah, gab ich ihn alle zwei Wochen heraus und ließ ihn dann wöchentlich erscheinen, um ihm eine intellektuelle Reichweite von universellem Charakter zu verleihen. Ich erreichte schnell 100.000 Exemplare, 100.000 verkaufte Exemplare und später mehrere hunderttausend Exemplare, was in einem Frankreich mit 50 Millionen Einwohnern einer wöchentlichen Auflage von etwa zweieinhalb Millionen Ausgaben entspricht.
Eine Ausgabe von Rex war das Papieräquivalent einer Tageszeitung im damaligen Großformat, die in der Mitte gefaltet wurde. Wie Minute oder Rivarol heute. Die ganze Sache bestand wieder einmal darin, die Ausgabe extrem dynamisch zu gestalten.
Ich selbst schrieb sehr viel, Texte, die das Publikum vor Empörung, Freude oder was auch immer aufrührten, aber die Zeitung lebte und explodierte.
Neben meinen Artikeln fügte ich Texte von allen großen Gemüsen der Welt der Literatur oder der Philosophie ein. Ich ging von einer einfachen Überlegung aus: Nach fünf oder sechs Jahren erinnert sich niemand mehr an einen Text und oft hat der Autor selbst ihn vergessen. Ich suchte in allen Zeitschriften, die fünf oder zehn Jahre alt waren, nach interessanten Papieren von großen, angesagten Schriftstellern, sei es Gide, Panait Istrati, Pater de Sertillanges, Mauriac oder ähnlich feierliche Leute. Ich nahm ihre Schriften

auseinander und teilte sie in schöne, klare, gut präsentierte Absätze mit großen roten Lettern und einem eingängigen Titel. Alles in allem kam ich auf etwa 12 Francs pro Artikel, weil dies der Tarif war, den die Gesellschaft für Urheberrechte für die Vervielfältigung alter Texte festlegte.
Jeder sagte: "Aber dieser Galopper Degrelle, wie konnte er so wichtige Mitarbeiter finden".
Es war einfach so, fast kostenlos. Und es war so unerwartet und so gut zur Geltung gebracht, dass ich schließlich von diesen hochrangigen Persönlichkeiten echte, authentische Papiere erhielt, die auch noch völlig im Auge behalten wurden! Insbesondere Mauriac verfasste eine großartige "Botschaft an die jungen Leute von Rex", ein großes, feierliches Papier wie ein Psalm, das den Ruhm des jungen Rexismus besingt!

Q. — Wie sind Sie von dieser literarischen und populären Presse zu einer politischen Presse übergegangen?

R. — Ich hatte über die Katholische Aktion Soirées und dann Rex. Dann gründete ich Vlan, ein Titel, der gute Kämpfe versprach! Schon in der ersten Ausgabe sollte es losgehen.
Vlan sollte nach meinen Plänen eine revolutionäre, vollständig politische Zeitung werden. Ich hatte gesehen, wie überall sogenannte "katholische" politische Skandale begangen wurden, wie eine ganze Reihe von sogenannten "katholischen" Ministern und großen Führern der sogenannten "katholischen" Partei bis zu den Spitzen ihrer haarigen Ohren in der Polit-Finanzierung versunken waren. Sie hatten sich darin verfangen, waren darin steckengeblieben und halb versunken. Hundertmal hatte ich die Empörung der Massen gehört. Dieser Missbrauch der Religion für politisch-finanzielle Zwecke wurde unerträglich. Ich kam direkt auf den Punkt: "Wenn wir aufrichtig sind, wenn wir wahre Gläubige und keine Heuchler sein wollen, dann müssen wir die Eiterbeule aufreißen und den Eiter austreten lassen".
Also stieß ich mein brandneues Skalpell direkt in die eitrigen Taschen, mit einer Brutalität, die keine Rücksichtnahme zuließ.
Ich begann damit, die Pseudo-Katholiken in Vlan auszuweiden. Ja, es war eine Frage der Aufrichtigkeit! Aber was für ein Lärm! Ich war immer noch in der Katholischen Aktion aktiv. Und ich griff die großen Bonzen an, die allmächtigen Pharisäer! Aber gerade als Katholik musste ich diesen Leuten in den Arsch treten, sie wie verwesende Fleischstücke in die Luft werfen!
Diese Leute beherrschten leider das Land. Und diese Leute bezahlten jeden, einschließlich der heiligen Kirche, reichlich.

Q. — Mussten sie zurückschlagen?

R. — Ich hatte unter anderem begonnen, den "Boerenbond" anzuprangern. Dieses flämische Wort bedeutet "Bauernbund". Es war die größte religiös-finanzielle Organisation in Flandern, eine theoretisch perfekte Organisation, deren offizielle und sehr lobenswerte Mission es war, den Bauern zu helfen, die aber in Wirklichkeit eine riesige Bankorganisation an diesen frommen Plan gekoppelt hatte, die die Ersparnisse der christlichen Landbewohner abzog.
Sie ließ Hunderte von Millionen von Franken in Spekulationen verschwinden, was eine schändliche Angelegenheit war. Aber die damalige Kirche bekam ihren Anteil an allem. Der Pfarrer war eine Art mehr oder weniger diskreter Agent der Bank in seiner Gemeinde. Die Bischöfe kassierten höhere Provisionen, weil sie über die Dekane und Pfarrer herrschten. Der Erzbischof, mit seinem Segen und seinem genähten Schnabel, erhielt sechs große Millionen pro Jahr, weil er die Geschäfte aller anderen übernahm.
In dem Moment, als ich mich mit meinem Knüppel auf all diese Bastarde stürzte, sah ich Kardinal Van Roey mit seinem Bischofsstab gegen mich stehen. Die Situation war fast komisch, weil er kurz zuvor ein Vorwort zu einem Buch von mir geschrieben hatte, einer Geschichte des Schulkriegs, ein Buch mit originellen Paten, denn auf dem Umschlag stand neben meinem Namen "Vorwort von Kardinal Van Roey", Erzbischof von Mechelen, und dann "Illustrationen von Hergé", der gute Hergé, Remy Georges, großer Freund, der Vater von Tintin (Tim und Strupi), dem Universalgelehrten, der meine Golfhosen trug.
Sobald meine Vlan-Kampagne begonnen hatte, weihte mich der Kardinal, anfangs noch mit einer gewissen Diskretion, dem verzehrenden Feuer der Hölle, wo — und das ist richtig — die Antiplutokraten brutzeln.
Vor allem aber würde meine Offensive die Wut und die Gegenmaßnahmen der Halsabschneider des Hyper-Finanzwesens hervorrufen, die ich entlarvt hatte. Ich war naiv und wusste nicht, dass all meine tapferen Druckereien nur dank der Kredite der Banken arbeiten konnten. Ich hatte ihnen meine Manuskripte immer in völliger Unschuld gebracht und sie gemäß unseren Vereinbarungen auf Termin bezahlt, ohne weiter darüber nachzudenken.

Ich hatte gerade eine weitere Neuerung eingeführt: 20 Jahre vor den großen europäischen Verlegern hatte ich das Livre de Poche erfunden. Denn es ist klar, dass meine "Nationale Sammlung" zwanzig Jahre vor der Zeit das Taschenbuch war.
Aber ein Taschenbuch pro Abonnent, vier Bände alle sechs Monate.
Die besten belgischen Schriftsteller waren nie in einer Auflage von mehr als zweitausend Exemplaren oder fünfzehnhundert Exemplaren oder noch weniger veröffentlicht worden, wenn sie nicht selbst für die Kosten der Veröffentlichung aufkommen mussten.
Ich sagte ihnen: "Ich kaufe Ihre Rechte für eine einzige Auflage dieses oder jenes Ihrer früheren Bücher. Ich zahle im Voraus."
Ich zahlte wenig, aber das Paket war für sie dennoch ein echtes Schnäppchen. Da ich meinerseits beabsichtigte, den Band in einer Auflage von 25.000 Exemplaren auf einmal zu produzieren, würde die Gebühr nur noch einen fast unbedeutenden Prozentsatz ausmachen.
Ein weiterer großer Vorteil war, dass ich den Großteil meiner Bücher im Voraus an meine Abonnenten verkaufte. Hören Sie sich den Trick an: Ich schickte an alle Personen, die ich im Land ausfindig gemacht hatte, ein kleines Heft mit vier Abonnements und wer mir diese vier Abonnements schickte, erhielt das fünfte, auf dem Stamm vermerkte, kostenlos. Diese zusätzliche Prämie kostete mich nur ein wenig zusätzliches Papier, also weit weniger als die Provisionen eines Buchhändlers. So kam ich innerhalb weniger Monate auf dreiundzwanzigtausendfünfhundert Abonnements.
Soirées, Rex, Vlan, die Bücher, die Broschüren und die "Nationale Sammlung" stellten bereits einen Umsatz dar, der sich auf einige Millionen belief. Eine hübsche Summe in der Zwischenkriegszeit, in der 1000 Francs ein Vermögen waren.
Ein Teil des Geldes kam schnell zurück, ein anderer Teil — der der Buchhändler — ließ einige Monate auf sich warten, in denen nur meine Wechsel an die Druckereien es mir ermöglichten, bequem zu arbeiten.
Plötzlich brach die Katastrophe über mich herein, wie ein Schornstein, der auf der Straße auf Sie herabstürzt.

Q. — Wie äußerte sich die Gegenoffensive derer, die Sie störten?

R. — Eines Morgens, an einem Montag, sah ich den Postboten eine Reihe von eingeschriebenen Briefen auf meinem Schreibtisch aufreihen, die alle gleich waren und von jedem meiner Druckereien geschickt wurden.
Sie hätten mir das Gesicht entzweien können. Alle teilten mir in komprimierten Worten mit, dass es mit meinen Krediten vorbei sei. Ich hatte meine Arbeiten immer mit sechs und neun Monaten bezahlt, die Zeit, die jeder Verleger braucht, um seine Einlage in der Buchhandlung wieder hereinzuholen. Ich war wirklich ausgelaugt. Ich hatte keine Möglichkeit mehr, in der nächsten Woche auch nur eine meiner Zeitungen zu drucken.
Zu allem Überfluss stand ich kurz vor dem Bruch mit der Katholischen Aktion, da ich mich in einen Konflikt mit vielen ihrer mächtigen Protektoren begeben hatte. Bischof Picard stand über all diesen Kompromissen, rein wie der heilige Michael. Aber das große weltliche Gerüst der Kirche war in jenen Tagen mit der "Katholischen Partei" verwoben, die selbst zum unterwürfigen Werkzeug der großen Bankiers geworden war. Alle "katholischen" Politiker wurden vom hohen Klerus mit dem Finger ausgewählt. Meistens waren sie mittelmäßig, d.h. formbar und unterlagen dem erzbischöflichen Autoritarismus wie Büttel. Die Kirche hat immer nur die falschen Politiker abgeschöpft, die sie leichter beherrschen konnte, die aber auch andere, wie hyperkapitalistische Potentaten, gerade wegen ihrer Charakterschwäche korrumpieren und zähmen konnten.
So wurde ich in die Enge getrieben. Die Katholische Aktion, die mich zur Vernunft bringen soll, beschimpft und bedroht mich. Meinen Druckern wurde von ihren Banken verboten, meine Wechsel weiter zu verhandeln. Was soll ich tun? Ich habe mich von der Katholischen Aktion verabschiedet. Monsignore Picard blieb für mich die ganze Zeit über der bewundernswerteste Freund. Aber auch er wurde beschimpft. Ich musste aus seinem Gebäude verschwinden, wo ich zu lästig geworden war.
Fast zur gleichen Zeit kaufte ich den REX Verlag von ihm.

Q. — Wie konnten Sie diese Transaktion trotz Ihrer finanziellen Schwierigkeiten durchführen?

R. — Sie werden gleich sehen, wie.
Ich hatte den REX-Verlag wirklich zu meiner Festung gemacht. Aber Monsignore Picard sah, dass unser Verlag in schrecklicher Gefahr war, da sich alle unsere Druckereien auf Drängen der Bankiers weigerten, außer bei Barzahlung, noch etwas zu drucken. Bestürzt und weniger kämpferisch als ich sagte er zu mir: "Hören Sie, Leon, es gibt keine Möglichkeit mehr, weiterzumachen. Sie sind stärker als Sie. Sie müssen den Verlag aufgeben.

Ich wehrte mich: "Monsignore! Glauben Sie nicht mehr, dass man kämpfen kann? Nun, ich glaube es und ich gebe nicht nach. Wenn Sie es wünschen, werde ich alle Risiken selbst tragen und Ihnen den Laden abkaufen. Ich werde Ihnen das Ganze in drei Monaten, sechs Monaten und neun Monaten bezahlen".
Der Fall war sozusagen hoffnungslos. Die Banker mussten glauben, dass ich praktisch tot war. Sie irrten sich. Ich sterbe nicht so leicht. Das haben wir während des Krieges gesehen. Und nach dem Krieg. Mein Großvater wiederholte während seiner letzten drei Tage des Todeskampfes stur, an seine Bettwäsche geklammert: "Ich will nicht sterben". Warum kapitulieren die Menschen von Jahrhundert zu Jahrhundert vor dem Tod? Das ist eine Entleerung! Ich bin für den Todesstreik. Daher habe ich nicht zugestimmt, vor allem nicht, als die Banker dies verlangten.

Q. — Wie haben Sie es geschafft, aus dieser Situation herauszukommen?

R. — Ich gebe zu, dass es in jenen Tagen nicht einfach war. Ich hatte meine Drucker auf dem Rücken, die um Geld bettelten. Ich wusste nicht, wie ich in der nächsten Woche meine Zeitungen herausbringen sollte. Ich musste umziehen, da die Kirchenhierarchie mich in Panik versetzte und mich aufforderte, irgendwo anders hinzuziehen, egal wie. Kurz gesagt, ich stand vor einem Abgrund.
Eine ganze Reihe von hart erarbeiteten Aktionsmitteln in der Hand zu halten, die jede Stunde vernichtet werden können, Tausende von jungen Menschen zur Verfügung zu haben, weil es vor allem junge Menschen waren, die ich im ganzen Land entflammt hatte, und dennoch radikal und unmittelbar von der Vernichtung bedroht zu sein!
Ich weiß nicht genau, wie es dazu kommt, aber die Gefahr oder die Herausforderung haben mich nicht niedergeschlagen, sondern waren immer ein außerordentlicher Ansporn. Ich fühle mich dann wunderbar in Form, habe ein klares Gehirn, einen kräftigen Körper und einen Willen, der hart wie ein Stahlträger ist. Ich schwinge ihn! Pech für den Gegner, der ihn ins Gesicht bekommt!
Sofort rief ich alle meine Jungen, alle meine Jugendlichen im ganzen Land auf: "Jeder sammelt Geld in seiner Familie und unter seinen Freunden"!
Innerhalb weniger Tage sammelte ich genug Geld, um zwei oder drei weitere Wochen durchzuhalten.
Dann kamen die Wunder.

KAPITEL 5
DIE DREI WUNDER VON REX

Die Erscheinungen von Beauraing — Ein König, der zur rechten Zeit stirbt — Wie Degrelle in drei Tagen ein Buch über Albert I. schreiben ließ — Seine Technik der Massenveröffentlichung — Das dritte Wunder: der Apotheker von Orroir — Der Burgunder und der Umschlag — Zufall? Das Schicksal? — Der Glaube an den Sieg — Treffen mit den Gläubigerdruckereien — Degrelle gewinnt gegen die Bankiers.

Q. — Sie sagen, dass Wunder Sie gerettet haben. Welche Wunder?

R. — Lassen Sie uns nicht verwirren. Der heilige Antonius und die heilige Rita haben damit nichts zu tun. Die beiden — wenn Sie so wollen — außergewöhnlichsten Wunder, was die Veröffentlichung betrifft, waren die Erscheinungen von Beauraing und der Tod von König Albert von Belgien.

Als ich eines Morgens in der Zeitung Das freie Belgien las, dass in Beauraing, einer kleinen Stadt in meinen heimatlichen Ardennen, 40 km von Bouillon entfernt, Kinder behaupteten, die Jungfrau Maria gesehen zu haben, war ich beeindruckt. Die Leute lachen oft über solche Geschichten, ich nicht, denn wir wissen noch so gut wie nichts über die spirituellen Kräfte. Wie auch immer, noch am selben Abend fuhr ich dorthin, um mir ein Bild zu machen. Mir stand ein Rennwagen zur Verfügung, den ich gebraucht gekauft hatte. Ein langes, silbernes Rohr, das nachts einen fantastischen Lärm machte. Auch dieser Lärm war eine ausgezeichnete Propaganda. Um drei Uhr morgens weckte ich die Hälfte der Belgier.

So kam ich in Beauraing an. Die Kinder, die angeblich sehend waren, standen neben einem Arzt. Sie auf den Knien zu sehen, wie sie wie vom Blitz getroffen wurden, als sie behaupteten, eine Erscheinung zu haben, und mit ihnen zu sprechen, hatte mich aufgewühlt. Ich fragte ihren Arzt, Dr. Maistriau, ob er mir nicht ein kleines Buch über das schreiben könnte, was die Kinder gesehen haben wollten, indem er einfach die Fakten wiedergibt und, wenn möglich, analysiert.

Ich selbst sah jeden Tag — es dauerte zwei oder drei Wochen — diese Ereignisse. Es war ein unglaubliches Schauspiel. In den letzten Tagen konnte man zehn oder zwölf Kilometer vom Dorf entfernt nicht mehr weitergehen, man musste zu Fuß gehen, Tausende von Autos mussten auf den Wiesen stehen bleiben und 100.000 Menschen drängten sich in der Umgebung. Das Bedürfnis zu glauben, der Durst nach dem Wunderbaren, ist zu allen Zeiten gleich.

Ich hatte den ersten Text von Dr. Maistriau in der gleichen Woche veröffentlicht. Dann folgte ein zweiter mit der Fortsetzung der Ereignisse und ein dritter, der alle Geschichten zusammenfasste. Ich konnte siebenhunderttausend Bände verkaufen. Ja, siebenhunderttausend! Das ist eine fast unglaubliche Zahl. Sicherlich gab es in Belgien noch nie ein Buch, das in einer solchen Auflage verkauft wurde!

Auf meine Drucker, die von ihrem Geldgeber terrorisiert wurden, hatte dieser Erfolg eine große Wirkung.

Eine weitere außergewöhnliche Geschichte! Der Tod von König Albert.

König Albert war in Belgien äußerst populär, da er durch seine Tat im Ersten Weltkrieg einen Heiligenschein trug.

Es war ein Sonntag in der Morgendämmerung und an diesem Tag im Jahr 1934 sollte ich drei Kundgebungen abhalten: eine in Charleroi, eine in Namur und eine in Lüttich.

Schon als Anfänger sprach ich viel. Zuerst sprach ich mit der Jugend. Dann kamen die Eltern. Um meine Tribüne herum gab es eine große Bewegung. Tausende von Menschen.

An einem Bahnübergang in der Nähe einer Stadt namens Gembloux, in der die großen deutsch-französischen Panzerschlachten im Mai 1940 stattfanden, wurde eine Eisenbahnschranke heruntergelassen. Dieser Bahnübergang war in der Regel 20 Minuten lang blockiert. Ich ging in das kleine Café nebenan und traf auf sieben oder acht stumme Männer mit düsteren Köpfen, die in ihren Händen lagen. Ich fragte verblüfft:

"Was ist los?"

Einer von ihnen antwortete mir grimmig und mit seinem fetten wallonischen Akzent: "Albére ist tot".

Albére war König Albert, der tatsächlich einige Stunden zuvor gestorben war, als er in Marche-les-Dames, im Maastal, von einem Felsgipfel heruntergestürzt war.

Diese Reaktion, diese Überwältigung des Volkes, die direkt aus dem Leben gegriffen war, hatte mich sehr beeindruckt. Als ich am Nachmittag nach meiner zweiten Versammlung von Namur nach Lüttich fuhr, hielt ich am Fuße des verhängnisvollen Felsens an. Dort, wo der König sich selbst getötet hatte, standen Tausende und Abertausende von Menschen am Fuß des Hügels.

Als ich später in der Nacht nach Löwen zurückkehrte, war mein Entschluss gefasst.

Q. — Welche Entscheidung?

R. — Ich wandte mich an einen großen belgischen Schriftsteller namens Pierre Nothomb, eine Art belgischer Barrés, prunkvoll, ziemlich schnarchig, der den König sehr gut gekannt hatte. Um acht Uhr morgens war ich bei ihm in Brüssel:
"Pierre, ich brauche sofort ein Buch über König Albert. Du hast viel über ihn geschrieben, du hast eine gute Schere, um deine Prosa zu schneiden, du wirst schnell sein, um den Rest zu schaffen. Ich gebe Ihnen zehntausend Francs und Sie geben mir das Buch in drei Tagen. Meine Motorradfahrer werden die ganze Zeit vor Ihrer Tür stehen, um Ihre Kapitel nach und nach zur Druckerei zu bringen".
Nach dieser Abmachung lief ich in die Werkstatt und setzte mich in meiner Latzhose an die Arbeit, um das Team der Setzer zu leiten.
Die Motorräder fuhren mit lautem Getöse vor. Am Abend begannen wir bereits mit dem Layout der ersten Kapitel und druckten die Blätter nach und nach aus. Aber zur gleichen Zeit hatte ich mir in den großen Zeitungen am Abend und am nächsten Morgen flammende Plakate gekauft, die das Buch als Subskription ankündigten. Innerhalb von zwei Tagen hatte ich mehr als 10.000 Exemplare gezeichnet. Bevor die Bücher auf LKWs verladen wurden, waren alle meine Druckkosten bezahlt.
Alles an einem Erfolg ist eine Frage der Energie und der Schnelligkeit. Das Buch war gut gemacht, von einem rassigen Schriftsteller. Es war wunderbar aufgemacht. Und vor allem war es illustriert, denn ich brachte nicht nur einen erstklassigen Text heraus, sondern wollte auch, was zu dieser Zeit erstaunlich war, 32 Seiten Tiefdruckfotografien in das Buch einfügen, d.h. einen unmittelbaren Film der Beerdigung. Zu diesem Zweck hatte ich vier Fotografen entlang der Beerdigungsroute aufgestellt und die Motorradfahrer liefen mit den Fotos zur Druckerei. Noch in der gleichen Nacht wurden die Bilder gedruckt, geheftet und dem Buch beigefügt. Der König der Belgier wurde an einem Donnerstag beerdigt: Am nächsten Abend wurde mein Buch überall verkauft, wobei die 32 Seiten mit den Fotografien am Ende des Bandes prächtig bearbeitet wurden. Auf diese Weise erreichten sie das Publikum schneller als jede illustrierte Zeitschrift.
Auch in diesem Fall hatten meine Drucker, die viel druckten und stündlich bezahlt wurden, nichts zu meckern. Auch ihnen gefiel es, Geld zu verdienen. Die Dynamik der Umgebung katapultierte sie wohl oder übel in Aktion.

Q. — Gab es noch weitere Wunder?

R. — Ja, ich erlebte ein drittes "Wunder".
Ein tapferer Apotheker aus einem flämischen Dorf in der Nähe von Kortrijk, der so etwas wie Orroir hieß, trat auf den Plan.
Von überall her erhielt ich Briefe von Menschen, die meine Kampagnen mit Leidenschaft oder Sorge verfolgten. Mein Kampf gegen die "Verfaulten", wie ich sie nannte, begann bereits, die Belgier in Aufruhr zu versetzen. In Rex sagte ich zu all diesen Anhängern:
"Hören Sie, die verrotteten Politiker wollen mich töten und sie werden mich vielleicht erwürgen, wenn Sie sich nicht mit mir zusammenschließen!
All diese guten Menschen versuchten, mir zu helfen, wo sie nur konnten. So kam es, dass ein Apotheker, den ich weder von Eva noch von Adam kannte, mich ansprach:
Ich sehe, dass Sie es schwer haben", schrieb er mir. Nun, wenn Sie zu mir kommen können, werde ich versuchen, Ihnen zu helfen".
Am nächsten Sonntag, als ich in Tournaisis sprach, beschloss ich, in das Dörfchen Orroir zu fahren. Ich kam im Dorf an. Der Apotheker hatte eine gute Flasche Burgunder vorbereitet. Das war es immer! Wir leeren langsam die alte Flasche. Ich wagte es nicht, über Geld zu sprechen. Ich dachte im Stillen, ziemlich besorgt:
"Was kommt da wohl raus?
Und dann, am Ende, wurde mein guter Mann lebendig:
"Sehen Sie diesen großen Umschlag, das sind einige Wertpapiere der Nationalbank, ich biete sie Ihnen an".
Am nächsten Tag musste ich ein Paket fälliger Wechsel bezahlen, hundertvierunddreißigtausend Franken, wenn ich mich recht erinnere. Ohne diese Zahlung würde ich während der Woche nichts mehr veröffentlichen können, weil meine Druckereien unter dem Druck der Banken die Bezahlung verlangten, bevor andere Zeitungen oder Bücher herauskämen. Der tapfere Apotheker hielt mir seinen Umschlag hin. Ich werde Ihnen gestehen, dass ich es nicht einmal wagte, ihn vor ihm zu öffnen. Ich stieg in mein Auto und sagte zu mir selbst: "Was ist in dem Umschlag?". Einer meiner Schwager, der das Lenkrad hielt, sah mich mit ängstlichen Augen an.

Außerhalb des Dorfes hielten wir an. Ich öffnete den Umschlag: Die Wertpapiere waren genau die 134.000 Franc, die ich am nächsten Tag brauchte, um nicht zu sterben.
Was ist das, ein solcher Segen? Ein Zufall? nur ein Zufall? oder das Schicksal? oder Gott? oder riesige unbekannte Kräfte? Alles ist möglich. Aber das macht Sie sehr glücklich. Man ist sich seiner selbst sicher. Ich war mir sicher, dass man alles tun würde, um mich zu besiegen, dass ich alle Mauern durchbrechen würde. Ich würde gewinnen! Ich sage Ihnen im Vertrauen, dass ich niemals, zu keiner Zeit, auch nur eine Sekunde lang an meinem Erfolg gezweifelt habe. Es war immer eine Gewissheit für mich. Mehr noch: eine Selbstverständlichkeit. Ich sah den Sieg so klar vor mir, wie man ein Gesicht, das Meer oder die Sonne sieht. Es war dieser Glaube, der mich in den schlimmsten Gefahren der Ostfront und der Menschenjagd, die ich in meinem Exil ertragen musste, über alles triumphieren ließ. Die Baraka? Das Schicksal? Es ist viel tiefer als das.

Q. — Und all diese Wunder reichten aus, um Sie aus der Patsche zu helfen?

R. — Als es wirklich darauf ankam, den letzten großen Schlag zu tun, kam mein Vater, der die Zärtlichkeit in Person war, nach Brüssel, um für mich eine Hypothek auf einen großen Besitz von ihm aufzunehmen, das Postgebäude in Bouillon. Bei uns war eine Hypothek jedoch etwas, das Angst machte und sogar empörte. In der Familie konnte man sich so etwas nicht vorstellen. Mein Vater, der frisch verheiratet war, riskierte eine Hypothek, als er eine Brauerei in Bouillon kaufte. Mein Großvater, der sich fast entehrt fühlte, ging noch am selben Tag zum Notar, um sie zurückzuzahlen.
Nie wieder hatte jemand in der Familie über eine so schreckliche Art von Geschäften gesprochen. Eine meiner Schwestern heiratete dreißig Jahre später einen wunderbaren Jungen, dessen Vater eine sehr banale Hypothek ausgehandelt hatte, während er in Brüssel eine große Fabrik baute. Mein Vater war kurz davor gewesen, die Heirat wegen dieser Hypothek abzulehnen. Das heißt, dass es für meinen guten Vater ein außergewöhnliches Opfer bedeutete, einer finanziellen Verpflichtung dieser Art zuzustimmen, ein Eintritt in das moderne Leben, der ihm absolut unvorstellbar erschienen wäre, wenn es nicht aus Zuneigung, einer grenzenlosen Zuneigung für seinen Sohn, den Teufel, gewesen wäre.
Aber auch er glaubte an mich. Er brachte mir in einem riesigen Umschlag achthundert Tausend-Franc-Noten, nagelneu, breit, sauber und glatt wie eine Scheibe York-Schinken.

Q. — Was haben Sie mit Ihrem York Schinken gemacht?

R. — Die Wechsel, die fällig waren oder fällig werden sollten, beliefen sich auf 2 Millionen Franc. Ich rief meine Drucker zusammen:
Ich sagte ihnen ohne Umschweife: "Sie wissen genauso gut wie ich, ja sogar viel besser als ich, warum wir dort angekommen sind, wo wir jetzt sind, und Sie wissen, aus welchen Gründen Sie gezwungen waren, meine Druckmöglichkeiten zu torpedieren. Ich sage es Ihnen ganz offen: Ich werde weitermachen, trotz allem. Ich habe achthunderttausend Franken hier in diesem Umschlag. Wenn Sie sie wollen, gehören sie Ihnen. Wenn Sie sie nicht wollen, werde ich sie für meine Aktion verwenden, denn meine Aktion zählt vor allem und nichts wird mich aufhalten. In diesem Fall werden Sie sich mit Ihren Bankern arrangieren. Bisher haben Sie mit mir gut verdient. Ich mag Sie. Also seien Sie so gut und nehmen Sie meine 800.000 Franc mit und lassen Sie den Schwamm über das, was liegen geblieben ist.
Sie waren ziemlich bestürzt. Ich klopfte ihnen auf den Rücken und brachte sie zum Lachen. Wir teilten das Geld unter guten Freunden auf. Zwei Jahre später hatte ich meine Wahlschlacht von 1936 gewonnen. Das Geld kam von allen Seiten und ich schickte allen meinen guten Druckern den Betrag, den sie mir quittiert hatten, voller Freude zurück. Und sogar noch die Zinsen dazu. Wir versammelten uns noch einmal, um etwas zu trinken. Alle hatten für Rex gestimmt. Der Tiefschlag der Banker endete in Euphorie.

KAPITEL 6
DIE EROBERUNG DER MASSEN

Das Rezept, um ohne einen Pfennig eine Million Menschen mitzureißen — Analyse der Beredsamkeit — Degrelles Eroberung der Arbeitermassen auf Kosten der Marxisten — Was ist ein Volksführer — Zusammenbruch der Sozialismen vor 1940 — Der Gemüsegarten der Bourgeoisie — Wie kann man Hunderttausende von Zuhörern anziehen? — Sie dort abholen, wo sie sind — Die Widersprüche in den "Häusern des Volkes" — Die Geschichte eines abgehalfterten Pfarrers — Große, kostenpflichtige Versammlungen — Der Erste Mai von den Sozialisten geklaut.

Q. — Sie hatten Ihre Presse und Ihre Verlage gerettet. Wie konnten Sie innerhalb von zwei Jahren eine politische Partei gründen, die Ihnen bei den Wahlen von 1936 den Sieg bringen konnte?

R. — Unmittelbar war ich finanziell gerettet.
Aber nur relativ gerettet. Ich hatte meine Zeitungen gerettet. Es war mir gelungen, das Loch von zwei Millionen Francs zu stopfen, das die Banken unter meinen Sohlen gegraben hatten. Ich war der Erdrosselung entkommen, die man mir angedroht hatte. Aber schließlich war es eine ganz andere Sache, ein Land zu führen.
Oft fragen mich junge Männer: "Wie haben Sie das geschafft? Weil ich innerhalb von zwei Jahren, d.h. von 1934 bis 1936, eine Million Männer und Frauen hinter mir herziehen konnte. Wie zieht man eine Million Männer hinter sich her?
Sie haben gesehen, dass ich fast umgekommen wäre. Und doch sollte ich innerhalb von zwei Jahren an die Schwelle der Macht gelangen! Ohne einen Cent, das ist die Wahrheit. Indem ich meine eigenen Ressourcen aus eigener Kraft aufbaute, konnte ich ein ganzes Land mobilisieren. Wie geht man so etwas an? Was ist das Rezept?
Das Wichtigste, was Sie brauchen, was unerlässlich ist, was alle Hindernisse wie ein Tornado wegfegt, ist ein starker Glaube. Wenn Sie nicht absolut sicher sind, dass Sie diese enormen und mysteriösen Kräfte in sich haben, die die Menschen dazu bringen, an Bord zu gehen, ist es sogar sinnlos, sich auf den Weg zu machen.
Außerdem müssen Sie sich auf eine unermüdliche körperliche Kraft verlassen können. Ein kleiner, schwacher Mann kann diese gigantische Arbeit nicht bewältigen. Sie müssen in der Lage sein, Wochen und Wochen ohne Schlaf zu verbringen. Sie müssen immer einen freien und frischen Kopf haben, niemals Kopfschmerzen; Sie müssen eine Robustheit besitzen, die es Ihnen ermöglicht, sechs, acht, zehn widersprüchliche Meetings an einem Tag zu bewältigen, und Sie müssen in der Lage sein, nach zwanzig Stunden Kampf und ohne Zeit zu haben, eine Zeile, acht Seiten, zehn Seiten Hintergrundartikel der Tageszeitung zu lesen, die auf Ihr letztes "Papier" wartet, um "zu rollen", immer noch spontan zu schreiben.
Abgesehen davon sind meiner Meinung nach zwei Dinge für die Eroberung von Massen entscheidend: Sie müssen ein großer Schriftsteller sein und Sie müssen ein großer Redner sein.
Es ist unmöglich, Menschen zu erfassen, wenn man nicht in höchstem Maße über diese beiden Fähigkeiten verfügt.
Ich war immer ein Schriftsteller. Und ein sehr unterschiedlicher Schriftsteller: Ich war ein Polemiker, ich war ein Memorialist. Ich habe sogar 1951 in Paris bei Flammarion einen Roman, Die große Schlägerei, unter dem Pseudonym Jean Doutreligne veröffentlicht. Dies war für mich in dieser Zeit des Mangels ein wunderbarer Segen, denn Flammarion, der mich mochte, schickte mir noch am Tag der Veröffentlichung des Buches die Tantiemen für die ersten 20.000 Exemplare.
Aber vor allem, vor allem, war ich ein Dichter. Ich habe ein halbes Dutzend Gedichtsammlungen geschrieben. Im Grunde war mein gesamtes Schaffen von Grund auf poetisch. Ich glaube, dass die Gabe der Poesie in der Politik unerlässlich ist. Ein Eroberer von Völkern muss ein Zauberer sein. Man muss die Massen verzaubern, wie man eine Frau verzaubert. Es ist die gleiche Art. Es ist eine Art riesiger Akt der Verführung. Die Menge gibt sich hin, weil die Verführung in ihr den Auslöser für das Geschenk ausgelöst hat. Ich habe immer die gleiche vibrierende Projektion meines ganzen Wesens in der Sekunde gespürt, in der ich das Publikum auf meinen großen Versammlungen anzog. Wenn ich anfing, wusste ich nicht einmal, was ich sagen wollte. Ich trage meine Wahrheit in mir. Ich trage meine Doktrin in mir. Vor mir steht eine oft riesige Menschenmenge, ich kann sie nicht einmal sehen, die starken Reflektoren blenden mich, ich kann nur eine schwarze Menschenmasse erkennen. Was ist das? Junge Menschen, alte Menschen, Arbeiter, Bauern, Reiche, Arme? Das ist mir völlig unklar. Es ist nicht nötig, einen ersten Satz zu formulieren. Man kann nur über ihn stolpern. Sie müssen sofort improvisieren.

Q. — Wie schaffen Sie es?

R. — Ich begann zu schweben und machte weite Kreise über dem Publikum, wie es bei uns in Bouillon die "Tiere mit Hühnern" tun, die Sperber, die ihre Beute vom Himmel aus suchen. Plötzlich spürte ich, dass es so weit war! Wumm! Ich stürzte mich in den Saal und schnappte mir die zitternde Beute in meinen Klauen. Das Publikum war die zitternde Beute.
Es ist ein außergewöhnliches Phänomen, wenn zwei große Ströme, der eine Sender, der andere Empfänger, plötzlich ineinander fließen, wenn Flüssigkeiten austreten, aufgenommen werden, sich vereinigen und wieder austreten.
Diese doppelte Projektion von Empfindungen entzieht sich noch der wissenschaftlichen Analyse. Zumindest bis jetzt. Ich habe noch nie einen Arzt getroffen, der mir diese Phänomene erklärt hat. Dabei handelt es sich doch um medizinische und psychische Phänomene, diese starken und unbekannten Ströme, die vom Nehmenden zum Nehmenden fließen, die einen verbrennen lassen, die einen festhalten lassen, die einen besitzen lassen!
Ich glaube, dass es auf dem Fernsehbildschirm ähnlich ist. Man sagt Ihnen: "Dieser Typ kommt durch! Dieser Typ kommt nicht durch! Er "sprengt" den Bildschirm! Nun, das liegt daran, dass es einen Austausch, eine Interpenetration, eine Erfassung gegeben hat.
Das ist es also! Sie müssen ein starker Typ mit unermüdlicher körperlicher Kraft sein, Sie müssen einen eisernen Willen haben, Sie müssen entschlossen sein, alles durchzustehen, Sie müssen wissen, dass Sie durchkommen werden. Sie müssen Glauben haben!
Und man muss verzaubern!
Das ist das Gesetz des politischen Erfolgs, das wahre, das einzige, das Gesetz, das einen zum Meister macht und nicht dazu, dass man einen Korb voller Stimmen wie ein Almosen mit nach Hause nimmt.
Ich war ein kleiner Junge, ein sehr kleiner Junge, als ich meine ersten Zuhörer einen nach dem anderen anhielt. Dann sah ich mich einem Land gegenüber. Später würde ich vor Europa stehen, in Paris, Genf, Berlin, Wien. Immer sagte ich mir: "Ich brauche sie, ich will sie erobern". Ich habe sie erobert. Ich bin mir sicher, dass ich sie auch morgen, obwohl die Welt sich völlig verändert hat, mit der gleichen Ausstrahlung erobern würde, wenn die Götter mir wieder die Tore des Lebens öffnen würden! Denn die physischen und psychischen Kräfte, die den Herrschaftsinstinkt auf geheimnisvolle Weise nähren, ändern sich nicht.
Tiger springen immer auf die gleiche Weise.

Q. — Hatten Sie eine besondere Bindung zu diesem oder jenem sozialen Umfeld?

R. — Was mich an diesem großen Unternehmen vor allem begeisterte, war die Eroberung der Masse der Arbeiter.
Die Arbeitermasse begeisterte mich, weil für mich das Führen eines Volkes — "Volk", ein wunderbares Wort! — Es bedeutet nicht, der Leiter einer Verwaltung oder eines Netzwerks zu sein, sondern der Leiter von Millionen von Menschen, die ein Herz haben, die Leidenschaften haben, die Bedürfnisse haben und denen man Glück geben muss.
Und man muss ihnen dieses Glück aus freien Stücken geben.
Dies ist der Punkt, an dem ich eigentlich immer der totale Demokrat war.
Demokratisch, Demokratie, die Macht des Volkes, der Massen, das bedeutet nicht, dass sich jeder dank der Erpressung durch die Wahlen jede Dummheit leisten kann, sich jede Phantasie erlauben kann und dass man nicht mehr gehorchen muss! Ein wahrer Demokrat ist derjenige, der es sich zur Aufgabe macht, das Volk ehrlich aufzuklären, der ihm klar und deutlich erklärt, was zu tun ist, der sein Vertrauen sucht und erhält, um ein großes Werk zu vollbringen und nicht, um ein Sklave seiner Wähler zu sein, der die Ohren spitzt.
Ein demokratischer Führer ist derjenige, der führt, nicht derjenige, der dem Volk folgt, und der das Volk führt, weil er es vertritt, weil er seinen Glauben empfangen hat, weil er ihn erobert hat.
So habe ich Demokratie immer verstanden.
Der Parlamentarismus — "parlamentarischer Kretinismus", wie Lenin es nüchtern nannte — ist nur eine von zehn demokratischen Formeln, die dümmste, instabil, dem Druck des Wählerwillens unterworfen, der Inkompetenz und oft der Anarchie ausgeliefert. Es gibt andere demokratische Formeln, die sich von der einfachen Sammlung von 500 Abgeordneten unterscheiden, insbesondere die autoritäre Formel: Die Menge vertraut aus freien Stücken einem wahren Führer, der ihre Verkörperung geworden ist, der in ihrem Namen und für sie etwas Starkes und Dauerhaftes schaffen kann, der ständig mit ihr in Kontakt bleibt und nur in dem Maße Macht hat, in dem das Vertrauen der Bevölkerung ständig und kraftvoll erneuert wird. Dies ist

meine Vorstellung von einem Führer, der eine direkte Emanation des Willens der Nation ist: die Macht des Volkes, die dem wahren Führer des Volkes frei anvertraut wird.
Das Volk wurde zwischen den beiden Weltkriegen in den sogenannten Demokratien des Westens von niemandem mehr vertreten. Weder die Sozialisten noch die Antisozialisten. Die Sozialisten hatten den Kontakt zu den Arbeitermassen in allen westlichen Ländern verloren, insbesondere in Frankreich und auch in Belgien. Der Grund für die Entstehung des großen faschistischen Kampfes war, dass die Völker von einem Sozialismus angewidert waren, der, obwohl er ihnen anfangs gut getan hatte, zu einer riesigen konservativen Maschine, einem herzlosen und flammenlosen Funktionalismus geworden war.
Das Volk ist empfänglicher als jeder andere für das Feuer der Seelen.
Oft ist das Volk das am wenigsten materialistische soziale Element, gerade weil es ein weniger privilegiertes Schicksal erträgt.
Dies löst in ihm eine Art innerer Erholung aus: er will etwas, das über seine alltägliche Mittelmäßigkeit hinausgeht.
Was auch immer wir tun, es wird immer eine gewisse Unterentwicklung des Volkes geben. Es ist bedauerlich, aber ein Arbeiter, der in ein Milieu hineingeboren wurde, das für die großen Probleme des Geistes und der Schöpfung nicht offen ist, wird nicht leicht und vor allem nicht schnell in den Genuss der breiten Kultur kommen, die eine vollständige Entfaltung der Intelligenz ermöglicht. Sie werden auch nicht von Anfang an von den Künsten begeistert sein, die das alltägliche Leben verklären. Er braucht daher mehr als jeder andere eine innere Erregung, die Wohltaten der Gabe, die man empfängt, und der Gabe, die man projiziert.
Derjenige, der diese Gabe erweckt und sublimiert hat, wird zum Führer des Volkes.

Q. — War der Sozialismus für Sie schon damals überholt?

R. — Die Sozialismen hatten aufgehört, dem Volk jenen Hauch von Großzügigkeit oder Erhabenheit zu verleihen, den ihre großen Anführer am Ende des neunzehnten Jahrhunderts gebracht hatten.
Der Marxismus, der doktrinär materialistisch ist und hundertfach von den Tatsachen selbst widerlegt wurde, ignoriert die innere Natur des Menschen und führt nur zu einem erstickenden wirtschaftlichen Kaporalismus (Militarismus), dessen Formel völlig versagt hat, in welcher Form auch immer sie erprobt wurde. Die sozialistischen Führer selbst hatten sie bereits vor dem Krieg fallen gelassen. Henri de Man, der zwischen 1930 und 1940 der einzige tiefgründige Philosoph der Linken war — neben dem weniger bedeutenden Marcel Déat in Frankreich — nannte 1934 sein Grundlagenwerk "Jenseits des Marxismus", fünfhundert fast unlesbare Seiten, klebrig wie Marmelade, die jedoch den Marxismus in die Ausverkaufsabteilung schickten.
Die UdSSR hat seither durch ihr fast vollständiges wirtschaftliches Versagen und die von ihr hervorgebrachte, verdummende Tyrannei die Niederlage des Marxismus endgültig bestätigt. Der Marxismus ist nur noch eine leere Marotte von intellektuell Unterentwickelten und interessierten oder rückständigen Führern.

Q. — Was ist mit der Bourgeoisie?

R. — Die Bourgeoisie machte es nicht besser. Sie sonnte sich in einer Passivität, die umso unzulässiger war, als sie die Mittel hatte, das Höhere zu erreichen und es ausstrahlen zu lassen. Die soziale Schwingung war in ihr gestorben. Sie betrachtete die Menschheit als ihr exklusives Gemüsebeet. Die Bourgeoisie — insbesondere die bürgerlich gewordenen marxistischen Führer — wussten nicht einmal mehr, was ein Arbeiter war, obwohl der Arbeiter in jenen Tagen noch ein Nachbar war. Man kannte sich von Haus zu Haus. Man begegnete sich auf der Straße. Der Bourgeois hingegen sah nichts und ging blind vorbei.
Es ist offensichtlich, dass das Industriezeitalter die Eliten und die Massen physisch und moralisch voneinander getrennt hat. Die anonymen Großstädte haben fast unüberwindbare Palisaden zwischen den Menschen der verschiedenen sozialen Klassen errichtet, die sich gegenseitig fremd geworden sind.
Als ich noch ein Kind in meinem kleinen Dorf Bouillon war, waren wir alle Teil einer echten Gemeinschaft. Ganz unten in unserem Tal waren wir vereint, wir trafen uns alle zusammen, alle Kinder in derselben Schule, alle Gläubigen in derselben Kirche. In den Städten kennen sich die Menschen, selbst wenn sie in einem gemeinsamen Gebäude wohnen, nicht mehr! Nicht einmal von einer Wohnung zur anderen! Eine abscheuliche, unnatürliche Abschottung. Der moderne Mensch ist ein Unbekannter.
Zwischen 1930 und 1940 verschlechterte sich die Situation sozial und moralisch. Die Massen waren verlassen und trieben umher. Das heißt, sie waren zu haben.

Q. — Was war Ihre Taktik, um die Massen zu erobern, die Sie mobilisieren wollten?

R. — Um diese Massen zu erreichen, mussten zwei Schwierigkeiten beseitigt werden. Diese Menschen waren nicht leicht zu mobilisieren. Und um sie einzuberufen, musste man viel Geld ausgeben.
Eine Versammlung ist sehr teuer. Der Saal muss bezahlt werden. Sie müssen die Heizung bezahlen. Ich konnte es mir nicht leisten. Außerdem, selbst wenn ich all dies gehabt hätte, hätten mich die Menschenmassen ignoriert und wären nicht gekommen.
Ich machte eine Rechnung auf: Es gibt nur ein System, nämlich die Menschen dort aufzusuchen, wo sie hingehen.
Und die Masse der Arbeiter, selbst wenn sie vom Sozialismus enttäuscht, müde und entmutigt war, ging immer noch zu den Versammlungen in den Gebäuden, die "Häuser des Volkes" oder "Paläste des Volkes" genannt wurden. Es gab also nur eine Möglichkeit für mich, wenn ich sie erreichen wollte: ich musste dorthin gehen. Noch nie war jemand dort gewesen. Jeder, der es wagte, dort Widerspruch einzulegen, lief Gefahr, dass die Fassade abgerissen wurde.
Aber genau das wollte ich riskieren und das war der Grund, warum ich in kurzer Zeit einen beträchtlichen Teil der belgischen Arbeiterschaft für mich gewinnen konnte.

Q. — Was war Ihre Taktik?

R. — Ich kam zu dem Schluss, dass ich jeden Tag in der Zeitung der sozialistischen Partei, Le Peuple (Das Volk), die große sozialistische Abendveranstaltung ausfindig machen und dorthin gehen werde.
Ich nahm ein Abonnement der dritten Klasse. Jeden Abend fand an dem einen oder anderen Ort eine große sozialistische Versammlung statt. Ein großer Mann der Partei, ein Abgeordneter oder Senator, sprach dort. Bald hatte ich mich daran gewöhnt. Wenn der Vorsitzende der Versammlung der Form halber fragte: "Gibt es einen Kontrahenten?", stand ich höflich auf: "Ja, ich! Ich bitte um das Wort! Nach zwei oder drei Wochen sagten die Zuhörer bereits, wenn sie mich in den Rängen aufstehen sahen: "Das ist der Leon! Es war Leon! Es wurde sehr schnell zu einem echten Ritual!

Q. — Und die Reaktionen der Sozialisten?

R. — Am ersten Tag lief es ziemlich schlecht. Ich erlebte einen Sturm der Entrüstung. Es war in Charleroi. Im Saal waren mehr als zweitausend Menschen, die erstaunt waren, dass ein Eindringling auf ihre Tribüne geklettert war. Am nächsten Tag machte die Sozialistische Partei dummerweise eine riesige Propaganda für mich, indem sie unter einer riesigen Überschrift auf der ersten Seite ihrer Zeitungen erklärte, wie ich zerquetscht worden war. Das war es, was ich erwartet hatte. Der Typ, der zerquetscht worden war, würde sicherlich kommen, um wieder zerquetscht zu werden, wenn er es wagte! Und natürlich tat ich das. Meine Position drehte sich ziemlich schnell um. Mir gefiel die Art und Weise, das Volk zu nehmen, fröhlich, humorvoll und emotional, mit einer einfachen, lustigen und direkten Sprache, mit einem komplizenhaften Augenzwinkern, wenn die schöne Virago aus den Angeln gehoben wurde, wozu das sozialistische, heisere und gentrifizierte Großgemüse nicht mehr in der Lage war. Ein Spaak z.B., der Premierminister war, war von Herkunft her bürgerlich, blieb bürgerlich, amputiert, feierlich. Körperlich war er zu fett. Er hatte vor allem nicht die volkstümliche Kutte.
Innerhalb weniger Wochen war ich in Fahrt gekommen. Der Widerspruch, den ich fast jeden Abend brachte, brachte ein immer größeres Publikum zu diesen sozialistischen Versammlungen. Das Rededuell wurde zu einem Boxkampf, einer sportlichen Ausstellung: man würde sehen, was man sehen würde!
Die Gefahr, mehr Schaden als Nutzen anzurichten, war real, denn ich brachte Leben in diese alten, naphthalinhaltigen sozialistischen Kisten. Aber es gab auch eine positive Seite: wenn ich wirklich überzeugend war, wenn ich mehr Temperament als der Gegner hatte, mehr Atem als der Gegner und einen starken Körper, um die eine oder andere Tracht Prügel zu ertragen (ich hatte einmal einen Schädelbruch), dann konnte ich den Einsatz pfeifen und große Mengen an Linken erobern, die sonst für mich unerreichbar waren.
Hier kam die Geschichte eines Pfarrers ins Spiel, denn es war vor allem ein Pfarrer, der dafür sorgte, dass ich einen großen Teil der belgischen Arbeiterschaft erobern konnte.

Q. — Ist das nicht paradox? Wer war dieser Pfarrer?

R. — Der Pfarrer hieß Moreau. Er war ein großer, rothaariger Mann, kein schlechter Kerl, der eine Liebesaffäre hatte. Das kommt vor. Jetzt heiraten solche Pfarrer sogar Herzoginnen, wie es ein ehemaliger Jesuit in Madrid tat, der plötzlich Herzog von Alba wurde, oder in Belgien der Pater Abt von Maredsous, der mit der Mutter Oberin eines benachbarten Klosters zusammenkam. Ihr Sturz in die Federn wird zu einem malerischen Ereignis, das in allen Zeitungen veröffentlicht wird. Die Türen der Presse des Herzens wurden ihnen weit geöffnet.
Aber vor einer Generation war das noch verpönt. Dieser Pfarrer Moreau, der mit einer Frau auf dem Arm freiwillig auf Wanderschaft ging, hatte sich mehr oder weniger aus der Affäre gezogen, indem er sich in den Dienst des Freidenkertums stellte. Zu dieser Zeit war der Sozialismus heftig antiklerikal. Eine große Dummheit übrigens und ein Mangel an Psychologie! Aber dieser Antiklerikalismus war oft eine Antwort auf den Antisozialismus eines sturen hohen Klerus.
Dieser abgehalfterte Pfarrer wurde in das Haus des Volkes eingestellt, nicht weil er intellektuell von Interesse war, sondern weil er ein abtrünniger Priester war. Die sozialistische Partei, die Freidenker und die Freimaurerei saßen damals in Belgien in denselben Gebäuden. Sie organisierten gemeinsam achtzig große Versammlungen dieses ungeschickten Pfarrers über die "Geheimnisse der Beichte" und anderen verlockenden Unsinn.
Tausenden von Arbeitern und vor allem Tausenden von Arbeiterfrauen, denn Frauen lieben perverse oder pikante Geschichten, wurden reichlich schmutzige Geheimnisse versprochen, die Pfarrer Moreau von den Beichtkindern in seinem Beichtstuhl erfahren hatte oder nicht. Er würde viele verführerische Details enthüllen.
Mit einem solchen Programm an schamlosen Enthüllungen, die lautstark angekündigt wurden, zog der Pfarrer sofort eine Menge Leute an.

Q. — Wie führten Sie Ihre Gegenoffensive durch?

R. — Ich traf sofort meine Entscheidung: dieser Pfarrer war eine böse Krähe. Ich würde ihn erwischen und ihm das Fell über die Ohren ziehen! Was seine Büßerinnen ihm erzählt hatten, wenn es wahr war — und niemand wusste davon — war widerlich, denn man hatte ihm, dem Pfarrer, vertraut und keine Öffentlichkeit hatte das Recht, ihre Nase in solche persönlichen und geheimen Vertraulichkeiten zu stecken. Ein ehemaliger Pfarrer, der Geld verdient, indem er sich auf Enthüllungen dieser Art spezialisiert, war einfach ein Schurke.
Ich wollte mich also, wie Sie sagen, auf ihn stürzen. Ich verfolgte ihn jeden Abend. Jeden Abend! Es gab keine Möglichkeit, dass er seinen Schnabel öffnete, ohne dass er mich am Fuß der Tribüne aufstehen und um das Wort bitten sah. Entweder er oder ich. Einer von beiden würde auf der Strecke bleiben. Es war eine Art Epos. Der lüsterne Pfarrer konnte nicht einmal seine achtzig skandalösen Vorträge zu Ende bringen, weil ich ihn vorher besessen hatte und ihn auf schreckliche Weise ausknockte.
Ich bin von Natur aus ein netter Mensch, ich bin gerne freundlich zu den Leuten, aber wenn ein Typ sich wie ein Schwein verhält und ich ihn haben will, dann habe ich ihn, er kann nicht entkommen.
Ich hatte, weil die Schlägerei das ganze Land in Aufruhr versetzt hatte, sehr genaue Informationen über das Verhalten dieses scherzhaften Pfarrers gesammelt. Ich werde Ihnen einige Fakten erzählen, die nur eine kleine Geschichte sind, aber in der Politik, wie in allem anderen auch, ist es manchmal ein Detail, das den Sieg bringt. Wie in einem Kampf im Krieg: ein Panikmacher rennt weg und provoziert den Ausfallschritt; oder ein tapferer Mann provoziert den Startschuss, das war's, wir haben gewonnen.
Nun, in diesem Fall ereignete sich der entscheidende Schock in Seraing, der großen roten Bastion.
Zehntausend Menschen waren zusammengedrängt; man hatte die große Verstärkung herbeigeholt, die Abgeordneten, die Senatoren der Linken und, als Sensation, den Chef der französischen Freidenker.
Wir begannen. Der Pfarrer gibt seine kurze Darstellung zum Besten, die schwer anrüchig ist. Der große Mann der Libre Pensée (Freie Gedanken) zeigt seine Künste; der marxistische Abgeordnete des Ortes legt noch einen drauf, und dann bin ich an der Reihe.
Der Anfang ist recht friedlich. Fünf Minuten lang unterhalte ich das Publikum mit lustigen Worten, um es zu lockern. Hinter mir höre ich den französischen Vorsitzenden der Freie Gedanken zu seinem belgischen Kollegen sagen: "Dieser Junge spricht sehr gut!". Das machte mir großen Mut.
Ich feuerte meine schwere Artillerie ab. Ich erzählte die romantische Geschichte eines "Pfarrers", als ob es sich um eine fast erbauliche Geschichte handelte: "Wenn ein Pfarrer sich in ein Mädchen verliebt, ist das menschlich und wenn er sie wirklich liebt, ist das etwas, das an sich respektabel sein kann. Vor allem wenn ein Mädchen, das sich in einen Pfarrer verliebt hat, das tut, was die Geliebte des Pfarrers getan hat, kann der

Roman, wie Sie sehen werden, märchenhafte Züge annehmen. Ich werde Ihnen alles erzählen, denn die Geschichte ist schön und wird Sie sogar rühren. Der flüchtige Pfarrer war aus der Gemeinde versetzt worden und die Geliebte lebte ein Jahr lang heimlich in einem kleinen Raum des Pfarrhauses, zwischen den Bürsten und Besen, unterhalb der Treppe. Stellen Sie sich das vor, sich den ganzen Tag neben Eimern und Lappen in der Dunkelheit einer Abstellkammer in Liebe zu verzehren, um in der Nacht in das Bett des Herrn Pfarrers steigen zu können.
Die Menge vibrierte. Sie war nicht mehr so sehr von Pfarrer Moreau fasziniert, sondern von dieser geheimnisvollen Heldin in der Besenkammer des Pfarrhauses.
Ich hatte den Strom umgeleitet: unser dicker Pfarrer, der wie ein Apfeldonut aufgeblasen war, hatte nichts mehr von einem Romanhelden. Er warf mir besorgte Blicke zu. Die romantische Figur war für die Menge zu einem Mädchen geworden, diesem feurigen Mädchen, das ein Jahr lang unermüdlich in seinem Loch auf die nächtliche Stunde des Wiedersehens gewartet hatte, gefüttert und frierend!
"Und dann," rief ich, "hören Sie mir gut zu: dieses wirklich großartige Mädchen, mit spinnwebenverzwirbelten Haaren in ihrem Kämmerchen unter der Treppe, wartete endlos, verzehrt von Liebe; aber wenn der Pfarrer, während die Geliebte in ihrem dunklen Loch im Pfarrhaus zwischen den Tüchern und Besen feststeckte, eine andere gefunden hätte... mit einer anderen geschlafen hätte... dann würde sich die schöne Geschichte grundlegend ändern! Dann wäre es ein schmutziger Vogel! Ja oder nein? Ja, es wäre ein ekelhafter Vogel!
Vogel, Vogel! Die Menge dachte sofort an einen Raben, den Raben mit dem Kuckuck des alten Antiklerikalismus!
Bei einer anonymen Liebe war dies noch eine bloße Vermutung. Aber der Don Juan des Beichtstuhls, auf den alle Augen gerichtet waren, wurde merkwürdigerweise grün.

Q. — Waren Sie sich Ihrer Sache so sicher?

R. — Ich trat an den Rand des Podiums und projizierte mich buchstäblich ins Publikum: "Was wäre, wenn dieser Pfarrer solche Briefe geschrieben hätte, wie den, den ich Ihnen vorlesen werde...".
Ich hielt einen Brief hoch; er war von Pfarrer Moreau an seine zweite Eroberung geschrieben worden und war der pornographischste Brief, den ich je auf der Welt gelesen hatte.
Jetzt sind die Menschenmassen in den Tiefen des Pornos angekommen und die schlimmsten Ausbrüche werden harmlos. Aber dieser Pfarrer war der größte Vorläufer! Sein Brief enthielt eine anatomische Beschreibung der Attribute der beiden Partner, die erstaunlich war.
Ich begann tapfer mit der Lektüre und las bis zum Ende. Der riesige Saal keuchte, weil ich die Spannung aufrechterhalten hatte. Um welchen Pfarrer handelte es sich? Unserer wurde von grün zu scharlachrot.
Ich drehte mich abrupt um und baute mich vor seiner Nase auf: "Pfarrer", rief ich mit großer Stimme, "dieses schurkische Papier, wissen Sie, von wem es ist? Wer ist der Mann, der die Geliebte auf der Treppe auf so üble Weise betrogen hat? Pfarrer, knöpfen Sie die Knöpfe auf, wessen Handschrift ist das? Von wem ist diese Unterschrift? Sie ist von Ihrer Hand, Herr Pfarrer! Sie haben sich wie der letzte Schurke gegenüber diesem Mädchen verhalten, das verrückt nach Ihnen war und von Ihnen ausgetrickst wurde! Aber Sie sind heute noch widerlicher, wenn Sie auf den Tribünen des Volkes stehen, als wären Sie sein moralischer Befreier, obwohl Sie nur ein Witzbold sind.
Dann, plötzlich, nur noch an die Menge gerichtet: "Das sind die falschen Helden, die man Ihnen präsentiert, die man Ihnen aufzwingen will! Das ist es, wie man Sie verarscht! Ihr falscher großer Mann, sehen Sie ihn sich an, er haut ab!
Er hatte seinen Tisch und seine Karaffe fallen gelassen und rannte in die Kulissen. Der ganze Saal war in einem gigantischen Getöse aufgerichtet. Der Vorhang wurde hastig heruntergelassen. Die Schlacht von Pfarrer Moreau war beendet.

Q. — Sind Sie triumphierend gegangen?

R. — Ganz und gar nicht so, wie man es sich hätte vorstellen können. Es ist schon komisch, wie das Volk reagiert. Nach dem Knock-out stieg ich von der Bühne und ging durch den unterirdischen Gang, der unter dem Saal nach draußen führte. Ich fand den Hauptplatz und die Menschenmassen vor. Ich hatte wieder meine alte graue Jacke über meine schwarze Jacke gezogen, die mein Aussehen völlig veränderte. Ich näherte mich drei besonders aufgeregten Biestern:
"Worauf warten wir?
— Wir warten auf Leon! Wir werden ihn zur Strecke bringen!

Als sie draußen waren, hatten die 10.000 Zuhörer plötzlich begriffen, dass die gesamte antiklerikale Kampagne ihrer Partei gerade liquidiert worden war. Sie waren wütend und warteten auf mich. Ich wartete eine halbe Stunde mit ihnen und als der heilige Leon nicht auftauchte, gingen wir alle zusammen in einem Zug und sangen die "Internationale" bis zum Bahnhof, wo ich in mein Abteil für die Rückfahrt stieg.

Q. — War es dieser Erfolg, der Sie dazu brachte, Ihre eigenen Versammlungen zu organisieren?

R. — Von diesem Zeitpunkt an konnte ich meine Versammlungen selbst organisieren, da ich sicher war, dass ich direkt Publikum anziehen würde. Ich erreichte also die zweite Stufe.
Bis dahin hatten meine Redekampagnen — die Sozialisten zahlten alle Kosten für diese Versammlungen für mich! — Ich hatte nur mein Bahnticket und die Strapazen der Nächte, in denen ich gegen eine hölzerne Rückenlehne der dritten Klasse anschlummerte, bezahlt. Denn jede Nacht musste ich um zwei oder drei Uhr morgens zurückkehren und manchmal sogar den Bahnhof von Löwen abfackeln, weil ich unterwegs eingeschlafen und am Boden zerstört war. In einer Nacht verbrannte ich den Bahnhof zweimal, als ich ihn zuerst passierte und dann, nachdem ich wütend in Brüssel aufwachte, ein zweites Mal in die andere Richtung nach Lüttich fuhr, nachdem ich wieder ein Nickerchen gemacht hatte!
Nachdem ich nun einen großen Teil des linken Publikums zu Hause erobert hatte, war ich bekannt genug, um direkt auf die großen Massen loszugehen und mit meinen eigenen Mitteln zu agieren.
Aber das Problem hatte ich nur verlagert: Eine Kundgebung kostet Geld, viel Geld, wer sollte das bezahlen?

Q. — Haben Sie ein Rezept gefunden?

R. — Das erste Gesetz, das meine politische Rede für den Rest meines Lebens beherrschen sollte: Der Zuhörer wird zahlen.
Noch nie zuvor hatte ein Politiker in Belgien die Öffentlichkeit für die Organisation seiner Versammlungen zahlen lassen. Die Politiker waren zufrieden, wenn einige wenige Zuhörer sich die Mühe machten, ihnen zuzuhören. Bei mir wurde von Anfang an bezahlt. Man würde nie weniger als fünf Franken für den bescheidensten Platz bezahlen. Fünf Francs waren zu jener Zeit eine beträchtliche Summe, das Vierzigfache des Preises einer Tageszeitung.
Ich erklärte mich öffentlich:
"Alles kostet: Säle mieten, beleuchten, heizen, Propagandakampagnen organisieren. Die Tausende von Franken fließen. Bei anderen ist es kostenlos. Aber irgendwer zahlt trotzdem! Und Sie wissen nicht, wer! Es ist also verdächtig. Hier sind Sie es, hier ist es sauber, hier ist es sauber, hier ist es klar.
Dann fügte ich spöttisch hinzu:
"Um einen Idioten im Kino zu sehen, zahlen Sie gut. Also, um mich zu sehen, was, Sie würden nicht genauso viel bezahlen wie für den Idioten?".
Das Konzept der kostenpflichtigen Meetings wurde von der Menge sofort angenommen. So wird es bis zum allerletzten Tag meiner großen Wahlkampagnen notwendig sein, zu bezahlen. Selbst in der Wahlnacht wird man zahlen müssen! Meine unzähligen Meetings werden nicht mehr eine finanzielle Belastung sein, sondern eine der größten Ressourcen der Rexist-Bewegung.

Q. — Gab es eine bestimmte Taktik, die Sie bei der Organisation Ihrer Versammlungen anwandten?

R. — Von diesem Zeitpunkt an sehen Sie, dass meine Presse berichtet und meine Versammlungen berichten. Ihr Zusammenspiel ist ein sehr wichtiges Mittel, um die Öffentlichkeit zu gewinnen. Die Menschen kommen nicht, weil man sie anfleht zu kommen, sondern weil es sie interessiert. Sonst würden sie nicht kommen. Genau dasselbe gilt für die Käufer unserer Zeitungen.
Jeden Tag bin ich auf dem Weg durch das ganze Land. Zunächst zu kleinen Zuhörern, bald darauf zu großen Zuhörern. Ich riskiere meine erste Massenveranstaltung in Brüssel selbst. Ich werde sie an einem 1. Mai halten, dem 1. Mai 1935.
Ich sage ausdrücklich: Erster Mai. Das zeigt Ihnen, dass ich genau auf meiner Linie der Eroberung der Arbeitermassen vorankomme. Der Erste Mai war der heilige Feiertag der Marxisten. Ich war nicht bereit, dieses Monopol anzuerkennen. Es ist der Feiertag all derer, die das Volk sind und die das Heil des Volkes wollen. Ich hatte vor, an diesem Tag den sozialistischen Paschas in Brüssel selbst zu trotzen, wo sie nur noch einen mageren Zug bilden konnten. Ich mietete den damals wichtigsten Saal, der Cirque Royal (Königlicher Zirkus) genannt wurde. 5.000 Plätze. Seit langem hatte es in Brüssel keine politischen Versammlungen mit 5.000 Teilnehmern mehr gegeben.

Auch die Wahl des Saals hatte einen Sinn, denn hier hatte der große Führer des französischen Sozialismus, Jaurès, der am nächsten Tag, dem 31. Juli 1914, in Paris ermordet wurde, zum letzten Mal in seinem Leben gesprochen.
Von Beginn meiner Tätigkeit an war es mir wichtig, meinen Versammlungen einen Ton zu geben, denn es gibt auch einen Ton bei Versammlungen. Eine Versammlung sollte nicht in einem kleinen, schnell verrauchten Raum stattfinden, in dem man keine Atmosphäre schaffen kann. Ich legte sofort Wert darauf, hohe Tribünen, große Flaggen, Schallplattenstaffeln, Fanatikteams, wie man heute sagen würde, die kräftige Slogans ausrufen, zu installieren. Im Cirque Royal ließ ich sogar thebanische Trompeten erklingen. Die große Zeitung Das freie Belgien, die nicht sehr gut über Musik informiert ist, würde in ihrem Bericht am nächsten Morgen sogar von "Ebenholz"-Trompeten sprechen, als ob es Kaffern oder Senegalesen gewesen wären, die das Erscheinen unserer Redner begrüßt hätten.
Es gab also eine große Versammlung im Cirque Royal, der bis auf den letzten Platz gefüllt war. Ich war noch sehr jung. Wer kannte mich in Brüssel? Daher hatte ich vorsichtig einige bekannte Persönlichkeiten nach vorne geholt und Pierre Daye und Pierre Nothomb, beide beliebte Schriftsteller, auf die Tribüne gesetzt. Ich hatte sogar einen dominikanischen Pater mobilisiert, der in seiner schweren schwarz-weißen Kleidung theatralisch wirkte.

Q. — Und welche Rolle hatten Sie für sich selbst vorgesehen?

R. — Ich habe als Letzter gesprochen.
Man sollte immer als Letzter sprechen. An den letzten erinnert sich das Publikum.
Nach einer Stunde hatte ich mein erstes großes Publikum erobert.
Von diesem Moment an ging es Schlag auf Schlag.
Fast jeden Tag, manchmal sogar drei, vier, fünf Versammlungen an einem einzigen Tag.
Ich sprach von allen Seiten. Die Debatte war immer widersprüchlich. Auch ich hatte bei den anderen um das Wort gebeten und ging immer wieder hin und wenn sie wollten, konnten sie bei mir auf die Tribüne steigen. Die Wahrheit ist, dass nur wenige es wagten.
Die rexistische Agitation begann sich überall auszubreiten und meine Propagandagruppen wurden immer größer. Ich hatte nun Gruppen in allen Teilen des Landes. Die Jungen und Mädchen improvisierten von sich aus eine Uniform aus blauem Samt, die gut aussah und anmutig war. Zusammen mit meinen Meetings stieg auch der Verkauf meiner Zeitungen.
Das dynamischste Zentrum war das in Lüttich, das von einem jungen Burschen namens François Gillisen gegründet wurde. Er sollte diese feurige Stadt revolutionieren, die uns bald darauf drei Abgeordnete stellen würde. Unsere Pressekampagnen und die Versammlungen setzten die Bewegung im ganzen Land in Gang.

Q. — Reichte dies alles aus, um Ihre Bewegung zu finanzieren?

R. — So habe ich es gemacht.
Der größte Teil der Rex-Ausgaben, etwa 150.000 Exemplare — von den 250.000 Exemplaren der laufenden Auflage — wurden von unseren Sektionen verkauft. Jede unserer Gruppen kaufte ihr eigenes Paket an Exemplaren. Sie wurden nicht auf Lager geschickt. Nein, sie mussten sie fest kaufen. Der Kompromiss war klar: Die Ausgaben wurden erworben und mussten bezahlt werden. Es gab keine Möglichkeit, die unverkauften Ausgaben zurückzugeben.
Andererseits erhielten unsere Teams Rabatte. Wenn sie viele Exemplare kauften, konnten die Rabatte beträchtlich sein.
Lüttich zum Beispiel, das jede Woche 10.000 Ausgaben kaufte, erhielt 50 % Rabatt. Das bedeutete, dass alle unsere Sektionen bald von ihren Bemühungen und den Preisnachlässen auf unsere Zeitungen leben würden. Die rexistische Bewegung würde sich überall selbst ernähren. Alle unsere Propagandisten — wie auch ich — arbeiteten umsonst. Alles andere wäre für uns undenkbar und empörend gewesen. Aber diese LKWs mit Zeitungen waren große Summen, die die Propagandisten bar bezahlen mussten. Um sich aus der Affäre zu ziehen, musste man schwitzen. Daher waren unsere Jungen und Mädchen sehr eifrig und übereifrig. Ab dem Samstagnachmittag bevölkerten sie die großen Boulevards, dann die Restaurants, die Cafés und ließen sich in den Kinos nieder. Ab 6 Uhr morgens am Sonntag belästigten sie die Gläubigen vor den Kirchen. Wenn sie mittags noch Nummern auf dem Rücken hatten, mussten sie sie draußen verkaufen. Dann stiegen sie auf ihre Motorräder und fuhren in fröhlichen Gruppen durch die Dörfer der Umgebung und schlugen die Felder in der Ferne. Sie eroberten ein riesiges Publikum, das uns immer öfter las, das mit Leidenschaft eine Zeitung

verschlang, in der die große Rachekampagne, die ich gegen die von mir als "verrottet" bezeichneten Menschen gestartet hatte, wie ein Donnergrollen ertönte und rollte.

Q. — Waren die "Verfaulten" die Kaziken der politisch-finanziellen Kreise?

R. — Das ist richtig. Ohne es zu wollen und indem sie ihre Fallen gegen mich stellten, warfen sie selbst die Massen in meine Arme.
Sie waren der Grund dafür, dass ich mich von der Katholischen Aktion trennen musste, um sie nicht zu kompromittieren, um ihr nicht einen Teil ihrer Ressourcen zu entziehen.
Aber das glückliche Gegenstück dazu war, dass ich dadurch absolut frei in meinen Bewegungen wurde. Von allen Komplexen befreit, konnte ich mich mit vollem Einsatz in eine Kampagne von beispielloser Heftigkeit stürzen. Noch nie zuvor wurden große Bankiers und große Finanz- und Politikmagnaten so behandelt. Ich packte sie am Hosenboden, schüttelte sie, drehte sie triefend vor der Öffentlichkeit um und drückte sie empört an die Wand. Es war ein Massaker.
Damals gelang mir mein erster großer Coup, der als "Kortrijk Coup" bekannt wurde.

KAPITEL 7
IN SECHS MONATEN ZUM SIEG

Der "Schlag von Kortrijk" oder die Vernichtung eines Ministers — Die katholische Kirche und die "Verfaulten" kompromittieren sich — Die Sklaverei der großen Presse — Degrelle ruft die Belgier zum Sportpalast — Der Glaube ist stärker als das Geld — "Léon, du wirst verurteilt" — Partei? nein! Bewegung? ja — Gegenschlag der politischen Parteien: Degrelle durch Auflösung des Parlaments überrumpeln — Wie man mit 10.000 Francs eine große Tageszeitung gründet — Vierzehn Versammlungen an einem Tag — Der Ein-Mann-Betrieb, der die Völker zusammenhält — Degrelles 300.000 Francs.

Q. — Was war der "Coup von Kortrijk"?

R. — Die Nummer eins der "Verfaulten", die ich mit aller Härte anprangerte, war der Chef der Belgischen Katholischen Partei, der "Föderation der Katholischen Vereine und Kreise", um genau zu sein. Sein Name war Segers, er war Staatsminister, ein kleiner, schuppiger, papelartiger Mann mit hoher Stimme, der unter seinem Bollenhut zusammengeschrumpft war.
Wie jedes Jahr hatte er einen Kongress seiner katholischen Partei in Kortrijk, einer großen flämischen Stadt nahe der französischen Grenze, organisiert. Er hatte ein schlechtes Datum gewählt, der Arme, es war der Tag der Toten, der 2. November 1935. An diesem Tag hatte ich beschlossen, ihn zu demobilisieren.
Ich hatte bereits an einigen dieser einschläfernden Kongresse als Zuschauer teilgenommen. Ich selbst war nie Mitglied der Katholischen Partei gewesen. Ich war völlig unabhängig. Meine Neigung hatte mich in diese Richtung getrieben, weil ich zutiefst christlich war, aber schließlich war ich kein Anhänger dieser Bonzen, die mir alle versteinert wie mumifizierte Pharaonen erschienen.
Ich rief also meine Jungs zusammen. Die Mädchen nicht. Die Mädchen ließ ich aus dem Kampf heraus, denn zu jener Zeit hätten ihre anmutigen Unterröcke in einer solchen Versammlung einen Skandal ausgelöst. Ich mobilisierte heimlich 300 unserer Jungs aus einer Reihe von Sektionen, die sich am Samstag in ihrem Büro versammeln sollten. Gepäck: eine Decke und ein Brot. Ich wies jeden Ortsvorsteher an, einen oder zwei Busse zu mieten, je nachdem, wie viele Personen sie transportieren sollten. Aber niemand wusste, wohin er fahren würde. Der Ortsgruppenleiter sollte am Samstagmittag einen Brief öffnen, in dem ich den Ort nannte, an dem sich die Truppe einfinden sollte: in Kortrijk um 15.30 Uhr.
Um vier Uhr nachmittags war mein kleiner Stoßtrupp dort.

Q. — Was war Ihr Plan?

R. — Aus der Ferne erschienen diese Kongresse der Katholischen Partei als etwas Außergewöhnliches. Aus der Nähe betrachtet, versammelten sich dort ein paar hundert verkrümmte und zitternde Methusalems: die wichtigsten Senatoren und Abgeordneten und acht oder zehn Vertreter von Vereinigungen, so ziemlich alle von ihnen verdreht und im Ruhestand.
Diese Kongresse waren nichts, aber sie füllten ganze Seiten in den Zeitungen, die in mühevoller Kleinarbeit ausgebreitet wurden. Alle Berichte, die im Voraus kopiert wurden, wurden in extenso abgedruckt. Ich stehe vor dem Gebäude der Versammlung. Ich mache einen kleinen Rundgang durch den Kongresssaal. Es war ein langes Rohr, das mit einer Tribüne endete, eine Art kleiner, erhöhter Salon. Dahinter befand sich eine Tür, die Tür für den Ein- und Ausgang der Behörden. Im Schloss steckte ein Schlüssel, ich steckte ihn in meine Tasche und gab ihn an einen meiner Jungs weiter:
"Denken Sie daran: Wenn alle auf die Tribüne gegangen sind, schließen Sie die Tür hinter ihnen. Bringen Sie mir den Schlüssel zurück.
So schloss ich sie ab und sie konnten im Falle einer Niederlage nicht mehr fliehen und waren nun meine Gefangenen.

Q. — Wie geht es weiter?

R. — Dann drängten sich meine dreihundert Mobilisierten brav in den Saal. Vor ihnen stehen die Behörden, der alte Minister, Segers an der Spitze, zwischen Blumentöpfen und Palmen.
Segers begann seine Rede mit scheinheiliger Rührung: "Was für eine Freude für mich in meinem Alter, eine so schöne und beachtliche Jugend zu sehen, die sich uns anschließt.

— Um Ihnen den Fuß in den Arsch zu stecken", erwiderte ein frecher Mann. Das störte die Harmonie ein wenig und war verfrüht. Ich brachte den Störenfried zum Schweigen. Dann, als Segers seine Tiraden beendet hat, stehe ich auf. Ich sage es:
"Ich möchte mich als Redner anmelden.
Der Minister blieb ruhig: "Das ist gut, in Ordnung! Aber Sie werden verstehen, dass die offiziellen Redner zuerst ihre Berichte vorlesen müssen."
Das war korrekt. Ich setzte mich wieder. Zwei Stunden lang lasen die Bonzen mühsam Dutzende von Seiten. Es war langweilig. Als sie endlich fertig waren, stand ich wieder auf.
"Jetzt bitte ich ein zweites Mal um das Wort.
— Ich verweigere es Ihnen", antwortet der Minister Segers mit säuerlichem Ton. Ich springe auf das Podium. Ich stand zwischen den Palmen, in meinem Rücken der erstickende Minister Segers und die meisten Regierungsmitglieder, die sich auf ihren Strohstühlen wälzten. Dann ging es ans Schlachten. Ich hatte die Gelegenheit, ihnen alles zu sagen, was ich über sie dachte, über ihren Mangel an Autorität, ihren Mangel an sozialem Geist und ihre Korruption.
Am 2. November 1935 griff ich zuerst den Staatsminister an, den Chef des Hauses, den Großwesir der alten, so genannten katholischen Partei. Natürlich gibt es auch heute noch Korruption wie die, die ich in Belgien entlarvt habe. Sie sind sogar noch größer, da die großen ausländischen Firmen — z.B. Lockheed und die Drogenmafia — ebenfalls korrupt geworden sind. Aber in großem Stil, mit unendlich viel größeren finanziellen Mitteln als die Geldmächte von früher, die in Raum und Format der Operationen begrenzt waren. Ein ehemaliger belgischer Premierminister, wie der Sozialist Paul-Henri Spaak, wurde nach 1945 trotz seiner völligen Inkompetenz in diesem Bereich superkapitalistischer Verwalter des I.T.T. Heute wird ein holländischer Kronprinz, ein orientalischer Pascha, ein italienischer oder japanischer Premierminister mit Millionen von Dollar "verführt", wie man will. Selbst der Vatikan ist in enorme Machenschaften verwickelt. Aber abgesehen von dem einen oder anderen großen Skandal, bei dem ein Ungeschickter manchmal ein Stückchen der goldenen Fransen aufdeckt — und das dann schnell unter den Teppich gekehrt wird — bleiben diese massiven Kompromittierungen in der Regel sorgfältig getarnt. Sie zu enthüllen wäre fast unpassend. Diese internationalen Räubereien sind zu einer Art zu leben — und gut zu leben — für die Politiker und die regierenden Parteien von Paris bis Bonn, von Rom bis Kinshasa, von Chicago bis Tokio geworden.
In Belgien bin ich nicht mehr da, um die "Verdorbenen" vor der Öffentlichkeit zu entblößen — die Angst hält sie nicht mehr zurück, wenn es Zeit für eine Razzia ist. Sie sind auf der Party.

Q. — Was waren Ihre Motive?

R. — Indem ich diese Sitten anprangerte und die Korrupten persönlich entlarvte, sagte ich einfach das, was damals niemand zu sagen wagte und was heute, wo politische Skandale weltweite Ausmaße angenommen haben, noch hundertmal mehr Grund hätte, es zu sagen. Aber jetzt wird mit Glanzbürsten statt mit Besen hantiert. Ich konnte diese politisch-finanzielle Unreinheit nicht mehr ertragen, sie brachte mein Blut in Wallung und ich riss sie in Stücke. Ich schrie und schrie, so lange es nötig war, verfolgte die Staatsdiebe, richtete diese Unreinheiten vor ihren Opfern auf und warf sie dann durcheinander in den Schlamm.
An jenem Tag in Kortrijk, dem 2. November 1935, griff ich zuerst Minister Segers an, weil es unfair gewesen wäre, die Säuberung mit den kleinen Leuten zu beginnen. Wir mussten auf die Spitze zielen und zuschlagen.
Ein Mann wie Minister Segers, dessen Karriere ich zerstören wollte, hatte sich aus Habgier in eine ganze Reihe von Bankgeschäften verstrickt. Um die Finanzunternehmen zu retten, in denen er predigte, hatte er das Geld der Caisse d'Epargne, d.h. das Geld der kleinen Leute, geplündert. Diese Politiker, deren Aufgabe es war, die kleinen Leute zu verteidigen, sammelten auf diese Weise zynisch und heimlich ihre Abgaben bei ihren geborenen Schützlingen ein!
Nachdem ich in Kortrijk auf die Tribüne gestiegen war, begann ich mit einer entsetzlichen Demütigung.
In diesem Moment versuchten Segers und seine Bonzen, die Sitzung zu verlassen und sich aus dem Staub zu machen, aber sie scheiterten an der Hintertür, die so klug verschlossen war. Nachdem ich Segers' Rechnung beglichen hatte, nahm ich mir die anderen Finanzpolitiker vor, die direkt vor mir in der ersten Reihe saßen. Da war unter anderem ein gewisser Philips, ein katholischer Senator, der auf persönliche Anweisung des Kardinals ernannt worden war. Ja, vom Kardinal! Ein Kardinalprimat ernannte einen Geldhai, der bis zu den Mittelhandknochen verfault war, zum Senator!

Q. — Wie war ein solcher Missbrauch von Einfluss möglich?

R. — Ich werde es Ihnen erklären, spitzen Sie Ihre Ohren. In Belgien gibt es sogenannte kooptierte Senatoren, die vom Senat selbst gewählt werden, der die Sitze nach der Anzahl der Parteien verteilt. Die Katholiken im Senat hatten Firmin van den Bosch, einen international bekannten Richter und ausgezeichneten katholischen Schriftsteller, als Kandidaten für ein solches Amt nominiert. Kardinal Van Roey hatte die Nominierung in letzter Minute rückgängig gemacht, um seinen Schützling durchzusetzen.
Dieser Philips war der große Mann des "Boerenbond", d.h. der großen Bankgesellschaft in Flandern, die dem Erzbischof jedes Jahr mehrere Millionen an beruhigenden Gratifikationen sicherte.
In Kortrijk befand sich dieser Philips zu seinem Unglück direkt vor meiner Nase. Er war ein hässlicher Zwerg mit dem Kopf eines Warzenschweins. Ich hatte gegen ihn gewettert und ihn einen "lebenden Exkrement" genannt. Er hatte die Lawine über sich ergehen lassen und es nicht einmal gewagt, seine kleine, bösartige, violette Spule mit einer rötlichen Kichererbse auf der Nase auch nur einen Zentimeter zu bewegen.
Auf meiner Fußhöhe befand sich auch der Ex-Minister Berryer, der in Lüttich Bankprobleme hatte. Ich begann:
"Sie da, mit Ihren Krötenaugen.
Er hatte riesige, kugelförmige, glaukige Augen, die wie glasige Saugnäpfe aussahen. Ich zerquetschte ihn auf schreckliche Weise. Das Gemetzel endete mit Jubel, alle meine Jungs standen auf, schrien, gestikulierten und umrahmten dann in einer riesigen Lachorgie die gefallenen Helden, die herunterkletterten und sich schüttelten.

Q. — Ich nehme an, dass ein solcher Skandal große Reaktionen in der Presse ausgelöst hat?

R. — Diese korrupten alten Bärte waren stark. Sie hatten die Presse in der Hand. Als wir uns am nächsten Tag auf die Morgenzeitungen stürzten, fanden wir kein einziges Wort über die große Schlägerei vom Vortag. Es wird immer von demokratischen Freiheiten gesprochen, insbesondere von der Pressefreiheit. Das ist doch ein Witz! Die großen Zeitungen waren ihren Eigentümern hörig. Oft sind sie es auch heute noch. Und sie werden morgen mehr denn je von Finanzgruppen an der Leine gehalten werden, von den großen Manitous des anonymen Geldes, die Subventionen und Werbebudgets verteilen. Ohne sie würden so gut wie alle Zeitungen sterben, wie Fische, die pulsierend aus dem Wasser geworfen werden. Ein Wort der wahren Chefs genügt und die Texte werden gestrichen, umgewandelt, entstellt oder karikiert.
So gab es am 3. November 1935 keine einzige Zeile über unseren Angriff am Vortag, außer einem farbenfrohen Bericht — der in der zweiten Ausgabe gestrichen wurde! — des Journalisten Max Hodrige im "Vingtième Siècle" (Zwanzigstes Jahrhundert).

Q. — Der Hinterhalt war also umsonst gewesen?

R. — Ich hatte den Plan durchschaut und war darauf vorbereitet.
Le Soir, die größte der belgischen Zeitungen, hatte einen Generalsekretär namens Maurice Gaucher, von dem ich einige Papiere gedruckt hatte. Ich veröffentlichte bei Rex Artikel von jedem. Wenn die Leute mir einen guten Artikel schickten, wurde er veröffentlicht. Der gute Gaucher hatte einen Heißhunger auf das Schreiben. Es war nicht aufdringlich, aber auch nicht zu langweilig und ich hatte ein Interesse daran, diesen fleißigen Schreiber an mich zu binden. Daher hatte ich seine Prosa mehrmals veröffentlicht. Wir waren gute Freunde geworden.
Ich ging zu ihm: "Mein alter Gaucher, ich kann Ihrer Ente einen Skandal allererster Ordnung liefern, als Erstes und Exklusivität. Aber ich brauche zwei Spalten in Le Soir und ein Foto von mir."
Ich habe immer viel Wert auf Fotos gelegt, da sie das Publikum mehr fesseln als jeder Text. Ich besaß ein wunderbares Porträt von mir von dem Maler Alfred Martin aus Lüttich und brachte es zu Gaucher.
"Wenn Sie mir die zwei Spalten und das Foto versprechen, gebe ich Ihnen den Skandal".
Abgemacht.
Ich war also am Tag nach meinem Verbrechen in Kortrijk beruhigt und war mir im Voraus sicher, dass der Knallkörper dank der Zeitung Le Soir, die um zwei Uhr nachmittags erschien, explodieren würde, auch wenn sich die gesamte wohlmeinende Presse des Morgens tot gestellt hatte.

Q. — War das genug?

R. — Um völlig gewappnet zu sein, hatte ich mir auch einen großen Esogriffen namens Charles d'Ydewalle geangelt, der seinen Titel von Victor Hugo gestohlen hatte und jeden Montag in der belgischen Nation "Choses vues" (Gesehene Ereignisse) schrieb. Er war ein malerischer, näselnder Stelzenläufer mit einem schiefen Kiefer. Er schrieb einfach alles. Er war der produktivste Kopierer in meinen Wochenzeitungen. Er war ein Zwicker. Ich bezahlte ihn gut. Er war mir also treu. Zumindest zu diesem Zeitpunkt. Er blieb es, bis sich der Wind des Glücks drehte und ihm anderswo mehr Geld angeboten wurde. Warum sollte er mir dann nicht dienen? Ich hielt ihm einen ähnlichen Vortrag wie Gaucher, der für den Massenabschuss am ersten Tag verantwortlich war.
"Charles, ich kann Ihnen für nächsten Montag eine tolle Quelle für "gesehene Dinge" anbieten. Wenn du willst, kannst du es haben. Aber Sie müssen mir versprechen, dass Sie bis zum Platzen meiner Bombe absolute Ruhe bewahren werden". Ich ließ ihn in einem unserer Busse mitfahren. Am übernächsten Tag veröffentlichte er, wie vereinbart, eine fröhlich-heftige Geschichte.
Nach diesen beiden Berichten hatten die Segers und andere politisch-finanzielle Manitous keine Möglichkeit mehr, den Skandal zu stoppen. Alle Parteizeitungen sahen sich gezwungen, Feuerwehrartikel zu veröffentlichen, die mich mit ihren Schmähungen überhäuften. Das war genau das, was ich wollte. Diese wütende Reaktion konnte die Öffentlichkeit nur in Aufruhr versetzen. Es war mir egal, dass über mich erschreckende Dinge gesagt wurden, die für mich nicht erschreckend waren, aber die breite Öffentlichkeit erregten.

Q. — Ich nehme an, das entband Sie nicht von der Pflicht zu reagieren?

R. — Ich forderte Minister Segers im Sportpalast heraus!
Der Sportpalast in Brüssel war der Tempel der berühmten "Six Days", in dem die großen Boxkämpfe der Welt und die großen Radrennen ausgetragen wurden. Niemand hatte je daran gedacht, hier eine große politische Debatte zu veranstalten. Fünfundzwanzigtausend Plätze! Wir wollten diese neue Art von Wettkampf einführen.
Ein Junge, der einen alten Minister herausfordert, der bis zu den Knien dekoriert ist, was für ein Wrestling! Ein protziger Anfänger schwor, dass er den großen Champion zu Boden schicken würde! Das war genau das, was nötig war, um die große Menge anzuziehen.
Die Brüsseler fragten sich: "Was wird passieren? Dieser Degrelle hat schreckliche Anschuldigungen gegen Segers erhoben. Die beiden werden sich in die Haare kriegen und sich gegenseitig auf die Schulter klopfen! Das wird ganz großer Sport im Sportpalast! Wir werden es sehen!"
Dieser Kampf fand fast sofort statt: am 11. November, neun Tage nach dem Kampf in Kortrijk am 2. November.

Q. — Warum wurde dieses Datum gewählt?

R. — Der 11. November war der Jahrestag des Waffenstillstands, der am 11. November 1918 den Ersten Weltkrieg beendete. Es war der Tag aller Kriegsveteranen und auch ein Feiertag, an dem jeder mögliche Zuhörer frei hatte. In den ersten Stunden nach meiner Entscheidung bedeckte ich die belgische Hauptstadt mit riesigen Plakaten. Ich hatte mein Budget auf 100.000 Francs festgelegt. Ich sollte also 100.000 Francs einnehmen. Das war ein großes Risiko. Ein völlig neues Risiko, da noch nie zuvor jemand eine solche sportliche Operation versucht hatte.
Es lief sogar etwas besser als erwartet: Ich gab hunderttausend Francs aus und sammelte einhundertsiebentausend Francs. Am Abend des 11. November 1935, als eine riesige Menschenmenge zum Sportpalast strömte, war ich von dem ganzen Rummel der gegnerischen Presse und meiner Wandpropaganda, die bis in die kleinste Sackgasse von Brüssel gedrungen war, gefangen genommen worden.
Ich sehe mich noch in einer kleinen Hütte im ersten Stock warten, wo ich, alle anderen Sorgen beiseite schiebend, meinen Rosenkranz betete. Das ist mein System: wenn Sie in Aktion treten müssen, ist es sinnlos, schöne Sätze vorzubereiten! Wenn man sie auswendig lernt, kann man sicher sein, dass man mühsam stottert und sich in seinem Lampenfieber verheddert. Das Wichtigste ist, zu glauben. Wenn der Moment gekommen ist, bricht die Beredsamkeit der Wahrheit hervor. Ich brauchte nur noch die Gnade Gottes.
In diesem Moment öffnete ein Arbeiter, ein flämischer Erdarbeiter, die Tür und sagte nur: "Der Saal ist gewölbt:

"Der Saal ist gewölbt!"
Ein guter Mann; für ihn klang gewölbt noch besser als überfüllt! Der Saal war gewölbt! Ich betrat den gewölbten Saal.
Das war nicht einfach, denn von dem riesigen Publikum waren mindestens neun Zehntel Neugierige. Die Jungen und Mädchen aus meinen rexistischen Gruppen machten höchstens 10 % der Anwesenden aus. Ich hatte 25.000 Menschen in der Arena, die gekommen waren, um einen Kampf zwischen einem alten Minister und einem jungen Mann zu sehen, der den meisten von ihnen noch vor einem Monat unbekannt war.

Q. — Und wie verhielt sich Minister Segers?

R. — Er sagte nichts, der alte Mann! Er war nicht da! Natürlich war er nicht gekommen! Er würde sich nicht an einer solchen Propaganda für seinen Verfolger beteiligen! Er würde auch nicht riskieren, ausgeweidet zu werden, wie ein altes, bockiges Pferd, dem man die Haare ausreißt. Ich hatte keine Sekunde an seiner Tat und seiner Flucht gezweifelt. Ich wusste, dass ich von Anfang an vor einem sehr enttäuschten Publikum stehen würde, das nicht das sah, was es sehen wollte, und das keine besondere Sympathie für mich empfand. Alles würde also von meiner Dynamik abhängen.
Ich hatte eine riesige Tribüne mit einer Höhe von 12 Metern errichten lassen. Ich kletterte auf das Podium. Kaum war ich dort, gab es Streit! Denn die Kommunisten hatten geahnt, dass ich gewinnen würde, wenn ich sprechen könnte. Sie hatten mir in den Arbeiterorten hunderte Male zugehört. Sie hatten gesehen, wie ich die berühmtesten marxistischen Anführer und vor allem ihr verwöhntes Versuchskaninchen, den Pfarrer Moreau, in die Pfanne gehauen hatte. Sie sagten sich: "Wir müssen ihn unbedingt daran hindern, zu beginnen. Eine Schlägerei bedeutete, dass die Polizei sofort eingreifen würde, dass ich von meinem Hochsitz heruntergeholt werden würde und dass die Versammlung, bevor sie beginnen würde, vorbei wäre!

Q. — Wie kamen Sie davon?

R. — In einer Sekunde sah ich die Katastrophe kommen, ich warf meine Jacke ab, kletterte von außen auf den Balkon, wo die Kommunisten waren, und schwupps, schwupps, schwupps, der Boxkampf! Ein großartiger Boxkampf! Ich bin stark: in wenigen Minuten hatte ich ein halbes Dutzend Störenfriede ausgeknockt und mein körperlicher Kampf endete siegreich vor einer absolut verblüfften Menge, die in den Saal für Boxkämpfe gekommen war, ohne auch nur eine Sekunde daran zu denken, dass sie einem echten Boxkampf beiwohnen würde.
Diese Leute, die noch nie in ihrem Leben einen Boxkampf gesehen hatten, waren wie betäubt von dem Unerwarteten und entdeckten in mir eine Art Wrestler, den man sich in einer öffentlichen Versammlung nie hätte vorstellen können! Sie jubelten. Ich kletterte wieder auf die Tribüne und zog mein Jackett an. In zwei Stunden hatte ich die Menge erobert.

Q. — Und danach wurden Sie der Hauptmieter des Palais des Sports?

R. — Ich füllte ihn, wie man in Belgien sagt, bei jedem großen politischen Anlass.
Diese Rednerauftritte im Palais des Sports hatten immer etwas Außergewöhnliches, fast etwas Beschwörendes. Seitdem wurden sie nie wieder kopiert. Schließlich wurde der Palais des Sports sogar abgerissen. Ich habe dort Dutzende von Massenversammlungen abgehalten, die heute kaum noch vorstellbar sind. Meine sechs Tage! Denn ich hatte, wie die Radfahrer, meine Sechs Tage im Palais des Sports, aber ich war der einzige Radfahrer auf der Strecke, d.h. sechs Tage hintereinander stapelten sich 25 bis 30.000 Menschen in diesem riesigen Saal, während Zehntausende von Zuhörern draußen unter den Lautsprechern bleiben mussten.
Sechs Tage lang! Eine große Stadt, eine Hauptstadt, die an sechs aufeinanderfolgenden Abenden von demselben jungen Mann gelähmt wurde, ganz allein auf seinem Hochsitz! Am letzten der sechs Tage gab es ab 1 Uhr nachmittags keine Möglichkeit mehr, eine weitere Person in den riesigen Saal zu bringen, und alle Sitze mussten entfernt werden. Und die Zuhörer hatten während der Sechs Tage über achthunderttausend Francs an Eintrittsgeldern gezahlt! Rechnen Sie in heutiger Währung!
Nun, das beweist, dass ein junger Mann, der kein Geld hat, aber von seinem Glauben angetrieben wird, der mit dem Ungestüm der Wahrheit kocht, der seine Doktrin und seine Leidenschaft vorbringt, jede Menge Menschen, Freunde, Neutrale, Feinde, stundenlang auf den Beinen halten kann. Dies wurde am 11. November 1935 im Palais des Sports eindrucksvoll unter Beweis gestellt.

Q. — Wie war die Haltung des hohen belgischen Klerus? Ich nehme an, dass Kardinal Van Roey dem Ganzen nicht tatenlos zugesehen hat?

R. — Von diesem Zeitpunkt an wurde das Regime natürlich unruhig und begann, seine Hinterhalte zu vergrößern.
Zu Beginn wurde erklärt, dass ich nur ein kleiner Junge sei, also ein Nichts. Das würde schon gehen. Einige brachten bildhafte Details: Ich war früher Ringer gewesen oder Souffleur auf einem südamerikanischen Kohleschiff. Kurz gesagt, eine Null. Nicht viel, um eine Katze zu peitschen. Bis zu meinem Wahlsieg 1936 glaubten viele, dass das Auftreten des Degrelle-Phänomens nur ein lustiger Zwischenfall sein würde. Fünfzig Jahre später dauert der Vorfall immer noch an! Ich bin immer noch hier, sehr lebendig, mit Knallkörpern in meinen Taschen.
Diejenigen, die sofort hätten reagieren müssen, waren die großen Geldgangster, die "Bankster", wie ich sie sofort getauft hatte. Aber gegen die unerhörte Gewalt meiner Entblößungen konnten sie nicht viel ausrichten. Ich verpasste ihnen eine derartige Breitseite, dass sie flohen. Die Parteien und die Presse hielten es immer noch für geschickt, die Sache hinauszuzögern. Auch die politisch-finanzielle Führung konnte sich der Panik nicht entziehen.
Segers war durch die Anschuldigungen, die ich mit allen Beweisen im Sportpalast vorgebracht hatte, mit beiden Augen in die Enge getrieben worden. Ich hatte sie in Form einer Broschüre, die hunderttausendfach verkauft wurde, erneut vorgebracht.
Der Enthusiast, der mit einem blauen Auge davongekommen war, musste schließlich zurückschlagen. Er war immer noch der Führer der katholischen Partei und für ihn wäre es politischer Selbstmord gewesen, wenn er sich endlos wie einen Sack Müll behandeln lassen würde, was er nicht wollte. Er entschied sich, oder genauer gesagt, er wurde entschieden, mich vor Gericht zu bringen und forderte Hunderttausende von Francs Schadenersatz von mir.
Die anderen "Verdorbenen" mussten nachziehen. Jeden Tag kam eine weitere Klage auf mich zu, die hunderttausend, zweihunderttausend oder dreihunderttausend Francs forderte. Die damaligen Francs! Innerhalb von zwei Monaten hatte ich Klagen mit einer Gesamtsumme von 2 Mio. 100.000 Francs an Schadenersatzforderungen gesammelt.

Q. — Hätten Sie im Falle einer Verurteilung die geforderten Millionen zahlen können?

R. — Das können Sie sich vorstellen! Ich hatte gerade einmal 7.000 Francs von meiner großen Veranstaltung im Palais des Sports übrig. Zwei Millionen hunderttausend Francs von einem jungen Mann! Für mich war das ein Schlag ins Gesicht. Er würde in die Enge getrieben werden, der Leon! Ich höre immer noch, wie Monsignore Picard, mein lieber Lehrer, mir eines Tages — wie während des Dumas-Prozesses — in einem Abteil der dritten Klasse, wo wir Nase an Nase standen, sagte: "Ich werde Léon finden:
"Léon, Sie werden sehen, Sie werden verurteilt werden! und zwar zu schweren Strafen!
— Monsignore, ich werde überhaupt nicht verurteilt werden, ich habe Recht, also...".
Ich wusste noch nicht — glücklicherweise! — dass die Justiz Sie durchaus verurteilen kann, wenn Sie Recht haben! Wir haben das später ziemlich gut verstanden, und unsere Henker von 1945 würden uns nach dem Zweiten Weltkrieg ausführlich darüber informieren! Aber 1936 war mein Vertrauen in diese falschen Hermelinhäute absolut.
Bischof Picard verließ mich dennoch bestürzt und kopfschüttelnd. Ich war im Sturm die Eiche der Ardennen, die niemand entwurzeln kann. Ich trotzte jedem Hurrikan und war mir sicher, dass ich standhalten würde, während die alten, korrupten Kräfte der Politik sich immer mehr hinter der Hochfinanz, der Heiligen Kirche und dem Kardinal mobilisierten.

Q. — Außer dem Glauben hatten Sie nichts gemeinsam?

R. — Sie hätten sehen sollen, wie seine erzbischöfliche Kapuzinerklinik in Mechelen aussah, wo zwanzig Skrofulöse mit schiefen Armen, schiefen Füßen und schiefen Augen mühsam an den Wänden entlang liefen!
Dieser alte Kardinal mit der Stirn eines Rindviehs hatte in seinem ganzen Leben nie eine Zeitung des Gegners gelesen.
Sein persönlicher Antrieb war der einer weit über 100 Jahre alten Schildkröte.
Während des großen Kongresses der belgischen katholischen Jugend in Brüssel im Jahr 1930, als zwei Stunden lang 100.000 überdrehte Jungs an ihm vorbeizogen und ihm zujubelten, behielt Kardinal Van Roey

sein unerschütterlich mürrisches Gesicht und seine finsteren Augen bei. Kein einziger Muskel in seinen Wangen hatte sich bewegt. Seine Lippen hatten sich keinen Millimeter bewegt.
Hinter ihm standen Monsignore Picard und ich, beide brennend vor Genugtuung über so viel Eifer unter den Demonstranten, aber auch entsetzt über das mürrische Schweigen, das das seifenrosa Gesicht des angesehenen Prälaten vernebelte.
Plötzlich machte es in seinem ehrwürdigen Körper klick, als ob er durch einen Kanonenschuss geweckt worden wäre. Er drehte sich auf seinen großen Straßenarbeiterschuhen um 10 Grad und flüsterte uns mit einem finsteren Blick zu: "Ich bin so begeistert!
Als er seine Wache wieder aufgenommen hatte, flüsterte mir Bischof Picard ins Ohr: "Was wäre es, wenn er nicht kochen würde?
Dies war das einzige Mal in meinem Leben, dass ich den freundlichen Kardinal ein wenig kochen sah. Als Kind hatte er an der Brust seiner Mutter nur Eiswürfel gesaugt. Stellen Sie sich vor, ein Junge wie ich, der fünf Jahre später seine verehrten Mäzene aus Politik und Finanzwesen in einem großen Aufruhr häutete und ausweidete. Ich war ein verrückter Auswuchs des heiligen Milieus, der wie eine Teufelsnessel ausgerottet werden musste.
Van Roey begann, Nachrichten in alle Richtungen zu senden, um seinen Pfarrern zu befehlen, gegen mich Partei zu ergreifen und zu behaupten, dass mein Handeln gegen die christliche Nächstenliebe verstoße. Natürlich hätte die christliche Nächstenliebe darin bestehen müssen, den Dieben der Polit-Finanzwelt das Rückgrat zu streicheln, anstatt ihnen auf den Hintern zu hämmern, wie ich es mit heiligem Eifer tat.
Die Nadelstiche Seiner Eminenz häuften sich und erschienen in allen Zeitungen. Ein belgischer Bischof, der Bischof von Tournai, ein schwerfälliger Landmann, der so grob wie ein Intendant war, ging sogar so weit, ein Abendessen zu verurteilen und zu verbieten, das ich für siebentausend junge Leute geplant hatte. In Gottes Namen, wir durften nicht mehr zusammen essen! Das war Dummheit. Dummheit trifft auf Fanatismus.
Als diese ehrenwerten Prälaten sahen, dass dies nicht ausreichte, dass man noch weiter gehen musste, beschlossen sie, mich im Januar 1936 von ihrer katholischen Partei verurteilen zu lassen.

Q. — Wie waren Sie als Katholik politisch positioniert?

R. — Ich hatte nichts mit den verkommenen alten Männern der Katholischen Partei zu tun. Wie ich bereits sagte, war ich nie in das Register ihrer Baracke eingetragen worden, die mir im Übrigen wurmstichig und irreparabel erschien. Ich war entschlossen, sie zu sprengen und durch eine andere politische Organisation zu ersetzen, die allen klaren und ehrlichen Bürgern des Landes offen stehen würde, sowohl Nichtkatholiken als auch Katholiken.
Die Alten und die Barbaren hatten sich vorgestellt, dass ihr Beil meinen Kragen durchschneiden würde, doch es rutschte ab und brachte mich zum Lachen. Diese Geste verletzte mich nicht, sondern befreite mich. Dank ihm konnte ich innerhalb weniger Monate, vor den großen Wahlen von 1936, eine nationale Rex gründen, die außerhalb und über den Ukas der politischen Kirche und der alten Parteien stand. Rex sollte für alle Belgier offen sein.
Auf diese Weise wurden wir die Rexistische Bewegung. Nicht die rexistische "Partei". Ich habe das Wort "Partei" nie akzeptiert. Partei bedeutet etwas Getrenntes. Es bedeutet, sich von einem Teil der Menschen abzuschneiden. Bewegung bedeutet, dass es vorwärts geht.

Q. — Und Sie haben sich weiterentwickelt?

R. — Die Parteien, Banker und politischen Bischöfe mussten trotz all ihrer Tiefschläge schließlich feststellen, dass das Ausmaß der Rexist-Bewegung immer mächtiger wurde. Sechs Monate zuvor waren wir für die Öffentlichkeit fast nichts gewesen, jetzt stellten wir für sie eine solche Gefahr dar, dass die Regierung selbst beschloss, uns anzugreifen, nicht offen — das war nicht ihre Art — sondern hinterhältig, indem sie versuchte, unseren Schwung durch eine überstürzte Auflösung des belgischen Parlaments zu bremsen, für die wir keine Zeit mehr haben würden.

Q. — Welche politische Bedeutung hat eine Auflösung in Belgien?

A. — Eine Auflösung bedeutet in Belgien, dass nach vierzig Tagen das ganze Land erneut wählen wird und dass Tausende von Kandidaten vorbereitet werden müssen, wenn man an allen Fronten kämpfen will. Wir

waren nur junge Leute, die von schönen Mädchen unterstützt wurden, aber sie konnten nicht wählen. Zu dieser Zeit hatten Männer das Wahlmonopol.
Wie, so rechneten die alten Parteifüchse vor, sollten diese jungen Leute es schaffen, in so kurzer Zeit ein ganzes Wahlnetz aufzubauen? Sie müssen sich erst einmal zusammenraufen und dann mehr als dreihundert Kandidaten für Abgeordnete oder Senatoren, mehr als sechshundert Parlamentsabgeordnete und mehrere tausend Kandidaten für die Provinzräte bekannt geben.
Sie werden niemals Erfolg haben, riefen sie und kicherten durch ihre schimmeligen Zähne.
Und sie verfügten die Auflösung des belgischen Parlaments.

F. — Konnten Sie das verkraften?

A. — Ich habe mich der Falle gestellt. So unmöglich es auch erscheinen mag, ich habe den Rekord gebrochen, indem ich überall, in ganz Belgien, vollständige Kandidatenlisten aufgestellt habe, obwohl wir, die Animateure von Rex, fast alle nicht wählbar waren, weil wir nicht das gesetzlich vorgeschriebene Alter von fünfundzwanzig Jahren hatten.
Es gab einen ganz besonderen Fall: den meines Stellvertreters Philippe Behaegel, der denselben Justizminister, den Sozialisten Soudan, in Renaix besiegte. Er wurde am Tag der Wahlen fünfundzwanzig! Er war nett. Wir nannten ihn "La Col".
So war ich im April 1936 gezwungen, innerhalb weniger Wochen Listen mit Kandidaten aus dem ganzen Land zu improvisieren, zusätzlich zu meiner gesamten Pressearbeit, meinen Kundgebungen, die ich in einem immer gewaltigeren Tempo abhalten musste, und der gesamten materiellen Organisation, die vor dem Wahltag zu bewältigen war! Ich hatte zweihundertvierunddreißig ständige Mitarbeiter in meinem Hauptquartier, denn eine solide, präzise und vollständige Organisation ist die Grundlage für jeden Versuch, die Meinung zu gewinnen. Und all das kostete eine Menge, auch wenn wir von sehr wenig lebten. Manchmal erhielten meine Mitarbeiter am Ende des Monats sogar eine Ladung italienisches Gebäck, das unseren Zeitungen als Bezahlung für Anzeigen zur Verfügung gestellt wurde, als Gehalt. Sie kehrten mit guter Laune nach Hause zurück und trugen diese kuriosen Lebensmittelpakete bei sich, die ihre jungen Frauen oder Mütter mit einiger Besorgnis betrachteten, als sie auf den Tischen landeten.
Aber trotz allem wurde mehr als nur Makkaroni benötigt. Und die gesamte zentrale Organisation musste perfekt funktionieren. Zum Glück haben meine Rallyes viel gebracht. Und meine Presse mit ihren hohen Auflagen auch. Alles stand im Dienst der Sache. Niemand soll je zu uns kommen und über geheimnisvolle Subventionen sprechen, zum Beispiel über Mussolini. Ich kannte Mussolini damals noch nicht. Als Rex-Chef habe ich nie etwas bekommen, nicht einmal eine kleine Aufwandsentschädigung für meine durchgeschwitzten Hemden, die am Ende der Rallyes manchmal in Fetzen gerissen wurden. Davon habe ich Tausende umsonst abgegeben, und sie brachten beträchtliche Summen ein. Unsere Mittel haben wir während der gesamten Wahlschlacht von 1936 selbst aufgebracht. Jede andere Behauptung ist falsch. Wir waren wirklich reine Revolutionäre, die ihre Energie mit absoluter Uneigennützigkeit einsetzten.

F. — Hatten Sie in der Kampagne von 1936 harte Gegner?

A. — Es war notwendig, sich allen Angriffen zu stellen, und was für Angriffe! Vergessen Sie nicht, dass ich Anfang 1936 nur meinen wöchentlichen "Rex" zur Verfügung hatte, der mit "Vlan" zusammengelegt wurde, um ein ganzes Land aufzurütteln!
Unsere Feinde haben diese Schwäche schnell entdeckt. Meine Wochenzeitung erschien am Freitagmorgen und ich musste die Texte zwei Tage früher an die Druckerei liefern. Wenn also am Donnerstag, als wir ein Wort in unserer Ausgabe nicht mehr ändern konnten, eine große Zeitung einen Großangriff gegen uns startete, mussten wir eine Woche warten, um angemessen zu reagieren.
Eines Tages ging ich angewidert in mein Büro. Ich versammelte mein ganzes Team und kündigte es an:
"Wir werden eine Zeitung herausbringen!"
"Wie werden wir es nennen?", fragte mein geschätzter Mitarbeiter Victor Mathys.
Ich platzte heraus: "Le Pays Réel" ("Das königliche Land").
Es wäre das königliche Heimatland, das sich gegen all die politischen Usurpatoren, die Banker, die Ausverkäufer und die Idioten erhebt.
Ein anderer fügte von sich aus hinzu: "Mit welchem Geld?"
Antwort: "Ich habe alle Asse auf der Hand, zehntausend Francs." Ich hatte zehntausend Francs und dachte, ich sei reich.

Q. — Konnte man wirklich eine Tageszeitung mit 10.000 Francs starten?

R. — Diese Summe war nicht einmal die Hälfte des Preises für die Auflage der ersten Ausgabe! Diese Tageszeitung erreichte im selben Jahr eine Auflage von 250.000 Exemplaren, die jeden Abend von einem Notar kontrolliert wurde. Damals gab es noch kein Amt zur Kontrolle der Auflage, das die Anzeigenkunden der Zeitungen informieren konnte.
Es war an der Zeit, eine solche Waffe zu besitzen. Sie können sich nicht vorstellen, was damals schon an Schändlichkeiten und Unfug über mich verbreitet wurde. Ich erinnere mich an einen Nachmittag, als ich allein mit der Straßenbahn zu einer Kundgebung in der Borinage fuhr. Was sah ich in der Zeitung auf der ersten Seite? Ein riesiges Plakat: "Degrelle betrog seine Frau am Morgen seiner Hochzeit! Das war ein echter Blickfang! Es war dumm, denn wenn man den Text las, stellte man fest, dass es sich nur um einen Fehler bei der Erstellung der Hochzeitsanzeige handelte. Aber viele würden nur den Briefkopf sehen, der in Tausenden von Exemplaren an den Kiosken aufgehängt wurde!
Eine Gruppe von Arbeitern, die in der Straßenbahn saßen oder standen, starrten fassungslos auf die riesige Schlagzeile, die einer von ihnen hochhielt. Alle schwiegen, überwältigt von der Ungeheuerlichkeit. Ein Arbeiter richtete seinen Kopf auf und kam zu dem Schluss: "Keine Frage, der Kerl ist ein echter Kerl! Der Rekord hatte ihn umgehauen! Seine Frau am Morgen ihrer Hochzeit zu betrügen, das musste man erst einmal schaffen! Ich wurde als Held der außerehelichen Operation bekannt. Ich wurde gefeiert.
Sobald ich meine Tageszeitung hatte, konnte ich mich jeden Morgen den Angreifern stellen und sie mit einer gnadenlosen Direktheit in die Seile schicken. Gleichzeitig steigerte ich die Größe meiner Meetings. Ich konnte bis zu vierzehn an einem einzigen Tag abhalten. Es war der letzte Tag der Wahlen: Ich sprach von sieben Uhr morgens bis drei Uhr morgens in der folgenden Nacht. Vierzehn widersprüchliche Meetings!

Q. — War die Widersprüchlichkeit ein echtes Handicap für Sie?

R. — Widersprüchliche Meetings bedeuteten, dass, wenn das vorherige Meeting hitzig war und sich verzögerte, das nächste Meeting um eine Stunde oder zwei Stunden verschoben wurde. Am 23. Mai 1936, um sieben Uhr morgens, war die Menge in Aalst bereits in ein Theater gedrängt, drei Pfarrer versteckten sich im Blasloch. Aber um drei Uhr morgens in der nächsten Nacht — es war in Renaix — war eine riesige Menschenmenge auf dem Hauptplatz versammelt und wartete darauf, dass ich sie ein letztes Mal umrührte! In Ostende hatte sich ein Mann auf halber Strecke an eine Säule des Sportpalastes gekettet und war nicht zu bremsen, er schrie und brüllte. Es dauerte eine halbe Stunde, bis ein Schmied kam, um die Ketten abzusägen. Das bedeutet, dass bei den letzten Meetings jeder Zeitplan unvorhersehbar wurde. Die Menge wartete gut gelaunt und sang "Ich werde Tag und Nacht warten, ich werde immer warten, meine Liebe".
Ich kam völlig erschöpft an, konnte nicht mehr, aber der Begrüßungsgesang war sehr charmant.

Q. — Was ist mit Ihren Leutnants? Haben sie den Saal "geheizt", während sie auf Sie warteten? Und konnten sie Sie nicht hier und da vertreten?

R. — Beredsamkeit kann man nicht delegieren. Auch nicht die Gabe, Menschenmengen zu bewegen. Es wurde oft gesagt: "Degrelle war ein einsamer Mann". Aber alle Männer, die die Welt verändern, die die Völker umdrehen, sind Einzelgänger. Der Volksführer führt die großen Massen in dem Maße, in dem sie von seinem Gedanken, seinem Glauben und seiner Leidenschaft erfasst werden.
Das höhere Leben des Universums, das ihm einen Sinn und eine tiefe Größe verleiht, ist das Leben, das der Mensch allein knetet, der sich ganz seiner Mission verschrieben hat. Glücklicherweise, glücklicherweise gibt es von Zeit zu Zeit einen außergewöhnlichen Menschen, der das eintönige Leben der Völker verändert und aus den menschlichen Herden eine Gesellschaft macht, die es wert ist, dass man sich dafür interessiert. Es ist schon außergewöhnlich, dass es manchmal einen solchen Menschen gibt und wir müssen den Göttern dafür danken! Oft ist die Geschichte nur eine große Leere, in der es niemanden gibt und in der die Menschenmassen in ihrer natürlichen Mittelmäßigkeit isoliert herumlaufen.
Eine Epoche ist nur so lange wertvoll, wie jemand sie über das Alltägliche hinaushebt, das Besondere schafft und Millionen von menschlichen Primaten aufhören, auf allen Vieren zu kriechen.

Q. — Und wie endete dieser Wahlmarathon?

R. — Ich kam am 24. Mai 1936 an.
Ich hatte mit meiner Bleipeitsche die Dreckskerle meines Landes ausgepeitscht. Sie hatten bei jeder Tracht Prügel geschrien. Aber ich hatte bis zum Ende gekämpft. Ich war mir meiner Sache sicher.
Im Journal de Paris hatte ich drei Tage zuvor meine Prognose abgegeben: einundzwanzig Abgeordnete. Der ehemalige sozialistische Minister Camille Huysmans, Präsident des Parlaments, war ebenso deutlich: Degrelle wird keinen einzigen Abgeordneten haben.
Ich kannte mein Land, ich hatte seinen ganzen Körper abgetastet: am 24. Mai 1936 war der große Sieg, Rex hatte gewonnen! Sechs Monate nach dem "Coup de Courtrai" rannten Hunderttausende von Belgiern hinter meinen Besen her und stürmten in die politische Arena.
Der letzte Theatercoup war das Segers-Urteil, das enorme Auswirkungen hatte. Erinnern Sie sich noch an den alten Minister, den ich in Kortrijk aufgespürt hatte, den ich im Brüsseler Sportpalast herausgefordert hatte, der mich vor Gericht verklagt hatte, der 300.000 Francs von mir verlangte? Am 10. Mai 1936, also zwei Wochen vor den Wahlen, kam plötzlich das Urteil: Ich hatte gewonnen! Ich wurde nicht nur freigesprochen, sondern der alte, verrottete Segers wurde auch zur Übernahme der Kosten des Prozesses verurteilt!
Die Wirkung war gigantisch. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten Tausende, Hunderttausende von Menschen gezweifelt. Dann, eines Morgens, kam ein Donnerschlag über den Himmel: es war geschehen! Selbst die Gerichte hatten mir Recht gegeben!
Das war der große Start. Diejenigen, die am Vortag noch gezögert hatten, zögerten nicht mehr: Ich hatte den Sieg errungen.

KAPITEL 8
IM PARLAMENTARISCHEN SUMPF

Die parlamentarische Mittelmäßigkeit — Die Goldmedaillen der Abgeordneten an den Hälsen von Prostituierten — Kostenloses Briefpapier — Weiterverkaufte Gesetzbücher — Das Parlament als Zwischenstation — Welche Abgeordneten sollen rekrutiert werden? — Vergebliche Vorsichtsmaßnahmen — Die Nichtigkeit der Abgeordnetenkammern — Die teuflischen Tricks der Berufsparlamentarier — Die gescheiterte Debatte über die politisch-finanziellen Räubereien — Gegenüber den lachenden Parteien.

Q. — War Ihr Sieg am 24. Mai 1936 eine Illusion für Sie? Wie beurteilten Sie Ihre gewählten Vertreter? Konnten Sie bei so neuen Parlamentariern auf echte politische Fähigkeiten zählen?

R. — Da war ich also am 24. Mai 1936 mit einem großen politischen Triumph in meinen Armen, der wie ein Blumenstrauß glänzte! aber auch mit 21 Abgeordneten und 11 Senatoren auf dem Rücken, was viel schlimmer war.
Im Grunde genommen war ich schon immer ein Antiparlamentarier. Es ist, wie ich Ihnen bereits erklärt habe, nicht die einzige gültige Form der Volksvertretung, sondern sogar die abscheulichste. Ein einzelner Mann kann das Volk perfekt repräsentieren, viel besser als eine Herde von hunderten verängstigten und oftmals sogar verblödeten Abgeordneten oder Senatoren.
Die Rekrutierung von Parlamentariern war schon immer miserabel.
Um zum Feldhüter ernannt zu werden, muss man eine Prüfung ablegen — und bestehen. Um Abgeordneter zu werden, d.h. derjenige zu werden, der die Gesetze macht und für das Leben eines Landes verantwortlich ist, nichts. Der letzte Unterentwickelte, den man nicht als Kotfeger haben möchte, kann sich als Flambard ins Parlament bringen, wenn eine Partei ihn auf den Weg gebracht hat.
Meistens wird der Typ gewählt, weil er den Leuten im Dorf oder in der Region schmeichelt, oder weil er jahrelang kleine Dienste geleistet hat, oder weil er in der Gewerkschaft gut positioniert ist, oder weil er von Finanzgruppen unterstützt wird. Er kann ein Dummkopf sein, er kann ein fauler Hund sein. Ich habe jahrelang das Schauspiel der 200 belgischen Abgeordneten beobachtet. Belgier, Franzosen oder Irokesen, sie sind alle gleich. Erbärmliche Mittelmäßigkeit. Oftmals eine kleinliche Atmosphäre. Und viele Kabel an vielen Beinen.

Q. — Sie scheinen nicht die geringste Rücksicht auf diejenigen zu nehmen, die schließlich die rechtmäßigen Vertreter des Volkes sind?

R. — Ich erinnere mich an die Abgeordnetenmedaille. Jeder in Belgien erhielt nach seiner Wahl eine große Goldmedaille, als ob er ein Olympiasieger wäre. Einige Abgeordnete handelten damit. Sie verkauften sie, erklärten dann, dass sie sie verloren hätten, forderten eine andere an und verkauften sie erneut, so dass das Präsidium beschloss, dass die Medaillen künftig bezahlt werden müssten, wenn man sie ersetzen wolle.
Ich erlebte einen außergewöhnlichen Fall, als ein Abgeordneter seine Goldmedaille gegen Bezahlung in einem Prostitutionshaus verlängerte. Die Venus des Ortes lief seither in ihrem "Haus" herum und trug als einziges Kleidungsstück ihre belgische Abgeordnetenmedaille zwischen ihren krummen Brüsten.
Das Briefpapier, das mit dem Wappen der Abgeordnetenkammer versehen war, war ebenfalls kostenlos und prächtig. Die Abgeordneten brachten ihren Frauen Stapel davon mit, um die Marmeladengläser abzudecken. Die Verteilung wurde auf 500 Blatt pro Monat beschränkt.
Die Gesetzbücher? Die Abgeordneten verkauften sie, so dass das Büro der Kammer beschließen musste, dass der Name jedes gewählten Abgeordneten mit einem Brandzeichen auf diese großen Bände geprägt werden sollte, um den Handel damit zu erschweren.

Q. — War es für Sie undenkbar, diese fragwürdigen Sitten zu reformieren und die Parlamentarier eines Tages zu einer edleren Auffassung ihrer Aufgabe zurückzuführen?

R. — Ich habe nie gesehen, dass in einem Parlament etwas Großartiges geleistet wird und deshalb wollte ich nicht mitspielen. Ich hatte davon geträumt, eine Gruppe von Boxern und Tankwarten dorthin zu schicken. Ich wollte sogar einen Neger, vorzugsweise einen Anthropophagen, dorthin schicken, damit er jeden Tag einen oder zwei seiner Kollegen umbringt. Auf diese Weise wäre die parlamentarische Frage in einigen Monaten effektiv gelöst worden.

Diese beliebige, teure, laute, inkompetente und nutzlose Kohorte reizte mich nicht. Was ich suchte, war die Massenzustimmung des Volkes. Ich sage das Wort, auch wenn es unbescheiden ist: persönliche Zustimmung, denn ich spürte mit der ganzen Kraft meines Seins, dass ich, wenn ich diese Sammlung erreicht hatte, die Überzeugungen des Volkes viel wirklicher vertreten würde als das künstliche und miserable Konglomerat, das ein wie auch immer gewähltes Scheinparlament darstellte.

Q. — Was ist mit Ihren eigenen gewählten Vertretern? Wie sahen Sie deren Rolle im Parlament?

R. — Als vorübergehender Schritt, als Mittel, um die politische Aufmerksamkeit Belgiens auf sich zu ziehen und ein paar Wahlen in Kaskade auszulösen, die einen immer stärkeren Wirbel verursachen, war es mehr oder weniger zulässig. Aber nicht darüber hinaus.
Also gut! Da kommen meine Abgeordneten auf die Bühne. Sie waren selbst nicht alle besonders brillant. Ich hatte mich wohl für irgendetwas entschieden. In erster Linie gute, engagierte Menschen. Vielleicht hätten ein oder zwei von ihnen aus eigener Kraft und aufgrund ihrer persönlichen Verdienste gewählt werden können. Aber auch das bezweifle ich. Am wahrscheinlichsten ist, dass von all diesen Kandidaten ohne mich neben ihnen oder über ihnen nicht einer gewählt worden wäre. Nur einer, der Schriftsteller Pierre Daye, hatte es einst versucht und war gescheitert.

Q. — Wie haben Sie sie rekrutiert?

R. — Sie können sich nicht vorstellen, wie es war, mehrere tausend Kandidaten zu finden!
Ich erinnere mich noch an einen typischen Fall: ein braver Mann in den Fünfzigern aus Entre-Sambre-et-Meuse, der auf der rexistischen Liste für den Provinzialrat von Namur kandidierte. Ich war in seinen Wahlkreis gekommen, um ihn zu unterstützen, wie ich es bei allen anderen auch tat. Am Eingang flüsterte man mir ins Ohr: "Achtung, Ihr Kandidat wurde verurteilt, weil er einem Mädchen ein Kind gemacht hat! Ein schlechter Witz! Ich betrat den Saal. Der mutmaßliche Vater sprach gerade, rot, pummelig, nicht mehr Playboy als ein Blutwursthändler. Ich zog ihn geschickt am Hosenboden zurück in den Backstagebereich.
Ich sage zu ihm:
"Ist es wahr, dass Sie einem Mädchen ein Kind gemacht haben?
Der andere, so natürlich wie das angebliche Kind, antwortet mir:
"Nun, vielleicht ist es wahr und vielleicht ist es nicht wahr! Der katholische Abgeordnete war auch dort. Also wissen wir nicht genau, zu wem er gehört!".
Es war auf jeden Fall nicht brillant. Ich bestand darauf:
"Sie wurden für nichts anderes verurteilt?
— Doch, ich wurde achtundzwanzig Mal verurteilt." Erstaunen! "Achtundzwanzig Mal?
— Ja, achtundzwanzig", schloss er, "ich kann die Bullen nicht ausstehen.
Das war ganz nett, aber Rex versammelte keine Abgeordneten, um die Gendarmerie zu verprügeln!
"Sie werden doch nicht Rex in Ihren persönlichen Angelegenheiten kompromittieren, oder?"
Gutmütig unterschrieb er mir sofort ein Rücktrittsschreiben. Drei Tage später erfuhr ich, dass der gute Mann mit zweitausend Vorzugsstimmen triumphal gewählt worden war! Er hatte jedoch nicht zweitausend Mädchen in seinem Dorf gevögelt. Und Mädchen wählten nicht. Aber zweitausend Wähler hatten tatsächlich bevorzugt für diesen sympathischen Zuchtbullen gestimmt!
Ich schickte sofort sein Rücktrittsschreiben an die Behörden, aber der vom Erfolg aufgeblasene Politiker schickte noch am Morgen seines Sieges ein weiteres Schreiben, in dem er erklärte, dass sein Rücktritt nichts wert sei und er weiterhin als Berater tätig sein wolle.

Q. — Das war alles ziemlich beunruhigend, nicht wahr?

R. — Wie Sie gesehen haben, musste ich schnell handeln, indem ich die Leute einsetzte, die ich vor Ort rekrutieren konnte. Einige der Kandidaten waren hochrangige Intellektuelle. Pierre Daye, der zum Abgeordneten von Brüssel gewählt wurde, war bemerkenswert gebildet, hatte wichtige Beziehungen im Ausland geknüpft und hätte eines Tages ein sehr bemerkenswerter Außenminister werden können. Ein anderer meiner Abgeordneten, Gustave Wyns, war ein Industrieller, der für das Amt des Wirtschaftsministers prädestiniert war. Carlos Leruitte, Lüttich, war mit der Arbeiterfrage vertraut wie kein anderer. Der Rechtsanwalt Ursmar Legros war ein ausgezeichneter Spezialist für landwirtschaftliche Fragen. Auch er hätte in einer Regierung glänzen können.
Ich hatte auch in Lüttich einen jungen sozialistischen Gewerkschaftssekretär wählen lassen, der noch zehn Wochen vor seinem Einzug als rexistischer Abgeordneter ins Parlament sein Amt ausübte.

Vor allem aber hatte ich eine Reihe von ausgezeichneten Leuten, anonymen Personen, mit den ehrlichsten Absichten, aber ungeschickt in der Handhabung und oft zu naiv, durchgebracht.
Um im Parlament zu gewinnen, braucht man alte Hasen, Strippenzieher, Kombinierer, Erpresser und auch ein paar solide Schläger. Die Anführer des parlamentarischen Spiels haben in ihren Taschen immer die Pfründe bereit, die die Zahnräder schmieren, die Ausrutscher verhindern und die helfen, den Wagen der Partei wieder auf die Räder zu stellen. Die Führung einer Parlamentsfraktion erfordert Wissenschaft, Gewohnheiten, Schlauheit und vor allem Zynismus. Perverse Spiele, von denen reine Herzen und Improvisationskünstler von vornherein ausgeschlossen sind!

Q. — Wie wollten Sie den Kampf mit so unerfahrenen Abgeordneten wie den Ihren führen?

R. — Ich hatte vom ersten Tag an eine Reihe von Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Zum Beispiel würden meine Abgeordneten nicht in der ersten Klasse reisen können. Es gibt nichts Gefährlicheres, als in Gruppen in Abgeordnetenabteilen zu reisen. Es gibt spezielle Abteile für Parlamentarier, in denen sie, die am Vortag noch nichts waren, nun alle zusammen in der ersten Klasse sitzen.
Früher oder später werden sie sich anfreunden. Es ist unmöglich, dass man sich nicht anfreundet, wenn man jeden Tag Stunden unter vier Augen verbringt. Sie müssen unweigerlich den Kampfgeist verlieren und Zugeständnisse machen.
Ich hatte meinen gewählten Vertretern gesagt: "Sie werden nur in der dritten Klasse reisen, so dass Sie in direktem Kontakt mit dem Volk stehen. Sie taten es. Oder... sie taten es nicht. Schnell lockten die Kissen der ersten Klasse ihren Hintern mehr als die Holzdielen der dritten Klasse. Auch die Frauen der Abgeordneten, egal welcher Partei ihre Ehemänner angehörten, ließen sich oft in diesen speziellen Abteilen nieder, natürlich ohne irgendwelche Rechte. Sie plauderten miteinander, gaben Rezepte für Jakobsmuscheln oder Strickwaren weiter und luden sich gegenseitig ein. Drei Monate später verbrüderten sich die Familien.
Diese luxuriösen, kostenlosen Abteile dienten sogar als Schlafräume für einige mittellose Abgeordnete. Ich kannte einen von ihnen, der jeden Abend mit dem Brüssel-Basel-Express bis zur Grenze des Großherzogtums Luxemburg fuhr. Dort stieg er wieder in den Zug Basel-Brüssel um, wo er am Morgen fröhlich und ausgeschlafen ankam, ohne einen Pfennig bezahlt zu haben.
Außerdem hatte ich meinen Abgeordneten vorgeschrieben, jeden Monat zehn Prozent ihres Gehalts an die Kasse der rexistischen Bewegung zu zahlen, der sie ihre Wahl verdankten. Dies dauerte zwei oder drei Monate und dann blieben die Zahlungen aus.
Einige von ihnen waren so naiv, dass sie am ersten Tag, als sie die Räuberhöhle betraten, die Verkehrspolizisten nach dem Weg zum Parlament fragen mussten. Als Unerfahrene wurden sie in eine Grube geworfen, in der sich skrupellose, gerissene Bandenchefs tummelten, die das parlamentarische Milieu, seine Methoden und versteckten Hinterhalte genau kannten.

Q. — Haben sie sich geübt? Wie war die Atmosphäre während der Parlamentsdebatten?

R. — Die Atmosphäre in Parlamentsdebatten ist im Allgemeinen demoralisierend. Oft wird nicht zugehört. Die meisten der anwesenden Abgeordneten schreiben Briefe, werfen Papierfetzen auf den Boden und werfen sie hin und her. Sie gehen sofort wieder, nachdem sie ihr Anliegen auf der Tribüne vorgetragen haben.
Bei Nachtsitzungen ist es fast menschenleer. Bei Haushaltsdiskussionen wie der des Kongos, der belgischen Kolonie, gab es in der Regel keine einzige Katze. Die Schwarzen stimmten nicht ab, was das Interesse an der Debatte drastisch reduzierte. Aber dennoch war der Kongo vor 1940 für das Leben Belgiens von wesentlicher Bedeutung.
Ich sah den Kolonialminister Gustave Sap bei einer Abendsitzung, wie er geduldig elf Interpellanten zuhörte. Nur sie waren von 222 Abgeordneten anwesend. Das sind 5 % des Parlaments. Jeder hielt seinen Vortrag über den Kongo, sammelte seine Papiere ein und verschwand. Als der Minister zu einer Erwiderung ansetzte, war er allein vor einem leeren Saal wie eine Muschelschale.
Das war parlamentarische Kontrolle! Die Ausübung der Demokratie! In Paris war es nicht besser. Tardieu, der verrückt war, aber ein intelligenter Ratspräsident war, erzählte mir, wie ein Abgeordneter sein gesamtes parlamentarisches Jahr damit verbrachte, eigenhändig an seinem Pult 42.000 Neujahrsbriefe an die 42.000 Wähler seines Departements zu schreiben. Natürlich auf kostenlosem Papier! Er entleerte seine Briefballen in den Briefkasten des Präsidenten: also kostenloses Porto zusätzlich! Die Wähler waren erstaunt über die Aufmerksamkeit und wählten ihn religiös wieder.
Jetzt bekommen die Abgeordneten viel höhere Bezüge, haben Sekretäre, die sie im Auge behalten und genießen, wenn sie sich bei Wahlen die Nase brechen, eine hohe Pension. Aber die Farce bleibt die gleiche.

Q. — Sie wollten nicht persönlich zur Wahl antreten. Es waren also Ihre Abgeordneten, die Ihre Ideen und Projekte vor dem Parlament verteidigen mussten. Wie hat sich das ausgewirkt?

R. — Als 1936 unsere rexistischen Abgeordneten in das belgische Parlament einzogen, erwartete die Öffentlichkeit die Enthüllung der politisch-finanziellen Vergehen, die ich aufgedeckt hatte.
Für diese große parlamentarische Enthüllung hatte ich einen Abgeordneten namens Syndic ausgewählt, Raphaël Syndic, ein temperamentvoller Junge. Er hatte im REX-Verlag ein Buch mit dem Titel Gifles (Ohrfeigen) geschrieben. Es waren gut verteilte Ohrfeigen. Er hatte ein bissiges Wort. Aber er war unbeständig, ein ziemlicher Bohemien. Um sicher zu gehen, dass seine Rede eindringlich sein würde und er sich nicht in finanziellen Komplikationen verheddern würde, schrieb ich ihm den gesamten Text. Ich hatte eine ganze Woche damit verbracht, diese Philippika zu verfassen, die vom ersten bis zum letzten Wort von meiner Hand geschrieben war und die den Umfang eines ganzen Buches hatte. Dies geschah zusätzlich zu meiner normalen, meist überwältigenden Arbeit. Alles war geschält und dann hervorgehoben worden. Ich hatte mehrere Nächte lang nicht geschlafen, um diese Anklageschrift auf Beton zu bauen.
Ich hätte die Debatte selbst im Parlament führen können, was einfacher und sicherer gewesen wäre, aber ich wollte mich nicht den Wählern stellen. Erstens, um der Öffentlichkeit zu beweisen, dass ich kein Pfründenabnehmer war. Zweitens, weil ich nur zu gut wusste, dass das parlamentarische Spiel ein sinnloses Spiel ist und dass man, um die Zukunft zu besitzen, höher hinaus muss.
Ich hatte meine Rede dem Syndikus lange im Voraus übergeben, damit er sie in Ruhe aussuchen konnte.
Am vereinbarten Tag, vor zwei Uhr nachmittags, hatte ich mich auf einer Tribüne niedergelassen. Die gesamte Abgeordnetenkammer war anwesend. Aber was sah ich dann, völlig überwältigt? Ein einziger Abgeordneter fehlte, unser Syndikus!
Der Präsident der Kammer, Camille Huysmans, ein ausgemergelter und teuflischer Mephisto, sah in der Sekunde, genauso verblüfft wie ich, den Schlag, den er uns versetzen musste, um unsere Angelegenheit aus dem Ruder laufen zu lassen. Auf der Tagesordnung standen drei weitere Punkte, die zuerst behandelt werden sollten, aber es handelte sich um zweitrangige Punkte. Im Vertrauen auf diese Pause hatte Syndic mit einer fast unvorstellbaren Leichtigkeit ein paar Minuten länger im Restaurant des Parlaments verbracht. Syndic, Syndic war nicht da! Huysmans verpatzte die drei vorhergehenden Punkte in wenigen Minuten und begann dann:
"Das Wort hat Herr Syndic! Sarkastisch wartete er eine Sekunde und fügte dann fast sofort hinzu:
"Da der Redner nicht anwesend ist, wird die Sitzung geschlossen.
Syndic kam lächelnd herein und schien keine Ahnung von der Katastrophe zu haben, die sich gerade ereignet hatte. Hatte er sich, wie einige unserer treuesten Mitarbeiter immer dachten, einem Sabotageplan angeschlossen, der von unseren Gegnern vorbereitet worden war? Sicher ist, dass er ein Jahr später ziemlich übel in ihre Reihen geraten würde. Ob Syndic uns an diesem Nachmittag verriet oder seine Weinprobe an der Bar um zehn Minuten verlängerte, der irreparable Schaden war auf jeden Fall eingetreten. Camille Huysmans war aus seinem Sessel aufgestanden: um zwei Uhr dreizehn Minuten nachmittags schloss er eine Sitzung der Kammer, die erst wenige Minuten zuvor begonnen hatte! Ein echter Witz! Aber die Interpellation war verloren! Es gab nichts mehr zu tun.
Huysmans hatte seinen Streich mit satanischem Geschick gespielt. Aber vorschriftsmäßig war er in seinem Recht. Es war die Aufgabe des Syndikus, hier zu sein.

Q. — Haben Sie ihm das übel genommen?

R. — Dieser Syndic war bis dahin nur ein glühender, scharfzüngiger, aber ziemlich obskurer Aktivist, Professor an einem Privatinstitut in der Provinz, gewesen. Er verdankte mir alles: die Veröffentlichung seines ersten Buches, seinen beginnenden Bekanntheitsgrad, seinen Sitz im Parlament. Das war wirklich zu dumm. Aber der Schaden war erbärmlich: sein Kaffee, den er zehn Minuten zu lange geschlürft hatte, oder seine Komplizenschaft hatten eine immense Arbeit zunichte gemacht, die entscheidend hätte sein können. Ich hatte den Angriff mit solcher Präzision vorbereitet, dass der gesamte Text der Rede bereits in der Druckerei für eine Sonderausgabe von Pays Réel gesetzt worden war! Sogar eine Fotomontage des Syndikus auf der Tribüne des Parlaments war bereits geklischeehaft!
Diese Rede, die durch die heftige Debatte, die sie auslösen würde, noch verstärkt wurde, wäre in der gesamten Presse abgedruckt worden. Sie wäre mit enormen Wellen durch die öffentliche Meinung gegangen. Stattdessen war ich angesichts des lachenden Feindes und der enttäuschten Massen wieder ganz allein, um diese enorme Anstrengung fortzusetzen.

KAPITEL 9
DER SOZIALE KAMPF

Mit den Arbeitern gegen die Blindheit des Hyperkapitalismus — Die notwendige Waffe: der Streik — Hindernisse für einen Generalstreik — Wie kann man nicht verlieren? — Die rexistischen Mädchen, soziale Pioniere — Die Mobilisierung der Suppe — Tausende von streikenden Kindern in den Bergen und am Meer — Die großen Volksversammlungen — Besuche bei den Industriellen — Der Koffer des Barons de Launoy — Der gewonnene Streik — Die Wut der Händler — Schießereien in Seraing — Man gibt niemals nach.

Q. — Sie waren nicht nur ein Politiker, sondern engagierten sich auch stark im sozialen Bereich. 1936 war Europa sehr unruhig.

R. — Das stimmt, 1936 war Europa sozial in Aufruhr. In Belgien gab es unmittelbar nach den Wahlen von 1936 eine starke Unruhe in der Arbeiterklasse. Zum Teil wegen mir. Ich hatte die Massen tief bewegt, ich hatte die erbärmlichen Bedingungen, unter denen die Arbeiterfamilien lebten, die Hungerlöhne, die ihnen gezahlt wurden, angeprangert. Auf internationaler Ebene herrschte 1936 in allen Völkern Nervosität. In Spanien kam es zu einer blutigen Auseinandersetzung zwischen Franco und der kommunistisch geführten Linksregierung. In Frankreich hatte die "Volksfront" des marxistischen Israeliten Léon Blum gerade die Macht erobert. Im Sommer 1936 spürte ich, wie die Wogen hochschlugen; ich sah auch überall die Machenschaften Moskaus, das alles noch schlimmer machen wollte, unsere Länder mit Subventionen und Waffen überhäufte und sogar Tausende von finsteren Ausbildern nach Barcelona und Valencia entsandte.
Ich verstärkte die rexistische Aktion in den großen belgischen Arbeitergebieten, insbesondere in den roten Becken von Lüttich und Borinage, wo die wirtschaftliche Lage der Bergarbeiter sozial gesehen eine Provokation darstellte. Ich durchstreifte die "Corons" und stieg in die Kohlebergwerke hinab. Es gibt noch viele Fotos, auf denen man mich brüderlich mit den Bergleuten vereint sieht.

Q. — Was war Ihr soziales Programm?

R. — Die Hochfinanz, die das industrielle Leben des Landes beherrschte, hielt an ihren dummen Methoden der niedrigen Löhne fest, die wiederum zu wirtschaftlicher Stagnation führten. Wir, aufrichtige Sozialisten und zugleich aufrichtige Patrioten — denn in unseren Augen konnte nur die Verbindung von sozialer Gerechtigkeit und den Erfordernissen der nationalen Ordnung eine Klassengemeinschaft schaffen — konnten nicht zulassen, dass Millionen unserer Landsleute auf einem unmenschlichen Rang verharrten, schlecht bezahlt, schlecht untergebracht, durch die Pestilenz der Fabriken vergiftet, ohne angemessene soziale Unterstützung und nicht einmal in ihrer Würde als Arbeiter geachtet. Und das nur, weil die Gier eines raubgierigen, schwachsinnigen Hyperkapitalismus, der sich nicht einmal seiner eigenen Interessen bewusst war, dies erforderte.
Entweder würde sich dieser Hyperkapitalismus, ein politischer Korrumpierer und sozialer Profiteur, dem Gesetz des höheren Interesses der Gemeinschaft beugen, oder er würde gnadenlos niedergeschlagen werden. Seine Interessen waren nur dann akzeptabel, wenn sie mit dem Interesse aller übereinstimmten. Ich war bereit, ihn im Falle meines Triumphes mit einer eisernen Faust zu schlagen. In der Zwischenzeit, da er beabsichtigte, nichts zu verstehen, blieb keine andere Möglichkeit, als ihm das aufzuzwingen, was er nicht bereit war, zuzugeben. Dies bedeutete, die Waffe des Generalstreiks einzusetzen, die in diesem Fall richtig und notwendig war.
Rex unterstützte diese Volksaktion und befürwortete sie sofort und mit aller Kraft.

Q. — Wie haben Sie diese Politik verfolgt?

R. — Ja, es war nicht so einfach, wie man denken könnte.
Immerhin zählte ich unter meinen Hunderttausenden von Wählern und der Million Belgier, die mir folgten, eine große Anzahl gutgläubiger Bürger und eine Masse von Anhängern aus den Mittelschichten, die ebenfalls unter der Stagnation litten und Opfer großer Ungerechtigkeiten waren. Aber für sie war ein Streikender zu dieser Zeit immer noch eine Art monströses Tier, das alle Schuld auf sich geladen hatte und gegen das alles erlaubt war. Und ich, ein junger Bursche aus einem "wohlhabenden" Milieu, wie man es nannte, katholisch,

obwohl der offizielle Katholizismus scheinheilig a-sozial war, stand mit der Masse der Arbeiter in einem Block, um durch einen Generalstreik eine Bewegung von Forderungen zu unterstützen.
Ja, ich war mit ihr im Bunde! Das ist wahr! Weil sie Recht hatte. Weil das Leben der Arbeiterklasse, wie es damals vom Kapitalismus auferlegt wurde, unerträglich war. Es war unerträglich, dass die Arbeitermassen in Slums eingesperrt waren, in schmutzigen, von chemischen Dämpfen erstickten Orten verkümmerten, dass sie keine ernsthaften Renten, keine ernsthaften Hilfen gegen Krankheit, Unfälle und Invalidität hatten. Die bürgerliche Zivilisation war eine absolut verfälschte Zivilisation — wenn man dieses Wort überhaupt verwenden kann — und noch mehr, sie war unbewusst und unintelligent, weil sie die grundlegenden wirtschaftlichen Realitäten nicht berücksichtigte.
Als ich mich in diesen Kampf stürzte, warf ich mich wie ein Apostel hinein. Ich war überzeugt, dass nur dieser Aufstand, der übrigens friedlich war, endlich Ergebnisse bringen würde. Die Magnaten des Hyperkapitalismus sind in der Regel ziemlich feige. Sie müssen Angst haben. Erst wenn sie lila wie Pflaumen geworden sind, werden sie vernünftig.

Q. — Und wie haben Sie sie lila gemacht?

R. — Nun, ich habe sie am Hals gepackt.
Sicherlich gibt es heute große Unternehmer, die in der modernen Gesellschaft eine Aristokratie des Schaffens und Handelns bilden, die sich ihrer sozialen Verantwortung und auch ihres eigenen Interesses bewusst sind, das sich unweigerlich aus dem Frieden und der Zusammenarbeit der Klassen ergibt. Diese Eliten tragen in hohem Maße zur Entfaltung der Gemeinschaft bei. Aber es brauchte Zeit, um diese Zufälle zu erreichen. Im Jahr 1936 war man in Europa von einem solchen Verständnis weit entfernt. Die Tür blieb geschlossen und die einzige Lösung war, sie einzutreten.
Allerdings musste der Generalstreik, den wir unterstützten, gewonnen werden! Das war eine andere Geschichte. Es reicht nicht aus, einen Streik auszurufen, um alles in Ordnung zu bringen. Wie werden Streiks verloren?
Für uns war es wichtig, nicht zu verlieren, vor allem für mich als jungen Burschen, der als "rechts" eingestuft wurde, während Streiks bis dahin das Monopol der Linken waren. Eine Niederlage in einer solchen Angelegenheit bedeutete, das Gesicht vor der Masse der Arbeiter vollständig zu verlieren. Die marxistischen Anführer könnten ihnen zurufen: "Da, Sie haben sie in Aktion gesehen, Ihre Retter in der Not! Sie sind zu nichts fähig, diese Kinder! Wir gewinnen nur mit der Linken, wir gewinnen nur mit den Sozialisten und mit den Kommunisten!

Q. — Wie haben Sie es geschafft, nicht zu verlieren?

R. — Für mich war alles schnell klar. Es galt, zwei Hindernisse aus dem Weg zu räumen: Streiks gehen verloren, weil man hungrig ist und Streiks gehen verloren, weil man seine Kinder nicht unglücklich sehen will. Daher mussten die Streikenden mit Nahrungsmitteln versorgt werden und auch in Bezug auf die Kinder ruhig bleiben.
Diese beiden Ziele erreichte ich innerhalb weniger Stunden.
Ich mobilisierte alle rexistischen Mädchen in Belgien.
Wir hatten von Anfang an unsere Sozialdienste gegründet, d.h. rexistische Mädchen, die nicht für ihren Lebensunterhalt arbeiten mussten, sollten sich in den Dienst der Bewegung stellen. Und das — einige werden kichern — als Dienstmädchen, als Haushaltshilfen, wie man heute formeller sagen würde. Jede große Arbeiterfamilie, ob rexistisch oder nicht rexistisch, konnte die Bewegung um ein Mädchen bitten, das ihr helfen sollte. So schickten wir jeden Tag Hunderte von jungen Mädchen aus dem Bürgertum durch die Arbeitergebiete, um in den Arbeiterhäusern zu dienen. Natürlich kostenlos, versteht sich.

Q. — War das eine Taktik? War das nicht reine Demagogie?

R. — Wir haben nie aus "Taktik" gehandelt.
Diese Entscheidung hatte erhebliche Auswirkungen, in beide Richtungen.
Das wohlhabende Mädchen, die Tochter des Obersts, die Tochter des Magistrats, die Tochter des Arztes, die um sechs Uhr morgens mit dem Frühzug zu einem Slum in Seraing oder Marcinelle fahren musste, um den Hintern abzuwischen, das Haus zu putzen und der Frau in allem zu helfen, kam nach Hause und sagte: "Aber das Elend der Arbeiter ist schrecklich! Wie kann man solche Ungerechtigkeiten dulden?".

Die Frau des Arbeiters hingegen, die die kleinen, einfachen Mädchen sah, die ihr spontan in allem halfen, sagte ihrerseits: "Diese Bourgeois sind nicht alle Feinde, es gibt auch sehr nette Leute da drinnen".
Diese weiblichen Jugendlichen, die so wunderbar idealistisch waren, mobilisierte ich von Beginn des Streiks an, um Suppe zu kochen. Suppe! In allen Arbeitervierteln wurde ein großer Topf aufgestellt. Einige unserer Frauen verteilten den ganzen Tag über Suppe, während die anderen in befreundeten oder befreundeten Häusern nach Zutaten für eine kräftige Suppe suchten, die sie kostenlos erhielten. Von diesem Zeitpunkt an hatten alle Streikenden, die es wünschten, etwas zu essen und konnten körperlich durchhalten.

Q. — Sind Sie noch weiter gegangen?

R. — Ja, Kinder waren ein großes Problem. Tausende von Kindern befanden sich in den gelähmten Koronen. Für sie improvisierte ich etwas, das zu diesem Zeitpunkt fast unvorstellbar war. Jedenfalls hatte niemand daran gedacht: die Kinder von Streikenden in den Urlaub zu schicken.
Vor 1936 war noch nie ein Arbeiterkind in den Urlaub gefahren. Nicht einmal ihre Eltern. Arbeiterferien gab es nicht. Erst 1936 ließ die "Volksfront" der Arbeiterklasse in Frankreich einen einwöchigen Urlaub zukommen, in schwacher Nachahmung Hitlers, der in seinen drei Jahren an der Macht den deutschen Arbeitern eine unvergleichliche soziale Umgestaltung zuteil werden ließ — Bau von Hunderttausenden von menschenwürdigen Wohnungen, obligatorische Modernisierung der Fabriken, bezahlter Urlaub, um 20% höhere Löhne — der für das Volk riesige Seebäder baute und die Familien der Arbeiter auf prächtigen Schiffen zu Kreuzfahrten in die norwegischen Gewässer oder auf die Kanarischen Inseln mitnahm.
Ich richtete einen Aufruf an die rexistischen Familien in den Bergen und an der Küste und bat sie, die Kinder der Streikenden einzuladen. Sie sollten sie als Familienmitglieder bei sich zu Hause aufnehmen und die Reise bezahlen.

Q. — Hat das funktioniert?

R. — Es war ein Erfolg, der alle Erwartungen übertraf. Ich selbst war jeden Tag auf den Abfahrtsdocks. Man musste das Spektakel sehen! Arbeiterfamilien, die zu Hunderten ankamen, sozialistische oder kommunistische Mütter, die uns ihre Kinder anvertrauten, während sie ihre geballte Faust entlang der Sonderzüge reckten.
Stellen Sie sich vor, wie Tausende und Abertausende von Kindern am Meer ankamen! Sie hatten noch nie das Meer gesehen. Andere wurden zu den Flüssen und Bergen geleitet: Sie hatten noch nie Flüsse gesehen, noch nie Berge gesehen! Nichts als ihr schmutziges Tal, ihre schwärzliche Arbeiterstadt mit engen Straßen, die im Winter vor Schlamm triefen, im Sommer staubig und schwül sind und alle gleich schmutzig sind.
Ich hatte angeordnet, dass die Kinder jeden Tag eine Postkarte schicken sollten, auf der sie ihren Familien erzählten, wie es ihnen ging und wie schön alles war. Die Postkarte bewies dies auch den Eltern. Sie zeigte ihnen das Wunderbare, mit den Booten, den Fischern in Kitteln, den Tausenden von silbernen Schuppen auf den Fischkisten, den weißen Flüssen der Ardennen, den ruhigen Kühen mit ihren runden Augen wie die der Besitzer, den violetten Schieferdächern, dem Venn, das seine grüne Weite unter dem langen Himmel entfaltete. Die ganze Straße wusste von jeder Erzählung, schaute, hörte und erinnerte sich. Das große kindliche Trugbild wirkte Wunder. Die Herzen der Menschen wurden erreicht. Für die Streikenden, Männer und Frauen, war es ein außergewöhnliches Abenteuer, an dem ihre Kinder zu Tausenden teilnahmen, während sie gemütlich in der Sonne saßen und den flämischen Fischern beim Entladen der Fischkutter und den Ardenner Bauern beim Führen ihrer Pferde zu den blauen Tränken zusahen.

Q. — Und gegenüber den Industriellen? Gegenüber den großen Unternehmern? Wie haben Sie sich verhalten?

R. — Ich führte jeden Tag eine direkte Aktion durch: Massenversammlungen, zwei, drei, vier große Versammlungen jeden Nachmittag und jeden Abend, 10.000, 20.000 Arbeiter. Aber zur gleichen Zeit und in der gleichen Region, in der ich zu diesen Massen sprach, ging ich — eine weitere Neuerung — um die Industriellen in ihren Häusern aufzurütteln.
Ich erklärte ihnen: "Erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, aber was Sie tun, scheint mir nicht sehr vernünftig zu sein, selbst wenn Sie nur Ihre eigenen Interessen als Industrieller berücksichtigen wollen. Natürlich werden wir Sie nicht bitten, Ihr Geschäft zu ruinieren. Sie ist nicht unbedingt eine Zitrone, die umso mehr Saft abgibt, je mehr man auf sie drückt. Man kann sie zerquetschen, wenn man es zu sehr versucht, eine

Zitronenpresse ist kein Dampfhammer. Je besser das Geschäft läuft, je entschlossener und kompetenter es geführt wird, desto größer ist die Sicherheit derjenigen, die dort arbeiten und ihr Brot verdienen.
Aber wenn Sie vor der Aussicht zittern, eine angemessene Lohngrundlage zu schaffen, und wenn Sie sich sozialen Maßnahmen widersetzen, die Sie für zu mutig halten, die aber richtig und unerlässlich sind, riskieren Sie letztendlich, dass die Zitronen verfaulen, aus denen Sie als erste Ihren Teil des Saftes hätten herausholen können. In dem Maße, in dem Ihre Arbeiter mehr verdienen können, ohne die Industrie zu ruinieren, werden Sie selbst mehr produzieren und mehr verdienen, weil die Arbeiter direkt oder indirekt Ihre Hauptabnehmer sind und ihre Moral oftmals auch die Produktionsgeschwindigkeit bestimmt. Was sie fordern, stimmt daher in jeder Hinsicht mit Ihren Interessen überein". Und dann fügte ich hinzu: "Kommen Sie, Sie sind Patrioten? Aber was ist das Vaterland? Es sind die Menschen, die darauf leben! Diese Menschen sind Bürger wie Sie. Sie sind alle Söhne desselben Vaterlandes.
Und zu denen, die Christen waren: "Sind Sie Christen? Sind diese Arbeiter vielleicht nicht Ihre Brüder? Können Sie mit ihnen nicht die Tugend der Brüderlichkeit praktizieren? Was ist Gott ohne Brüderlichkeit?".
Ich erzielte erstaunliche Ergebnisse, denn unter den Industriellen — abgesehen von den großen Geldmanitous, die versuchen, wann immer sie können, das gesamte Wirtschaftsleben unter ihre Fittiche zu nehmen — gab es viele brave, normale, fähige, aufnahmebereite Industrielle, Menschen, die die soziale Frage und ihre menschliche Seite zuvor nur erahnt hatten, aber wenn man mit Herz darüber sprach, verkrampften sie sich nicht und blieben nicht in einem unveränderlichen Konservatismus hängen.

Q. — Konnten Sie mehr als nur vage Versprechungen erhalten?

R. — Ich möchte Ihnen einen besonders auffälligen Fall nennen, den des Grafen, damals Baron de Launoy. Dieser Baron de Launoy war und blieb für lange Zeit die größte Industriemacht Belgiens. Er war unter anderem der große Meister des Stahls. Er roch eher nach Hai als nach Schaf. Und ich habe ihn nie geschont. Aber hier verstand er schnell, weil soziale Angelegenheiten in seinen Augen zweifellos allgemeine Angelegenheiten waren und auch, weil meine Argumente der Zusammenarbeit der Klassen im Überfluss diesen intelligenten Manipulator von Gütern und Menschen getroffen haben müssen.

Q. — Wie reagierte er darauf?

R. — Ich komme zu ihm nach Hause. Ich halte ihm 20 Minuten lang meinen Vortrag. Er steht hinter seinem Schreibtisch:
"Das ist perfekt, alles, was ich hier habe, gehört Ihnen."
Er öffnet seinen Safe, der hinter einem Gemälde verborgen war: "Hier", sagt er, "nehmen Sie es".
Aber wie sollte ich dieses Vermögen mitnehmen? Die Banknoten waren ein Paket so groß wie eine Bananenstaude!
"Ich werde Ihnen einen Koffer holen", sagte de Launoy ruhig und einige Minuten lang füllten wir das Geld um. Es waren zwei Millionen vierhunderttausend Francs, schwere Francs aus jener Zeit, was einem Abonnement für das Pays Réel von 120.000 Personen für einen Monat entspricht. Zwei Millionen vierhunderttausend Franken! Ich hatte noch nie in meinem Leben so viel Geld gesehen! Ich ging mit meinem Supermillionärskoffer zu Fuß die Straße hinunter zum Bahnhof!
Danach gab es keinen Zweifel mehr, der Fall war klar, die Masse der Arbeiter musste gewinnen. Sie aß. Sie zitterte nicht mehr um ihre Kinder. Die Arbeitgeber begannen zu begreifen. Innerhalb von drei Wochen war es geschafft. Der Streik war beendet und gewonnen.

Q. — Was ist mit den Kommunisten? Ließen sie Sie auf ihrem Land jagen?

R. — Sie waren überhaupt nicht begeistert, wie Sie sich vorstellen können! Sie wurden schon wütend, wenn sie nur meine Stimme hörten.
Die Sozialisten waren mit den endgültigen Vereinbarungen zufrieden. Sie waren gemäßigter und konnten sich ohnehin kaum aufregen, da die Hochfinanz auch ihnen nach dem Zusammenbruch der "Bank der Arbeit", bei dem hunderte Millionen von Arbeitersparnissen versenkt wurden, die Kehle zuschnürte.
Paul-Henri Spaak, ihr bekanntester Minister, versuchte, uns zu kopieren oder uns den Wind aus den Segeln zu nehmen, und brachte sogar etwas auf den Weg, das er Nationaler Sozialismus nannte. Nationalsozialismus oder Nationalsozialismus, das war doch das gleiche! Eine einfache Wortumkehrung, die nicht einmal eine solche war, da im Deutschen grammatikalisch gesehen das Substantiv vor dem Qualifikator steht. Die korrekte Übersetzung von Hitlers "Nationalsozialismus" war "Nationaler Sozialismus"!

Henri de Man, Vorsitzender der belgischen Sozialistischen Arbeiterpartei im Jahr 1936, wollte zusammen mit Spaak diesen Wandel im Sinne des Rexismus vollziehen. Er musste bis zur deutschen Invasion im Mai 1940 warten, um uns zu übertrumpfen und sich zum Nationalsozialisten und Hitleristen zu wandeln, indem er die Auflösung der Sozialistischen Partei verkündete, deren Vorsitzender er selbst war! Er erklärte sich sogar bereit, mit mir eine ikonoklastische Regierung zu bilden, wie ich zu seiner Zeit berichten werde.
Diese Kombination war bereits im Herbst 1936 in Belgien und überall sonst in Europa die einzig wahre Formel, die das Volk mit der gesamten Nation versöhnen konnte. Das Unglück war, dass de Man erst dann den Schritt wagte, als die deutsche Welle Belgien überschwemmt und völlig durchnässt hatte.

Q. — Kommen wir zurück zu den Kommunisten. Wie reagierten sie, als Sie durch die Fabriken und Arbeitersiedlungen liefen?

R. — Die Kommunisten wussten, dass es mit uns nie etwas zu hoffen gab. Ich hatte eine nationale Kampagne gestartet: Rex oder Moskau. Ich hätte niemals den Kommunismus zugelassen und werde es auch niemals tun. Der Kommunismus tötet das Leben des Gewissens, er lässt einen Menschen nicht atmen. Darüber hinaus ist er wirtschaftlich völlig gescheitert. Es wäre sicherlich schön, wenn die Menschen alles unter sich aufteilen würden, wirtschaftlich ein Ganzes bilden würden und es nur eine einzige Tasche gäbe, die des Kollektivismus. Aber der Mensch wird immer seine Zunge nach dem Profit ausstrecken. Der ärmste Proletarier denkt daran, mehr zu verdienen und nicht daran, auf der untersten Stufe der Treppe zu bleiben. Wenn er aufsteigt, hat er keine Lust mehr zu teilen. Die kommunistische Formel ist psychologisch falsch. Sie war von Anfang an falsch. Moskau war nie in der Lage, eine andere Formel zu erfinden. Im Übrigen ist der Kommunismus in Russland selbst ein Schwindel. Nur die 750.000 Profiteure der "Nomenklatura" essen von dem mit Butter bestrichenen Teller des Kollektivismus.
Die Kommunisten waren wütend über die Macht, die ich hatte, und beschlossen, mich mit allen Mitteln zu bekämpfen, egal wie gewalttätig und blutig sie waren.
Der große Schock fand in Seraing statt.
Ich habe Ihnen bereits von Seraing erzählt, dieser mächtigen roten Hochburg im Lütticher Land, in der sich viele der harten Kerle der extremen Linken aufhielten. Aber auch ich hatte dort meine "harten Jungs", die mich im letzten Frühjahr zu Tausenden gewählt hatten. Ich hatte wieder einmal eine große Versammlung in Seraing organisiert.
Ich hatte am Vortag in Genf gesprochen, weil ich zu diesem Zeitpunkt schon recht häufig vor einem ausländischen Publikum sprach und mir der Notwendigkeit bewusst war, ein vereintes Europa zu schaffen.
Ich war mit dem Flugzeug zurückgekehrt. Ich stieg um ein Uhr nachmittags in Brüssel aus der Maschine: "Es gibt nichts zu tun", sagte man mir, "die Versammlung in Seraing ist verboten".
Da Seraing eine rote Stadtverwaltung hatte, die rot wie Mennige war, hatte diese, wie immer im reinsten demokratischen Geist, meine Versammlung verboten. Der Bürgermeister hatte die gesamte Gendarmerie der Provinz angefordert, um das Verbot wirksam werden zu lassen. Siebenhundert Gendarmen versperrten seit dem frühen Nachmittag alle Zufahrtsstraßen in die Ortschaft.

Q. — Wie haben Sie das Verbot umgesetzt?

R. — Ich sprang in ein Auto, kam in Lüttich an und mietete ein großes Boot. Ich sagte mir: "Auf dem Wasser können sie die Gendarmen nicht absetzen, also werden wir auf der Maas fahren".
Wunderschön und majestätisch fließt die Maas mitten durch Seraing, neben dem Hauptplatz, wo ich meine Kundgebung abhalten sollte und wo ich mir vorstellte, dass sich die Menge am Abend auf jeden Fall konzentrieren würde, um zu sehen, was passieren würde.
Innerhalb einer Stunde ließ ich leistungsstarke Radiogeräte auf meinem Boot installieren. Ich ging mit meinen Anhängern an Bord. Bei Sonnenuntergang erreichten wir das Herz der Stadt Seraing, nachdem wir an den 700 Gendarmen vorbeigefahren waren, die in den Straßen und an den Ufern des Ortes postiert waren. Eine riesige Menschenmenge befand sich, wie erwartet, auf dem Hauptplatz.
Sofort begann ich von der Mitte des Wassers aus meine Kundgebung. Meine donnernde Stimme und meine Verstärker waren in der ganzen Umgebung zu hören. So sahen wir, wie weit die Kommunisten gehen konnten.

Q. — Was bedeutet das?

R. — Sie müssen nach einer halben Stunde bemerkt haben, dass ich ihr Publikum erreicht hatte, d.h. 10.000 oder 15.000 Menschen, die am Fluss zusammengedrängt waren und sich über das Abenteuer des Geisterschiffes amüsiert hatten.
Die Kommunisten waren dann losgerannt, um Waffen aus ihren Lagern zu holen und jetzt schossen sie auf uns!
Mein übliches Glück: während der Schießerei waren drei führende Rexisten, die neben mir standen, gefallen, darunter der Leiter von Rex-Lüttich, Rechtsanwalt Gérard Willems. Mir war nichts passiert. Ich konnte weitermachen und hielt die Versammlung bis zum Ende ab.
Als man in Brüssel von den blutigen Vorfällen erfuhr, war die Panik in den Ministerien verrückt geworden. Der Innenminister, ein Mann namens Bovesse, ein großer, vulgärer Troubadour mit dem spärlichen Haar eines alten, übergewichtigen Tenors — 110 kg! — Er rief sogar seine Frau in Namur an: "Fahren Sie sofort aufs Land, Degrelle wird getötet, wir werden eine Revolution haben".

Q. — Und Sie in all dem?

R. — Mit dem Boot und unseren drei Verletzten fuhr ich zurück nach Lüttich, aber es gab noch einige weitere Zwischenfälle: Die Kommunisten hatten sich auf alle Brücken gesetzt und ließen riesige Steinblöcke auf uns herabstürzen. Die Dächer des "bateau-mouche" wurden eingedrückt. Aber wir kamen durch. Auch hier hatten wir standgehalten. Es war für mich immer ein unerbittliches Gesetz: Man gibt nicht nach. Weder in Zeiten des Friedens noch in Zeiten des Krieges. Man gibt nach, wenn man tot ist, aber man gibt nicht vorher nach. Wir hatten also den Beweis unserer entschlossenen Stärke erbracht. Bis in die äußersten Winkel des Landes wurde die große Kampagne von Rex immer lauter und rüttelte an den Grundfesten der Masse. Ich hatte sie monatelang geknetet. Sie war in voller Blüte.

Q. — Was ist mit der belgischen Regierung? Wie reagierte sie?

R. — Zu diesem Zeitpunkt antwortete Vicomte Terlinden, ein erfahrener belgischer Universitätsprofessor und Historiker, der uns ganz sicher nicht mochte, als er in Rom von Ciano, Mussolinis Außenminister, zu unserem Fall befragt wurde: "Wenn jetzt gewählt würde, hätte Degrelle sicherlich achtzig Stimmen". Das bedeutete, dass ich mein Ergebnis vom vorherigen Frühjahr vervierfachen würde.
Die belgische Regierung, die dies erst spät erkannte, verkündete mit großem Getöse, dass sie uns Rexisten den Krieg erklärt hatte, als wären wir Cipayes oder Apachen gewesen.

KAPITEL 10
KRIEG GEGEN DEGRELLE

Degrelle erhält Rundfunkverbot — Die Versammlung von 250.000 Rexisten — Möglichkeit eines Militärputsches — Degrelle lehnt ab und will ohne Gewaltanwendung triumphieren — General Chardonne ist bereit zum Angriff — Das Missverständnis: Leopold hätte sich einem Staatsstreich nicht widersetzt — Hätte Degrelle an der Spitze Belgiens dem Westen den Krieg von 1939 ersparen können? — Degrelles geheime Absprachen, um legal an die Macht zu kommen — Léon Degrelles Herausforderung an die Regierung und alle Parteien — Drei Allianzen.

Q. — Wie führte die belgische Regierung den Krieg, den sie dem Rexismus erklärt hatte?

R. — Es war in Belgien und in ganz Europa noch nie vorgekommen, dass eine ganze Regierung einer legalen politischen Bewegung, die sechs Monate zuvor die Wahlen gewonnen hatte, öffentlich den Krieg in ihrem eigenen Land erklärt hatte.
Der belgische Minister Spaak erklärte im Radio: "Wir haben uns angesichts der rexistischen Gefahr geirrt, ich gebe es zu," sagte er, "heute erkennt die Regierung dies und nimmt den Handschuh auf. Sie ist sich einig, dass sie kämpfen wird.
Ich hatte 100.000 Menschen zu einer riesigen Kundgebung in Brüssel eingeladen. Wir spürten, dass die Menschenmassen zitterten. Ich war der einzige, der sie bewegen und ergreifen konnte. Da beschloss die "einstimmige" Regierung, uns den Weg zu versperren.
Der erste Angriff der Regierung war das Verbot des Radios. In Belgien wurden die Radiostunden nach der Größe der Parteien aufgeteilt. Heute wird es als selbstverständlich angesehen, dass ein Kommunist wie Marchais im französischen Fernsehen auf Schritt und Tritt zu sehen ist. Das ist gut! Das ist demoktratisch!
Aber niemals hat eine sogenannte demokratische Liga in Belgien oder anderswo gegen meine vollständige Entfernung aus dem belgischen Rundfunk vor dem Krieg protestiert, noch gegen die unerhörten Sondergesetze, die es mir seit 1945 verboten haben, mein Land zu betreten oder auch nur eine einzige Zeile zu schreiben oder ein einziges Wort zu sagen!

Q. — Wurden Sie 1936 vom Rundfunk ausgeschlossen?

R. — Auf absolute und dauerhafte Weise. Die Freiheit, die der linken Opposition gewährt wird, ist angeblich "Demokratie"! Aber wenn es sich um andere handelt, ist von Demokratie keine Rede mehr! Sie gilt nicht mehr! Das Volk, das "falsch" gewählt hat, d.h. rechts, und noch schlimmer, wenn es "faschistisch" gewählt hat, ist nicht mehr das wahre Volk! Ein unerbittlicher Maulkorb wird jedem, der nicht auf der Seite der "wahren Demokraten" steht, auf die Nase gesetzt. Das war bei mir der Fall und ist es immer noch. Ihre Demokratie ist ein Betrug.
So wurden bereits am Tag nach den belgischen Wahlen von 1936 die belgischen Gesetze und Vereinbarungen, die der Menschenrechtskonvention vorausgingen, auf meine Kosten verletzt. Als Führer einer großen Opposition durfte ich nicht ein einziges Mal für eine Minute vor die Mikrofone des Radiosenders meines Landes treten. Sie sprechen von Freiheit!
Die belgischen Minister waren sich darüber im Klaren, was passieren würde, wenn ich, wie sie es normalerweise hätten tun müssen, meine normale Sprechzeit vor dem Mikrofon erhalten hätte. Was wäre passiert, wenn ich Hunderttausende von Landsleuten über das Radio hätte erreichen können? Ich hätte, wie man so schön sagt, "ein Unglück gemacht". Die Pfründeinhaber des Regimes hielten es für klüger, mir das Mikrofon ins Gesicht zu schlagen.
Durch diesen demokratischen Ukas wurde mir dieses wunderbare Arbeitsinstrument, das Radio, genommen und ich war bis zum Zweiten Weltkrieg dazu verurteilt, jeden Abend von einem Ende zum anderen durch die verschiedenen Regionen Belgiens zu reisen, 100.000 Kilometer pro Jahr, abends und nachts, um hier 10.000 und dort 5.000 Menschen zu finden und anzusprechen. Es war eine erschöpfende Arbeit. Wenn ich nicht eine enorme körperliche Stärke gehabt hätte, wäre ein solcher Kraftaufwand unmöglich gewesen. Während der letzten fünf Wochen meines Wahlkampfes 1936 schlief ich zwei Stunden pro Nacht und fühlte nie die geringste Müdigkeit, nicht einmal einen Muskelkater, nicht einmal Kopfschmerzen. Die Rekorde, die ich aufgestellt hatte, waren wie ein großer sportlicher Wettkampf.

Wenn ich, anstatt mich von Ort zu Ort zu quälen, die Mikrofone des belgischen Rundfunks benutzt hätte, wie es mein demokratisches Recht als Führer einer großen Opposition war, hätte ich meine Landsleute noch viel mehr mitgerissen, wie man sich vorstellen kann!
War es demokratisch oder nicht, dass meine Reden bei besonderen Anlässen an die ganze Nation übertragen wurden, die zuhörte? Hunderttausende von Bürgern hatten für meine Sache gestimmt. Aber mich sprechen zu lassen, war unerträglich! Also, Mikrofonverbot für Degrelle! Und alles, absolut alles, nur den Paschas des herrschenden Regimes vorbehalten!
Freiheit der Meinungsäußerung? Freiheit der Rede? Es handelte sich nicht mehr um Freiheit, sondern um Privilegien, die exklusiv zu behalten waren!
So kam es, dass 1936 die alten belgischen Parteien, die in Bedrängnis waren, unbedingt den Schnabel halten mussten für alles, was nicht ihre Korruption oder ihre hinterlistige Dummheit akzeptierte.
Selbst meine großen Meetings würde die Regierung mit aller Macht ersticken. Natürlich immer noch demokratisch!

Q. — Bei welcher Gelegenheit? Und auf welche Weise?

R. — Wenige Tage, nachdem sie mir den Zugang zum Radio verwehrt hatte, ging die belgische Regierung so fanatisch vor, dass sie mein "Meeting der Zweihundertfünfzigtausend" verbot, denn so wurde die große Versammlung, die Rex in Brüssel für den 25. Oktober 1936 vorbereitet hatte, genannt. Die Linke hätte sich niemals eine derartige Konzentration ihrer Anhänger vorstellen können. Statt der ursprünglich erwarteten 100.000 Zuhörer sollten 250.000 Rexisten aus dem ganzen Land anreisen, und zwar unter strengster Legalität. Die belgischen Minister waren entsetzt und griffen zu einer typisch diktatorischen Maßnahme: dem Verbot.

Q. — Was haben Sie getan?

R. — Was habe ich getan? Ich habe es akzeptiert. Ja, ich habe das Verbot toleriert. Das entsprach nicht meinem Temperament, wie Sie sich vorstellen können. Ich sagte meine Versammlung trotz allem ab, um deutlich zu machen, dass ich in Frieden an die Macht kommen wollte. Ich sagte zu allen: "Ich will die Macht nicht im Kampf erringen, ich werde die Macht ergreifen, weil das Volk sie mir geben wird; ich will nicht, um sie zu erlangen, ein Jahr lang Gewalt gegen einen Teil meines Landes anwenden".

Q. — Wurden die Streitkräfte mobilisiert?

R. — Natürlich. Dennoch wurden keine Provokationen registriert. Es waren friedliche Menschen, die sich versammeln wollten.
Um ihnen den Weg zu versperren, hatte die belgische Regierung dreitausend Gendarmen in Brüssel versammelt, d.h. die gesamte Gendarmerie Belgiens war dort. Es war ein unglaubliches Spektakel. Die Hauptstadt hatte sich in eine belagerte Stadt verwandelt. Alle wichtigen Zufahrtsstraßen nach Brüssel waren abgeschnitten und unpassierbar. Der Gipfel war, dass fast alle Gendarmen Rexisten waren, mindestens 90% waren es und fast die gesamte Armee war es. In der Kriegsakademie herrschte Einstimmigkeit.
Ich erhielt einen Brief von General Chardonne, der der große, glorreiche Chef der Ardennenjägerdivision und der beliebteste Soldat Belgiens war. General Chardonne schrieb mir:
"Ich stehe zu Ihrer Verfügung: ein Wort von Ihnen und meine Sonderzüge werden nach Brüssel fahren, um Sie zu unterstützen. Ich konnte also an diesem Tag die Macht übernehmen. Kein Gendarm hätte sich den Jägern von Chardonne widersetzen können.
Man hat dreißig Jahre später, nachdem Chardonne gestorben war, versucht, sein Angebot zu leugnen, weil es störend ist. Es war so, wie ich es sage, und Chardonnes Geschenk war so vollständig, dass er, ein alter, erfahrener General der belgischen Armee, noch 1944 die Geste machte, sich bedingungslos in meiner Freiwilligenbrigade der Waffen-SS zu engagieren, die seit 1941 an der Ostfront gegen die Sowjets kämpfte.
Zehntausende von Veteranen marschierten an diesem Sonntag ebenfalls durch Brüssel und brannten darauf, uns zu unterstützen. Wir hätten in einer Stunde die Hauptstadt fegen können.

Q. — Und Sie haben nein gesagt?

R. — Ich habe Nein gesagt, weil ich, wie ich wiederholen möchte, in der Legalität und mit der freien Zustimmung des Volkes gewinnen wollte. Ich war mir sicher, dass ich das Volk überzeugen und mit seiner

Hilfe an die Macht kommen würde. Warum sollte ich auf materielle Gewalt zurückgreifen, wenn ich über die höchste Kraft, die der Überzeugung, verfügte?
Ich hatte keine Zeit, denn der Zweite Weltkrieg würde bald seine Stürme über den Himmel Europas ziehen und alles erschüttern. Aber im Oktober 1936 schien mir die friedliche Eroberung meines Landes noch durchaus erreichbar.
Materielle Gewalt ist nur das letzte Mittel. Ich wollte alles versuchen, um ohne sie auszukommen.

Q. — Nun gut! Sie lehnen die Unterstützung von General Chardonne ab. Wie geht es weiter?

R. — Das Großartigste an der Affäre um das Meeting der 250.000, dessen Abschluss General Chardonne hätte sichern können, war, dass König Leopold selbst, ohne mein Wissen, zugestimmt hatte, unseren möglichen Erfolg nicht zu unterdrücken! Der Monarch selbst erzählte später dem Schriftsteller Pierre Daye, wie er beschlossen hatte, dass die öffentliche Gewalt uns nicht mit Waffengewalt den Weg versperren sollte.
Der König erklärte: "Wenn Degrelle die Ministerien gestürmt hätte, hätte ich den Befehl gegeben, keinen Widerstand zu leisten. Ich hätte Herrn Degrelle und Herrn Van Zeeland sofort gebeten, gemeinsam eine Übergangsregierung zu bilden, die die Belgier vierzig Tage später erneut abstimmen lassen sollte."
Das Wahlvolk hätte entschieden. Während einer solchen Kampagne hätte ich endlich offiziell als halber Inhaber der Regierungsmacht über die gigantischen Propagandamöglichkeiten des Rundfunks verfügt und hätte die ganze Nation bewegt. Eine riesige Wahlwelle hätte mich zweifellos angehoben. Ich hätte nach diesen 40 Tagen durchaus der starke Mann Belgiens werden können, auf friedliche Weise.

Q. — Was hätten Sie in diesem Fall international tun können?

R. — Eine dramatische Frage unter allen Fragen. Ja, was hätte ich getan? Was wäre geschehen? Ich hätte unermüdlich gekämpft — weil der Frieden Europas davon abhing — um eine deutsch-französische Annäherung zu bewirken. Jeden Tag habe ich von meinen Mikrofonen aus das französische Volk angesprochen. Es ist feinfühlig, es ist empfänglich für das Wort, für direkte Argumente. Ich wollte die Franzosen davon überzeugen, dass ihr Interesse in einer deutsch-französischen Teamarbeit lag und nicht in einer selbstmörderischen Verschwörung, die für alle selbstmörderisch war, unter dem zynischen Auge der Sowjets, die bereit waren, uns beide zu verschlingen, nachdem wir uns gegenseitig zerfleischt hatten.
Wer weiß, ob der Bürgerkrieg im Westen 1939 auf diese Weise nicht verschont geblieben wäre? Ich war gerade einmal dreißig Jahre alt, ein Alter, in dem man in der Lage ist, das Schicksal in die Hand zu nehmen. Andererseits hatten Hitler und ich im Juli 1936 eine lange, geheime Unterredung in der Berliner Kanzlei über genau dieses Problem geführt. Der Führer hatte meinen Plan für eine europäische Annäherung verstanden. Zwischen ihm und mir war ein großer Strom der Sympathie und vor allem des Verständnisses entstanden. Vielleicht mehr als jeder andere auf dem Kontinent hatte ich die Möglichkeit, einen fruchtbaren Dialog zu führen. Als ich dies nach Belgien mitnahm, stürzte ich mich sofort in den Kampf für den Frieden.
Kein Hindernis hätte mich entmutigt und noch weniger aufgehalten. Auf jeden Fall konnte nur eine solche Anstrengung Europa noch retten, das voll von Lügen, verrückt von blindem Zorn und den Provokationen der schlimmsten internationalen Erpresser und Kriegstreiber ausgesetzt war, die bereit waren, die Welt aus Interesse, politischem Ehrgeiz oder sogar aus Rassenhass in die Luft zu werfen, manchmal einfach nur, weil ihre Dummheit sie an die Vergangenheit klammerte.
Was zählt mit dreißig Jahren? Die Zukunft! Ich wollte, dass diese Zukunft für uns alle, die jungen Männer Europas, ein einheitliches und fruchtbares Aktionsfeld ist und nicht ein Friedhof, auf dem uns die Alten, die ihre Marotten wiederkäuen, begraben würden.

Q. — Bereuen Sie es jemals, dass Sie General Chardonne nicht erlaubt haben, Brüssel für Sie zu erobern?

R. — Wie viele Leute haben mir vorgeworfen, dass ich nicht einfach losgezogen bin! Lucien Rebatet, der einer der wunderbarsten Polemiker Frankreichs war, hat mir immer wieder gesagt: "Warum, um Himmels willen, haben Sie an diesem Tag nicht die Macht ergriffen, es war doch alles für Sie bereit"!
Es ist einfacher, die Geschichte am Schreibtisch neu zu schreiben, als sie auf dem Feld zu schmieden. Im Nachhinein denke ich: Der Versuchung der Gewalt nachzugeben, ja, das hätte ich tun können, das ist klar. Aber mein politischer Plan war anders. Im Herbst 1936 war Europa noch nicht im Delirium und ich dachte, dass ich Belgien rechtzeitig ohne eine zivile Umwälzung gewinnen könnte. Der Beweis dafür ist die große Angst, die die belgische Regierung vor meinem schnellen Triumph in der Legalität hatte. Sie hatte so große

Angst, dass sie als offizieller Demokrat die demokratischen Normen verletzen musste, in der Hoffnung, meinen Elan zu bremsen.
Außerdem hielt ich, ohne dass die belgische Öffentlichkeit es geahnt hätte, bereits am 25. Oktober 1936 die entscheidenden Karten in der Hand, die es mir normalerweise ermöglichen würden, innerhalb kurzer Zeit ohne öffentlichen Aufruhr an die Macht zu gelangen. Um dies in Frieden und Legitimität zu erreichen, hatte ich sorgfältig und in aller Stille Kooperationen vorbereitet, die mir weitere große Unterstützung durch das Volk verschafften und meine baldige Ankunft an der Spitze einer starken Regierung ohne unangenehme Brüche sicherstellen sollten.

Q. — Worin bestanden, wie sahen Sie aus und wie hatten Sie die von Ihnen angesprochene Annäherung in die Wege geleitet?

R. — Die erste war die, die uns das Bündnis mit den flämischen Nationalisten einbrachte. Es ist bekannt, dass ich mich seit der Mittelschule und der Universität für die flämische Sache eingesetzt habe. Warum war das so? Weil es eine gerechte Sache war und dem Interesse der Nation entsprach. Die Flamen waren sehr empfänglich dafür. Es gab eine große Parlamentsfraktion, in der die nationalistischen Abgeordneten aus Flandern vertreten waren. Sie nannte sich VNV (Vlaamsche Nationalist Verbond), die "Liga der flämischen Nationalisten". Seine Abgeordneten hatten uns gegenüber eine loyale Freundschaft gepflegt. Ich wählte einen berühmten flämischen Schriftsteller der damaligen Zeit zum Chef meiner Senatoren. Sein Name war Paul de Mont. Er war ein großer Krüppel aus dem Krieg 1914-1918, d.h. ein flämischer Nationalist, der aus "belgischer" Sicht untadelig war. Er hatte beide Beine an der Front verloren.
Andere, ebenso oder sogar noch berühmter, Timmermans, Waelschap, Claes, waren Freunde: ich hatte Übersetzungen ihrer Werke in meiner "Collection Flamande" bei REX Editions veröffentlicht. Ein Gemälde des größten flämischen Malers Servaes schmückte meinen Arbeitstisch.
Paul de Mont, der von mir mit den Verhandlungen mit der flämischen nationalistischen Partei beauftragt worden war, hatte im Geheimen ein entscheidendes Abkommen mit ihr geschlossen. Der Bündnisvertrag wurde im Oktober 1936 geschlossen, also genau zu dem Zeitpunkt, als ich mich weigerte, der Versuchung der Gewalt nachzugeben. Wenn ich dieser Versuchung nicht nachgeben würde, wenn ich an meiner Politik festhalten würde, friedlich an die Macht zu kommen, würde mir diese mächtige flämische Allianz im Moment der letzten Manöver zur Verfügung stehen.

Q. — Haben Sie weitere Vereinbarungen unterzeichnet?

R. — Es war die absolute, legale Mehrheit, die ich durch weitere Annäherungen, die ich diskret und persönlich sichergestellt hatte, zu erreichen versuchte.
Sie zielten darauf ab, massive Neuzugänge innerhalb der alten katholischen Partei zu bewirken, der alten katholischen Partei, die ich in Stücke gerissen hatte und deren korrupteste politische Führer ich wie stinkenden Müll in die Mülltonne geworfen hatte. Ich hatte diese Säuberung mit einem gewissen Kummer durchgeführt, da diese katholische Partei eine große und ehrliche Wählerschaft umfasste. Sie behielt eine große Anzahl von sehr anständigen Aktivisten. Diese Massen und lokalen Führer waren noch immer leicht zu retten. Sie waren angewidert von den Missgeschicken, die sie durch die Skandale der wichtigsten Betrüger in ihrer Partei erfahren hatten, aber gleichzeitig waren sie beeindruckt und vom Rexismus versucht. Ein geschickter Schachzug konnte sie auf seine Seite ziehen.
Die beiden bemerkenswertesten Persönlichkeiten, die einen tiefen Einfluss auf diese müden, aber nach Erneuerung strebenden Truppen behielten, waren in Flandern der Minister Gustave Sap und in Wallonien der Graf d'Aspremont-Linden.

Q. — Wer war Minister Sap?

R. — Minister Sap war der allmächtige Chef der großen flämischen Presse, die sich um den Standaard gruppierte, d.h. ein Mann, der über sehr große Propagandamittel verfügte und sowohl als Politiker als auch als Meinungsmacher einen beträchtlichen Einfluss genoss. Er hatte einen harten Zahn. Er biss seinen Gegnern mit größtem Vergnügen in die Waden.
Er war nie, wie so viele andere, in politisch-finanzielle Geschäfte verwickelt gewesen. Während all meiner Kämpfe gegen die korrupten Führer seiner eigenen Partei hatte er mich reichlich mit sensationellen Dokumenten versorgt. Er kam auf Zehenspitzen in mein Büro, um mich zu informieren. Er half mir sehr

dabei, die Sessel seiner wichtigsten Kollegen mit Sprengstoff zu füllen. Er freute sich darauf, die Verrückten in die Luft zu sprengen, und wollte sich selbst in ihre Position bringen.
Er war ein geborener Verschwörer. Seine enge Zusammenarbeit mit mir war allen unbekannt geblieben. Wir trafen uns bei ihm zu Hause in der Nähe von Mechelen oder in seinem Geisterschloss in Westflandern.
Er saß an der wichtigsten Schaltstelle in Flandern und hatte mir sein Wort gegeben, dass er im entscheidenden Moment die gesamte flämische Wählerschaft, die er kontrollierte, auf meine Seite ziehen würde. Er war ein hervorragender Spezialist für wirtschaftliche Probleme und hätte in unserem Team einen sehr fähigen Finanzminister abgegeben. Er war kein Redner und suchte auch nicht nach der begeisterten Zustimmung der Massen. Als Minister hätte er mir geholfen. Selbst wenn er sich anfangs ein Maximum an politischen Vorteilen verschafft hätte, hätte er mich nicht belastet. Er wäre mein Dr. Schacht gewesen, intelligent, opportunistisch und sarkastisch, so wie der "Finanzmagier" des Dritten Reiches, der Hitler diente, sehr nützlich war.

Q. — Was ist mit der wallonischen Seite?

R. — Auf wallonischer Seite war der Graf von Aspremont-Linden, dessen Zusammenarbeit ich mit der gleichen Diskretion sichergestellt hatte, seit der Niederlage seiner Partei im Mai 1936 zum großen moralischen Führer der konservativen Rechten geworden. Er war reich, herrschte über beträchtliche Ländereien und blickte fast verächtlich auf die politisch-finanziellen Banden herab. Als Lebemann mit wenig Arbeitseifer, der Epikur näher stand als Titan, hätte er Schwung und Humor in unser Team gebracht. Ohne übertriebenen persönlichen Ehrgeiz hätte er die großen Formationen der wallonischen katholischen Wählerschaft, für die er damals die letzte Zuflucht war, zu uns bringen können. Er empfing mich königlich in seinem Schloss in Condroz, wo manchmal seltsame Geräusche von Knallkörpern eines benachbarten Schlossherrn zu hören waren, der sich zu seinem Vergnügen in der Revolution übte.

Q. — Hätten dieser Flämisch und Wallonisch sprechende Mann Ihnen eine Mehrheit verschafft?

R. — Diese beiden Persönlichkeiten sollten uns ohne Gewalt zur absoluten Mehrheit im belgischen Parlament führen. Wir aßen jeden Mittwoch sehr herzlich in alten Fischrestaurants zusammen zu Mittag. Wir waren zu politischen Schlussfolgerungen gelangt, so dass Sap und d'Aspremont-Linden sich verpflichteten, keiner Regierung beizutreten, wenn sie nicht mit mir zusammenarbeiten würden. Die Vereinbarungen waren so vollständig, dass Minister Sap — der zwar mit Millionen gepolstert war, aber keinen Cent ohne schreckliche Zerreißproben aufgegeben hätte — mich bat, ihm 100.000 Francs zu geben, um ihm, wie er sagte, bei dieser Kampagne zu helfen. Ich übergab sie ihm in Pfund Sterling in der Kanzlei des Brüsseler Anwalts Georges Dubois-Clavier. Das Bündel Bücher war zum Tageskurs sogar etwas mehr als die festgelegte Summe: 102.000 Francs. Er war sehr empfänglich für den kleinen Zuschlag.

Q. — Sie haben also die geheime Unterstützung von wichtigen politischen Verbündeten. Wie wird es weitergehen?

R. — Ich hatte also öffentlich mit den flämischen Nationalisten und heimlich mit den beiden letzten integren Führern der Rechten wichtige Unterstützer gewonnen. Ich war also bereit für den letzten Paukenschlag. Warum sollte ich riskieren, das Land in einen Bruderkampf zu stürzen, wie im damaligen Spanien, wenn ich ohne Unruhe und Aufruhr triumphieren konnte?
Die alten Parteien ahnten mehr oder weniger mit großer Angst, an welchem Punkt der Macht ich angekommen war. Weil ich das Gefühl hatte, dass ich trotz der heftigen Kampagne, die das gesamte Regime gegen mich führte, alle Trümpfe in der Hand hielt, beschloss ich im Frühjahr 1937, meine Hunde loszulassen, dem Regime selbst zu trotzen und durch einen Theatercoup eine Art nationales Referendum zu provozieren. Referendum bedeutet Volksbefragung. Das bedeutet Demokratie. Das bedeutet Legalität.

Q. — Ein Referendum? Wozu soll das dienen? Wie haben Sie sich das vorgestellt?

R. — In Belgien, wie in den meisten sogenannten demokratischen Ländern, ist das Referendum nicht offiziell im Gesetz vorgesehen. Dies ist sehr schade, da es dem Volk die Möglichkeit gibt, seine Meinung zu bestimmten, leicht verständlichen und nachvollziehbaren Punkten zu äußern. Es gab jedoch einige Möglichkeiten, diesen Mangel zu beheben, zum Beispiel indem eine Nachwahl in eine Art Volksbefragung

umgewandelt wurde. Wenn ein Abgeordneter zurückgetreten oder gestorben ist, muss Platz für seinen Stellvertreter gemacht werden oder, wenn es keinen Stellvertreter gibt, eine neue Wahl durchgeführt werden.
Ich ließ also einen rexistischen Abgeordneten aus Brüssel und seine beiden Stellvertreter plötzlich zurücktreten. Damit habe ich ein Vakuum geschaffen, ein absolutes Vakuum. Es war absolut notwendig — ob es dem Regime gefiel oder nicht — innerhalb von 40 Tagen die Öffentlichkeit in der Hauptstadt zu einer Parlamentswahl aufzurufen.
Diese Wahl würde ich als Testwahl durchführen, da ich persönlich kandidieren würde.

Q. — Die Schlacht vom Mai 1936 war doch noch sehr frisch?

R. — Seit meinem Wahlsieg im Mai 1936 waren erst zehn Monate vergangen, und nun, im April 1937, würde die Hauptstadt wieder wählen, und zwar wegen mir.
Für den Rexismus oder gegen den Rexismus! Denn Brüssel ist das Herz, der Puls, die Stimme des Landes. Seine Stimme würde die Stimme von ganz Belgien sein. Würde Degrelle gewinnen? Würde Degrelle nicht gewinnen? Gewinnen bedeutete nicht notwendigerweise, die absolute Mehrheit zu gewinnen. Wenn ich einfach einen überwältigenden Sieg erringen würde, würden meine Allianzen spielen und die heimlich gesicherte Macht würde ganz natürlich am Tag nach dieser Wahl ausbrechen.

Q. — Die Reaktion Ihrer Gegner auf diese Herausforderung, ja sogar auf diese Provokation, konnte nur sehr heftig sein. Wie hat sie sich ausgedrückt?

R. — Für das gesamte Regime war es sofort klar, dass es um Leben und Tod ging. Sie hatten mein Spiel durchschaut: wenn ich gewinne, verlieren sie. Wenn ich triumphierte, würde ihr gesamtes System in Stücke gerissen werden.
Daher die Panik und die unglaubliche Entscheidung, die sie auslösen würde.
Ende Februar 1937 kam es zu einer erstaunlichen Sitzung des belgischen Parlaments. Auf Vorschlag der kommunistischen Abgeordneten schlossen sich alle Parteien der einzigen Kandidatur des Premierministers an. Ihre Angst war so groß, dass sie der Meinung waren, dass nur der Regierungschef der drei Parteien, die in Angst zusammengeschweißt waren, noch ein vorzeigbarer Kandidat vor mir sein konnte! Sie gaben also zu, dass sie, wenn sie ihre Haut retten wollten, nur noch einen einzigen Kandidaten aufstellen konnten, den Premierminister selbst, der von allen Politikern aller Farben unterstützt wurde, um einem jungen Jungen, der im Jahr zuvor in Brüssel noch fast unbekannt gewesen war, den Weg zu versperren!
Es war nicht mehr möglich, dass jede Partei ihren eigenen Kandidaten hatte. Spaak zum Beispiel für die Sozialistische Partei. Oder de Man, ihr Vorsitzender. Nein, nur der Premierminister konnte noch auf dem Bollwerk der "Demokratie" stehen, als Goliath aller Parteien, als Schild aller Politiker, einschließlich der Kommunisten!
Dieser Premierminister hieß Paul Van Zeeland. Er war der Typ eines Universitätsprofessors mit einem verwirrten Geist, steif wie ein Blech. Niemand wusste, warum er seit einem Jahr an der Spitze der Regierung stand, welche Tendenz er vertrat und noch weniger, welche Interessen ihn antrieben. Es musste jedoch welche geben...
Sofort entbrannte die große Schlacht. Eine erbarmungslose Schlacht. Ganz Brüssel wurde mobilisiert. Das gesamte politische Regime stand gegen mich, alle silbernen Kräfte überzogen Van Zeeland mit Gold und ließen ihre Millionen im Dutzend fließen.
In letzter Minute konnte man sogar sehen, wie die Kirche ihre Stöcke in mein Schienbein warf.

KAPITEL 11
DIE VERLORENE WAHL

Die Millionenpakete des Hyperkapitalismus — M. Solvay, der Sodamagnat — Die Paarung von Premierminister Van Zeeland und der Großfinanz — Der Sportpalast, Degrelles Zitadelle — Die kommunistischen Nervis — Panik in der belgischen Regierung angesichts eines möglichen Sieges von Degrelle — Die Anrufung des Kardinals: Der Stockschlag als letzte Wahlkampfwaffe — Religiöses Verbot, für Degrelle zu stimmen, bei Strafe der Todsünde — Die Schmach des Hinterhalts — Der Ehrenstreich — Eine große Chance vertan.

Q. — Warum sagen Sie, dass die Geldmächte keine Kosten gescheut haben, um die Wahl Ihres Gegners sicherzustellen? Hatte der belgische Premierminister Van Zeeland etwas mit der Hochfinanz zu tun?

R. — Im März 1937 fühlte der Hyperkapitalismus in Belgien, dass er alles auf eine Karte setzen würde, dass ich ihm im Falle eines Sieges ein starkes Gebiss in sein Zahnfleisch rammen würde, dass meine Sporen ihn so lange bearbeiten würden, wie es nötig war, und dass er, wenn er gezähmt war, wie alle anderen dem höchsten Interesse der Nation fest unterworfen sein würde.
Anstatt ihre Omnipotenz in die Schranken gewiesen und ihre finanzpolitische Diktatur gestoppt zu sehen, würden die "Bankster" lieber das große Geld machen: achtzehn Millionen würden von den "Silbernen Kräften" an das Wahlkomitee von Van Zeeland gezahlt werden. Achtzehn Millionen aus dieser Zeit waren nicht viel mehr als eine Million Dollar! Eine absolut unvorstellbare Summe, die zu dieser Zeit in den Dienst eines einzigen Kandidaten gestellt wurde! Auf jeden Fall eine Summe, der wir weder aus der Ferne noch aus der Nähe etwas Ähnliches entgegensetzen konnten.
Dieser Kampf war zeitweise grotesk und grauenhaft, weil wir uns überall, trotz unseres Glaubens und unserer Ungestümheit, die Nase und die Fäuste an dieser Geldmauer brachen, ohne sie erschüttern zu können.
Es wurde — als einfaches Beispiel — nach einigen Tagen unmöglich, auch nur eine einzige Plakatwand in Brüssel zu mieten. In der ersten Woche musste man, um ein Plakat zu reservieren, bereits 10.000 Francs bezahlen und sofort die Hälfte einer Banknote geben, die in zwei Hälften geteilt wurde. Man behielt nur noch einen halben Schein im Portemonnaie, den die Werbegesellschaft zurückbekam, sobald die Plakatierung durchgeführt wurde. Aber nach acht Tagen gab es nicht einmal mehr diese Möglichkeit. Alle Werbetafeln waren von der Mafia von Van Zeeland mobilisiert worden. Es gab keine Möglichkeit mehr, auch nur eines davon zu mieten. Wir waren dazu verurteilt, große Schränke auf LKWs zu montieren und sie überallhin zu transportieren, wo wir konnten.

Q. — Wer hat bezahlt?

R. — Einer der größten belgischen Geschäftsleute zahlte allein 6 Millionen an Van Zeeland. Und er tat dies mit einer komischen Vorsicht, denn in der gleichen Woche, in der er diesem proklamierten antifaschistischen Kandidaten sechs Millionen gab, übergab er weitere sechs Millionen an die Hitlerjugend in Deutschland, eine hochgradig faschistische Organisation. Der Bestecher stellte sich vor, dass wir eine Verbindung zu den Deutschen haben müssten und dass er sich so, falls sein belgisches Fohlen sich das Bein brechen sollte, vor einem Rückschlag schützen könnte.
Natürlich steckte dieser Geldgeber den Finger bis zum Schulterblatt in die Wunde. Wir hatten nichts mit den Deutschen zu tun, wir hatten nie einen Pfennig von ihnen erhalten oder irgendeine Art von politischer Beratung. Es ist wahr, dass die Deutschen 1937 wenig Interesse an Belgien hatten. Aber die deutschen Fabriken des unvorsichtigen Finanziers machten Millionen von Mark Gewinn. Er hatte keine Lust, sie zu gefährden, indem er Van Zeeland unvorsichtigerweise mit Wasser versorgte. Er glaubte, dass er sich mit den anderen sechs Millionen, die er an Hitlers junge Männer zahlte, auf der Seite desjenigen entlasten würde, der die Nazihähne kontrollierte, durch die seine üppigen Dividenden flossen. Kurzum, die internationale Finanzpolitik in all ihrem Zynismus!
Das gesamte goldene Gesindel der Hochfinanz zeigte einen solch verzehrenden Eifer.

Q. — Vermuteten Sie diese Absprachen zwischen Van Zeeland und der Hochfinanz?

R. — Ich fragte mich ständig: Warum sind diese Verbrecher so eng mit Van Zeeland verbunden? Es war seltsam. Er spielte den gesitteten, integren Techniker. Aber wenn er nicht von der Politik und der Finanzwelt gefesselt war, warum setzte sie dann so sehr auf ihn?
Wenn er jedoch gefesselt war, inwiefern und wie konnte er gefesselt sein? Das Geheimnis war groß. Wenn wir es damals hätten lüften können, wenn wir gewusst hätten, was wir sechs Monate später erfahren würden, wäre Van Zeeland trotz seiner zig Millionen aus der Großfinanz wie eine Kirmesrakete in der Luft zerbröselt. Aber wir wussten nichts.
Van Zeeland, der gerne weinerlich war und öffentlich seine leeren Taschen umdrehte, wagte es sogar, mitten in der Abgeordnetenkammer den Pelikan zu spielen, der dazu verurteilt war, sich die Flanke aufzureißen, um seine Kinder zu ernähren. Wie sollen diese armen Kinder ernährt werden?
"Gott wird dafür sorgen", hatte er die Frechheit zu sagen, dass er jammerte. Dieser weinerliche Vater hatte keineswegs darauf gewartet, dass Gott für sauberes Wasser und Nahrung für seine Kinder sorgen würde. Er selbst hatte sich darum gekümmert und noch viel mehr, wie wir sehen werden. Aber am Vorabend dieses Wahl-Referendums wussten wir nichts von den Bankräubereien, die ihm die Taschen gefüllt hatten. Van Zeeland — der später zu van Zeeland mit einem kleinen adligen "v" werden und sich zum Vicomte ernennen lassen würde — gehörte zur Mafia der Hochfinanz. Er war einer der großen, getarnten Profiteure. Es waren gewissermaßen seine Kollegen, die ihm die Millionen aus der Gehirnwäsche zukommen ließen, während Van Zeeland den reinen, selbstlosen, fast armen Mann spielte und von den Dummköpfen gefeiert wurde und gleichzeitig von den wildesten politischen Agitatoren unterstützt wurde.

Q. — Hatten Sie nicht zumindest einen erheblichen Vorteil gegenüber Van Zeeland, der kein öffentlicher Redner war, mit Ihrem rednerischen Talent, Ihren Meetings und Ihren Fähigkeiten als Anführer?

R. — Ich habe jeden Abend 10.000, 20.000 Menschen umgewälzt. Aber an jedem Eingang zu meinen Versammlungen — meine einzige Waffe gegen die Millionenströme — standen die Kommunisten mit Seilen, an deren Ende Bleikugeln befestigt waren. Diese Bleikugeln schlugen auf die Köpfe der Menschen, die hereinkamen. Jeden Abend wurden fünfzig oder sechzig Verwundete in unsere Zentrale gebracht. Das war demokratische Freiheit! Das war Wahlfreiheit, als die Hochfinanz, um ihr diktatorisches Geld zu verteidigen, das Geld für die Bezahlung der Moskauer Schläger bereitstellte.
Es blieb keine andere Möglichkeit, uns nicht alle abschlachten zu lassen, als mit den gleichen Argumenten zu antworten. Ich ließ die Dienste der beeindruckendsten Schläger aus dem Volksviertel "Marolles" in Brüssel anmieten. Man nannte sie die "veuchters", die auf den Bällen die Störenfriede aus dem Weg räumten. Einer von ihnen, der aus dem Payottenland stammte und den Spitznamen "Lange Rie" trug, war zwei Meter groß, kam in Holzschuhen und mit einem schwarzen Hund unter dem Arm und verbreitete Angst und Schrecken. Ich wandte mich an diese Spezialisten. Jeder bekam 100 Franc bei jeder Versammlung, um unsere Angreifer zu verprügeln. Innerhalb einer Woche waren die marxistischen Kommunisten — Janitscharen von Herrn Van Zeeland — mit Zähnen wie feiner Kies und geschundenen Hinterteilen liquidiert oder tummelten sich bäuchlings im Krankenhaus.

Q. — Wie reagierte die Bevölkerung?

R. — Die Atmosphäre des Wahlkampfes wurde von Tag zu Tag angespannter. Wir wurden vom Geld erdrückt. Aber wir kämpften uns durch alles hindurch, versammelten riesige Menschenmengen in unseren Versammlungen und gewannen offensichtlich. Am letzten Donnerstag vor den Wahlen musste die Regierung feststellen, dass die Prognosen ihrer Dienststellen mich als wahrscheinlichen Sieger auswiesen. Ich hatte den Palais des Sports fast jeden Abend besetzt. Das Ergebnis würde sicherlich sehr beachtlich sein.
Alle Parteien hatten sich zusammengeschlossen, den Regierungschef selbst in den Vordergrund gestellt und während des gesamten Wahlkampfes die Mikrofone für sich allein beansprucht. Sie hatten das absolute Monopol mit einer höhnischen Missachtung des Rechts des Gegners für sich beansprucht. Während dieser zehn Wochen war es mir nicht erlaubt, auch nur eine Sekunde von den Radiohörern gehört zu werden!
Van Zeeland hatte sich außerdem, wie bereits erwähnt, die Exklusivrechte an den Plakatwänden gesichert, die zu einem hohen Preis gekauft worden waren. Die Millionen der Hochfinanz flossen. Die Kommunisten versuchten, das Publikum unserer Versammlungen zu terrorisieren. Alles, alles war versucht worden, um uns zu zerschlagen.

Mein Plan würde dennoch triumphieren. Die Regierung konnte ihre Panik kaum verbergen. Der Erfolg am Sonntag, dem 11. April 1937, würde so groß sein, dass mein Sieg, ergänzt durch die von mir vorbereiteten Kundgebungen, den Laden in Luft auflösen würde. Dies war die Situation auf dem Schlachtfeld zwei Tage vor der Abstimmung.
Damals kam es in letzter Minute zu der großen Affäre um Kardinal Van Roey, als das politische Regime sah, dass es in die Luft geblasen und in die Wüste geschickt werden würde.

Q. — Es wurde viel über die Intervention von Kardinal Van Roey gesprochen. Wie erklären Sie sich den Schlag mit dem Gewehrkolben, den er Ihnen versetzte?

R. — Kardinal Van Roey war, wie ich bereits erklärt habe, ein mittelalterlicher Prälat, ein einfacher Höhlenbewohner, der für das Musée Grévin der Vorgeschichte bestimmt war. Er roch schlecht und sagte nie etwas.
In weniger debilen Zeiten hätte er die Ungläubigen mit einer Axt niedergemetzelt, mit einer Begeisterung ohne Risse. Er hätte den Savonarola, der ich in seinen Augen ein Großinquisitor war, gerne auf einem gut gefüllten Scheiterhaufen auf dem Platz seiner Erzdiözese Mechelen aufstellen lassen.
Der Innenminister, du Bus de Warnaffe, genannt Gugusse de Warnaffe, wurde von seinen besorgten Kollegen beauftragt, den Kardinal in Mechelen aufzusuchen, um von ihm eine Intervention in letzter Minute zu erhalten. Du Bus-Gugus war ein schmaler Bondieusard mit zerknitterten und aufgedunsenen Gesichtszügen. Ohne Zweifel hatte der Heilige Geist ihn nicht begünstigt. Er war schnippisch und hinterhältig, wie alle dummen Landstreicher. Er war am Donnerstagabend von der Regierung nach Mechelen katapultiert worden. Am Freitagmorgen kehrte er zurück, um den Kardinal, der noch zögerlich war, dazu zu bringen, sich in den Wahlkampf einzumischen.

Q. — Ahnten Sie, dass Sie verurteilt werden würden?

R. — Eine solche Intervention war bis dahin für alle undenkbar gewesen. Ich selbst hatte am Mittwoch im Sportpalast bei einer Veranstaltung zum Thema "Rex und die spirituellen Werte" gesagt: "Wir sind zwei politische Kandidaten, die sich in einem rein parlamentarischen Kampf gegenüberstehen. Van Zeeland behauptet, er sei katholisch. Im besten Fall sind wir also religiös auf dem gleichen Stand. Außerdem werden religiöse Prinzipien bei dieser Wahl in keiner Weise in Frage gestellt. Die Religion hat also nichts mit diesem persönlichen politischen Kampf zu tun. Warum sollte Mechelen sich darin verirren? Mechelen wird nicht sprechen.
Für alle war dies eine Selbstverständlichkeit.
Aber du Bus hatte den Kardinal zwei Tage lang mit einem sehr positiven Argument belästigt: "Wenn Sie nicht eingreifen, wird Degrelle gewinnen!".
Die Eminenz schielte zu seinem Kolben, sehr versucht.
Aber das wäre doch etwas zu viel des Guten. Einen politischen Kandidaten am Vorabend einer Wahl mit dem Gewehr zu schlagen! Ein Erzbischof würde sich in den Wahlkampf einmischen und den Volkswillen verfälschen! Hunderttausende von Wählern daran hindern, frei zu wählen!
Nun scheint es absolut undenkbar, dass z.B. ein Kardinal in Paris am Vorabend der Präsidentschaftswahlen einen Kandidaten verurteilt und den Bürgern verbietet, für Herrn Giscard d'Estaing oder Herrn Mitterrand zu stimmen, "bei Strafe der Todsünde".
Am 9. April 1937 in Belgien war es jedoch so: An diesem Freitag schlug mir der Kardinal mit einem phänomenalen Stock ins Gesicht.
Er und Minister Gugus de Warnaffe hatten ihren Schlag mit teuflischer Raffinesse geplant. Teuflisch, diese beiden heiligen Männer, die sich in frommer Heuchelei üben!

Q. — Wie gingen sie vor?

R. — Sie werden sehen. Es wurden Vereinbarungen mit der belgischen Post getroffen, die die Zustimmung aller Parteien erhielten: Am Freitag um 5 Uhr abends würde die Verteilung jeglicher Wahlpropaganda eingestellt werden. Die Propaganda würde um 17 Uhr enden. Für die Presse war jedoch nichts vorgesehen.
Um Punkt siebzehn Uhr brachte der Kardinal in einem großen journalistischen Tumult sein Papier heraus. Damit wurde es für eine Bewegung wie die unsere, die nur über eine Tageszeitung verfügte, automatisch völlig unmöglich, wirksam zu reagieren. Die 52 Zeitungen des Regimes hingegen veröffentlichten sofort die Verurteilung des Erzbischofs ex cathedra unter riesigen Überschriften auf ihrer ersten Seite und in

Sonderausgaben, die von ihren Lieferwagen an alle Kioske verteilt wurden. Sie überschwemmten die Wähler mit ihren Millionen von Exemplaren.
Die Verurteilung war vollständig.
Erstens: Verbot, für mich zu stimmen. Zweitens: Verbot, leer zu wählen. Den Katholiken in Brüssel war es nicht einmal erlaubt, sich der Stimme zu enthalten! Sie mussten, unter Androhung der Sünde, für den anderen stimmen!
Es ist schwer, sich einen skandalöseren Druck auf das Gewissen und eine skandalösere Unterdrückung der Wahlfreiheit vorzustellen. Und das nur wenige Dutzend Stunden vor dem letzten Wettbewerb! In der heutigen Zeit wäre eine solche kirchliche Einmischung nicht mehr zulässig und würde Empörung, einen Skandal und zweifellos sogar rechtliche Schritte nach sich ziehen. Im Jahr 1936 gab es diese klerikal-politischen Sitten noch und ich war das öffentliche Opfer mit einem zerschmetterten Schädel.

Q. — Wie haben Sie reagiert?

R. — Ich wollte an diesem Abend trotzdem meine letzte große Kundgebung in Brüssel abhalten. Da es der Vorabend des St. Leon-Tages war, kamen Hunderte von Kindern in einem Zug zur Tribüne, jedes mit Blumen. So viel Reinheit im Gegensatz zu so viel Dunkelheit der anderen!
Als Katholik konnte ich mich moralisch nicht gegen die Autorität der Kirche stellen, auch wenn diese unter so empörenden Bedingungen ausgeübt wurde.
Paul de Mont, unser großer flämischer Führer, sagte zu mir in dem Moment, als wir den Text des Kardinals sahen und vor Empörung erstickten: "Leo, wir müssen es gut sein lassen! Sie müssen im Sportpalast erklären, dass Sie nicht mehr mitspielen, dass Sie sich weigern, weiter an einer Wahlkampagne teilzunehmen, die völlig verfälscht ist! Das war logisch, aber es war nicht durchführbar. Ich konnte nicht Tausende und Abertausende von ungläubigen Rexisten dazu zwingen, vor den untragbaren Ukas eines politischen Kardinals zu kapitulieren. Ich blieb also trotz allem auf der Bresche, einer Bresche, die tödlich mit einem Gewehrkolben eingeschlagen wurde! Das wäre nur noch eine Ehrenrettung!
Dank dieses erzbischöflichen Kreuzes, wie man sich gut vorstellen kann, gewann Van Zeeland.
Sein Sieg war jedoch relativ. Ich erhielt immerhin zwanzigtausend Stimmen mehr als Rex weniger als ein Jahr zuvor, am 24. Mai 1936. Ich hatte unser Ergebnis um 40% erhöht: 70.000 statt 50.000 Stimmen. An sich war dies ein interessantes Ergebnis. Aber unser Ziel war nicht erreicht worden. Van Zeeland hatte die Mehrheit der Stimmen gewonnen und saß immer noch an der Macht. Wir waren vorangekommen, aber wir waren zurückgegangen, da uns der Weg versperrt war.

Q. — Was ist mit Ihren Verbündeten?

R. — Die beiden katholischen Führer, der der Flamen, Gustav Sap, und der der Wallonen, Graf d'Aspremont-Linden, waren im Grunde, wie echte Berufspolitiker, Opportunisten. Sie dachten, wie alle ihre Altersgenossen, in erster Linie an Marokko.
Über die Ministerposten würde nicht ich verfügen, sondern Van Zeeland, der sie verteilen würde! Für unsere beiden geheimen Verbündeten vom Vortag ging es also darum, schnell und flexibel die Jacke zu wechseln und das Halfter des Siegers um den Hals zu hängen.
Für Van Zeeland war es egal, ob diese oder andere in seiner neuen Regierung. Sie alle waren auf jeden Fall nur Gefährten! Indem er sie an die Ringe seines Stalles band, nahm er ihnen jeden Gedanken daran, wieder auf unsere Weiden zurückzukehren.
Wir anderen hätten sie ohne übermäßige Illusionen benutzt. Sie hätten uns die Türen zur parlamentarischen Mehrheitskontrolle geöffnet und ein weiteres Sprungbrett für die Eroberung der Volksmehrheit geboten. Aber wir kannten die Art der Lepra, die alle Parteien zerfrisst. Rex wollte sie alle liquidieren, egal ob rot, gelb oder blau. Sie waren alle Brutstätten von Intrigen, persönlichen Fehltritten, Instabilität, Inkompetenz, Bettpfannen für Spaltungen, Rivalitäten, Geschäftemacherei und Korruption. Wir hätten sie in die Kloaken der Senne, dem schlammigen Fluss von Brüssel, geleert und sie durch eine starke und unzerstörbare direkte Macht ersetzt, die direkt von der Nation beaufsichtigt wird. Van Zeeland reichte Sap und d'Aspremont-Linden — die alles getan hatten, um ihn zu stürzen! — Sie schossen schnell wie Ukeleien auf die demokratische Made zu, die sich um den Haken herum verrenkte.
Das war normal. Politiker arbeiten nur im Hier und Jetzt. Und das Unmittelbare war nicht mehr ich.
Eine verlorene Schlacht, wie de Gaulle sagte, bedeutet nicht, dass man den Krieg verloren hat. Ohne Verzögerung wollten wir wieder angreifen. Aber der Himmel über Europa wurde immer dunkler. Wir spürten das Ausmaß unserer Niederlage: eine große Chance, friedlich und schnell zu siegen, war verpasst worden.

KAPITEL 12
DER SKANDAL DER NATIONALBANK

Der "Topf" von Herrn Van Zeeland — Tote, die nicht starben — Totales Schweigen der demokratischen Presse — Degrelle lässt den Skandal im Gebäude der Nationalbank selbst auffliegen — Tausende rexistische Besen stürmen — Offizielle Bestätigung des Raubüberfalls — Fünf Komplizen von Van Zeeland begehen Selbstmord — Der Premierminister fliegt für immer in die Luft — Eine Versammlung von 65.000 Rexisten — Alles blieb möglich.

Q. — Herr Van Zeeland ist der neue belgische Regierungschef. Er hat Sie geschlagen. Wie gelang es Ihnen im selben Jahr, ihn ebenfalls zu stürzen?

R. — Es gab ein großes Ereignis, das uns noch im selben Jahr schnell wieder auf die Beine brachte: der Sturz von Van Zeeland, der mir am Wahlabend des 11. April 1937 mit Hilfe des Stabes des Kardinals den Weg versperrt hatte.
Ich hatte in ihm den Verbündeten Nummer eins der silbernen Kräfte vermutet, als ich sah, wie großzügig diese ihn unterstützt hatten. Kaum war die Wahl von Van Zeeland vorbei, konnte ich ihn in die Zange nehmen. Der Skandal, der einige Monate zuvor stattgefunden hatte, hätte Van Zeeland radikal daran gehindert, gewählt zu werden oder überhaupt zu kandidieren.
Hören Sie sich das an. Dieser Mann war zuvor Gouverneur der Nationalbank gewesen. Dort hatte er eine verblüffende biologische Behandlung erfunden, die Tote am Leben erhielt. Die besten Ärzte hatten tausende Jahre lang vergeblich versucht, dieses Ergebnis zu erzielen, aber er, Van Zeeland, hatte es geschafft. Seine Toten starben nicht. Zumindest nicht vollständig. Wenn ein hohes Tier in der Nationalbank starb, hielt Van Zeeland ihn einfach am Leben. Nicht indem er ihn in einen Kühlschrank stieß, sondern indem er ihn in der Buchhaltung am Leben erhielt, was viel wichtiger war. Als ob nichts Makabres geschehen wäre, wurde der Tote am Ende eines jeden Monats weiterhin auf der Gehaltsliste aufgeführt.
Und wer steckte die Bezüge in ihre Taschen? Die trauernde Witwe? Auf keinen Fall! Es waren Van Zeeland und seine Hauptkomplizen, die das Geld in ihre Taschen schickten! Sie hatten etwas geschaffen, das sie wunderbar "den Topf" nannten. Jeden Monat wurden die wertvollen Behandlungen der lieben Verstorbenen in den Topf eingezahlt und anschließend brüderlich geteilt.
Es war schon ein wenig übertrieben: Herren, die enorme Gehälter erhielten, die höchsten des Landes, wurden zu allem Überfluss auch noch zu Nekrophagen! Sie aßen am Ende eines jeden Monats einen Toten als zusätzliches Gericht.
Ich stolpere darüber. Ich entdecke schnell das Räderwerk dieser Plünderungen. Ich berichtete über den zugegebenermaßen ungewöhnlichen Skandal in meiner Zeitung, Le Pays réel (Das wahre Land), die von der großen flämischen rexistischen Zeitung De Nieuwe Staat (Der Neue Staat) verdoppelt wurde. Los geht's! Jeden Tag schmücke ich die erste Seite meiner Zeitung mit meinen Enthüllungen. Was ist die Auswirkung? Nicht einmal ein Echo! Ich sah, wie die neue Methode, die gegen mich erfunden wurde, mit raffinierter Heuchelei angewandt wurde. Sie wird auch heute noch, nach Jahrzehnten, angewandt: Jedes Mal, wenn ich eine unangenehme Enthüllung mache, zieht sich der Gegner zurück und schweigt.
Auch hier blüht die Farce der Pressefreiheit. Wenn alle lautstark demokratischen Zeitungen schweigen, dann deshalb, weil jemand von außen befiehlt, dass die Zeitungen schweigen sollen. Absolute Stille ist angesagt! Keine einzige Zeile, wo auch immer!
Das war im Sommer 1937 das Schicksal meiner ersten Enthüllungen über die Affäre der goldenen Leichen von Herrn Van Zeeland.

Q. — Und doch, wenn ich der damaligen Presse glauben darf, haben Sie es geschafft, diese Barriere des Schweigens zu durchbrechen.

R. — Es gab nur einen Weg: Man musste den Skandal zu den Empfängern des "Topfes" bringen, in ihr eigenes Haus, zur "Nationalbank" selbst.
Aber wie sollte man dort eindringen? Die Verstecke der großen Finanzpaschas sind bekanntlich verbarrikadiert! Um an einer Generalversammlung der "Belgischen Nationalbank" teilzunehmen, musste man persönlich dreißig Aktien besitzen. Wer besitzt dreißig Aktien, wenn nicht solide Bürger und die Handlanger der Finanzbanden?

Diese Aktien kosteten jeweils mehrere tausend Franken. Woher sollte man das Geld nehmen, um sie zu kaufen?
Dennoch mussten wir uns auf den Weg machen. Ich unternahm eine Rundreise durch Belgien, um meine wichtigsten Führungskräfte auf Trab zu bringen: "Sie müssen sich um jeden Preis durchschlagen, eine bestimmte Anzahl Ihrer Freunde dazu bringen, eine oder mehrere dieser Aktien zu kaufen, so dass Sie zu dem Zeitpunkt, an dem ich Sie rufe, dreißig davon zur Verfügung haben. So sprach ich mit jedem einzeln, ohne dass er ahnte, dass ich anderen die gleiche Empfehlung gab.
"Dreißig Aktien! Sie können sie später wieder verkaufen, aber Sie müssen unbedingt 30 Aktien besitzen, wenn ich Sie anrufe!"

Q. — Hat es funktioniert?

R. — Ich brachte dreißig sichere und diskrete Aktivisten zusammen, von denen jeder dreißig Aktien besaß. Auch ich hatte 30 Aktien erworben. Und als der Tag der Generalversammlung kam, standen wir dort in der Nationalbank und bildeten einen beeindruckenden Block von einunddreißig in dieser dünnen Versammlung von Mogulen und Gagas.
Wir blieben eine Woche lang dort, waren die absoluten Herrscher der Baracke und brachten einen schrecklichen Skandal ins Rollen. Eines Tages sprach ich acht Stunden lang.
Natürlich hatte die sogenannte "freie" Presse vom ersten Tag an jede Berichterstattung mit einem Bleideckel versehen. Um meine Enthüllungen wirklich öffentlich zu machen, rief ich in "Das wahre Land" unsere Anhänger auf: "Kommen Sie und massieren Sie sich unter dem Balkon der Nationalbank". Ich ließ Lastwagen mit Besen in die Nähe bringen. Mehrere tausend unserer Demonstranten bewaffneten sich sofort mit diesen rachsüchtigen Instrumenten!
Ich öffnete die Türen des Balkons auf der Etage der Nationalbank weit. Ich rief die Menge lautstark an. Zwei Stunden lang gab es auf dem Platz und in allen umliegenden Straßen eine Schlägerei. Der öffentliche Skandal war so laut, er hatte so viele Menschen in Bewegung gesetzt, Demonstranten, Polizisten und Passanten, dass die Presse dieses Mal darüber berichten musste, weil die Schlägerei vor den Augen der Bevölkerung stattfand, mitten in der Hauptstadt, zwischen den von überall her herbeigeschafften Polizisten und unseren Tausenden von Reinigungskräften, die wunderbar lautstark waren! Auch die Stille wurde weggefegt. Gefegt war das richtige Wort, da wir in einem lauten Tohuwabohu mehrere tausend Besen, die Symbole des Rexismus, eingesetzt hatten!

Q. — Und das belgische Publikum?

R. — Hatten wir Recht oder nicht? Die Öffentlichkeit war begeistert. Einige Tage später musste selbst der Finanzminister, Henri de Man, in einer öffentlichen Erklärung zugeben, dass die Geschichte mit dem Geldtopf, dem Geld der Toten, das Van Zeeland und sein Team eingesteckt hatten, absolut wahr war!
Die Enthüllung nahm innerhalb weniger Stunden sensationelle Ausmaße an.
Gegenüber diesen allmächtigen Bankstern musste ich gnadenlos sein. Ich tauchte die Köpfe aller Diebe bis auf den Grund ihrer stinkenden Badewanne, bis auch die letzte faulige Luftblase an die Oberfläche gestiegen war. Da sie sich verloren fühlten, begingen fünf der sechs Schuldigen Selbstmord, darunter auch Franck, der ehemalige Chef der "Nationalbank".
Da er Staatsminister war, wurde ihm lustigerweise ein Staatsbegräbnis gewährt. Tausende von Rexisten wollten sich die Feierlichkeiten nicht entgehen lassen und folgten dem Zug voller Elan. Die diensthabende Militärmusik begann spöttisch mit der Modemelodie "Das haben wir noch nie gesehen" und auf dem Rückweg mit noch größerem Erfolg "Alles ist in Ordnung, Frau Marquise.", das von unseren fröhlichen Kameraden im Chor mitgesungen wurde.
So starb der Jackpot ohne übermäßigen Ruhm und wurde begraben.

Q. — Was ist mit Herrn Van Zeeland?

R. — Van Zeeland wurde durch die Explosion in die Luft gehoben und stürzte mit einem lauten Knall auf die Beete der Macht. Es war vorbei. Er war nicht mehr Premierminister und er würde es auch nie wieder werden. Aber stellen Sie sich vor: dieser weinerliche Plünderer, dessen fünf Komplizen sich die Köpfe wegblasen, war sechs Monate zuvor der große Held der Demokratie gewesen! Er war der Gewählte der Gewählten! Er wurde von Kardinal Van Roey Hunderttausenden von Wählern unter Androhung der Todsünde

aufgezwungen! Derjenige, den man nach seinem Gewissen wählen musste! Man durfte sich nicht einmal enthalten! Sonst würde man im ewigen Feuer schmoren!
Solche Skandale, gefolgt von derart verblüffenden Schlussfolgerungen, beeindruckten die guten Menschen. Sie waren betrogen worden, besessen! Für viele von ihnen war es klar! Überall ging es für uns bergauf.
Ich nutzte meinen Vorteil und organisierte am 12. Juli 1938 die größte meiner Versammlungen vor den Toren Brüssels, in Lombeek, wo der Gemeinderat vollständig rexistisch war. Ich sprach mehr als 65.000 Menschen an, die alle zahlten. Fünfundsechzigtausend Menschen, deren Zahl die "demokratischen" Zeitungen sofort zu reduzieren versuchten, zur Verwirrung der Lügner — denn die Vizinalbahngesellschaft veröffentlichte eine Mitteilung, dass sie fünfundsechzigtausend Fahrkarten an unsere fünfundsechzigtausend Kongressteilnehmer ausgestellt hatte. Ganz zu schweigen von den Tausenden von Rexisten, die mit Autos und Bussen anreisten!
Diese riesige Menschenmenge zog begeistert durch den Ort. Ich hatte die Öffentlichkeit wieder unter Kontrolle. Alles war noch möglich.

ZWEITER TEIL
DER UNMÖGLICHE FRIEDEN

KAPITEL 13
DEGRELLE UND DIE NEUTRALITÄT

Der große Kampf der Demokratien und des Faschismus — Die Volksfront von M. Blum. Blum — Die "Frente populär" — Der demokratische Bankrott — Kriegstreiberei — Belgische Neutralität — Degrelle und Frankreich — Rex' Unabhängigkeit — Die Propaganda der Kriegstreiber — Hitlers Druckerpressen — Die Historiker der Lüge — Degrelles Kontakte zu anderen Ländern — Degrelle zu Gast bei Mussolini — Portrait des Duce — Verbrüderung — Wie Mussolini Degrelle 1936 vor einer Verurteilung durch den Vatikan rettete.

Q. — Abgesehen von diesen innenpolitischen Problemen, wie reagierten Sie auf die großen europäischen Unruhen, die ab 1937 alle Daten der internationalen Politik auf den Kopf stellen sollten?

R. — Zu Beginn hatte der Rexismus — und das erscheint im Nachhinein seltsam — keine außenpolitischen Positionen bezogen. Dies zeigt, wie wenig man sich zu dieser Zeit um die globalen Probleme kümmerte. Jeder beschränkte seine Aktivitäten auf die Grenzen und Interessen seines kleinen Territoriums. Wenn man die Programme, die während unserer großen Kampagne 1936 veröffentlicht wurden, und die Protokolle meiner Versammlungen liest, stellt man fest, dass internationale Politik nie ein Thema war. Dieses Problem wurde nicht angesprochen, weil es für die breite Öffentlichkeit nicht existierte. Belgien hatte nur einfache Beziehungen zu seinen Nachbarn.
Aber ab dem Sommer 1936 entstand eine riesige Unruhe, die von Tag zu Tag stärker wurde. Sie wurde vor allem vom Frankreich der "Volksfront" unter der Führung des marxistischen Israeliten Léon Blum geschürt, der wie alle seine Glaubensbrüder einen fast viszeralen Hass auf das Hitlerregime empfand.
Bei ihm war es nicht mehr die Politik, sondern die Rasse, die ihn blind und seit langem beschäftigte, so dass er 1932 den Sturz Hitlers ankündigte und ihn als gegeben ansah, nur wenige Monate bevor sein Erzfeind am 30. Januar 1933 an die Macht kam.
Der Mann war intelligent, aber der Name Hitler entstellte sein scharfes Gesicht mit den kleinen, von Abneigung geprägten Augen und verzerrte seinen schmalen Körper.
Man darf nie vergessen, dass bereits im März 1933 die repräsentativsten jüdischen Organisationen in London und den Vereinigten Staaten die Welt zum heiligen Krieg gegen Hitler aufgerufen hatten, noch bevor ein einziger Jude aus dem Reich vertrieben worden war.
Auch das republikanische Spanien der "Frente Popular" war bis Juli 1936 von marxistischem Hass geprägt und hatte nichts anderes im Sinn, als alles Bürgerliche und Pfarrer zu liquidieren und alles zu verbrennen, was an die Kirche und das geistliche Leben erinnern könnte.
Gesellschaftlich hatte die "Frente Popular" seit langem verloren. Sie hatte dem Proletariat weder materiell noch moralisch etwas Wesentliches gebracht. Der spanische Arbeiter war trotz fünf Jahren Marxismus in seinem Elend gefangen geblieben. Ein Buchdrucker wie Carrillo, der spätere kommunistische Führer, verdiente, wie er selbst zugab, im Alter von 20 Jahren zwei Peseten pro Tag. Überall, immer, brach der Marxismus wirtschaftlich zusammen und scheiterte vollständig. Nirgendwo hat er sein Experiment zu Ende geführt. Weder vor dem Zweiten Weltkrieg noch danach. Seine kaskadenartigen Fehlschläge zwischen 1930 und 1940 führten unweigerlich zur Unzufriedenheit der Massen, die nach neuen Formeln suchten, in denen Ordnung, Autorität, Dauer, Führungsstärke und patriotischer Eifer nicht unvereinbar mit mächtigen sozialen Zielen waren.

Q. — Was ist Ihre Position in diesem Konflikt?

R. — Der große Konflikt Faschismus-Demokratie wurde seit 1945 unter unverschämt falschen Bezeichnungen ausgetragen. Die alten, sklerotischen Regime der Vorkriegszeit waren keine Demokratien mehr. Alle waren gentrifiziert und gleichzeitig anarchisch, was von jungen nationalen und sozialen Kräften, die in allen Ländern entstanden waren, energisch untergraben wurde.
Die fälschlicherweise als "demokratisch" bezeichneten Parteien, die überall in Skandale verstrickt und von seniler Sterilität geplagt waren, wollten die neuen Regime torpedieren, obwohl sie demokratisch aus dem Willen des Volkes hervorgegangen waren.

Um an ihren sinnentleerten Marotten festzuhalten, die die Massen nicht mehr wollten, waren sie bereit, jede Art von Lügenkampagne, Provokation und sogar die Schrecken eines europäischen Bürgerkriegs zu nutzen. Wir würden es 1939 sehen.
Für uns war eines schnell klar: Wenn es zu einem großen deutsch-englisch-französischen Konflikt kommen sollte, dann würde er in Belgien, dem Land so vieler großer militärischer Schocks des Westens, ausbrechen. Wenn die verschiedenen "Volksfronten", die antifaschistischen Formationen und die pro-zionistischen Bewegungen ihre kriegerischen Schachfiguren nach vorne treiben wollten, würde der Tod vor allem unser Land treffen. Wenn Hitler-Deutschland sich dagegen zur Wehr setzen wollte, würde seine Antwort — oder sein Präventivkrieg — auch auf uns fallen.
Am 4. August 1936, dem Jahrestag des Ersten Weltkriegs, schrieb ich: "Ich verfluche euch, ihr vier August der Welt! Nie wieder Kriege auf unserem Boden! Vor allem keine Kriege, um die alten, übermütigen Pferde der bankrotten Demokratien auf der Bahn zu halten. Wir wollten nicht, dass unsere Jugend in den Pferdeäpfeln ihrer gehetzten Pferde zugrunde geht! Neutralität! Neutralität! Nicht eine Fingerspitze im Getriebe eines "sinnlosen und schwachsinnigen" Krieges, wie ihn der belgische Sozialistenführer Spaak nach dem Debakel im Juni 1940 selbst bezeichnete.

Q. — Wie definieren Sie Ihren Neutralismus? Wie war Ihre Haltung gegenüber Frankreich?

R. — Wer war für die Kriegstreiber in Belgien vor allem ein Hindernis für ihre Machenschaften? Das war Rex. Und vor allem war ich es.
Wenn ich an die Macht käme, würde ich, so war ich fest entschlossen, das Radio mit maximaler Macht einsetzen. Jeden Tag würde ich die Kriegstreiber bekämpfen, ich würde mich vor allem in der französischen Öffentlichkeit dafür einsetzen, den Mordplan der Pseudodemokratien zu durchkreuzen, die, um ihre verfälschten, von den Massen abgelehnten Parteien zu retten, bereit waren, die europäische Ruhe in die Luft zu sprengen.
Als die Kriegsgefahr ab Herbst 1936 enorm zunahm, waren wir Rexisten bestrebt, die führende Kraft zu sein, die Belgien zu einer strikten Neutralitätspolitik führte, die nach einigen Monaten in eine Staatspolitik umgewandelt wurde.
Der belgische König und sogar einige Nationalsozialisten wie Spaak empfahlen und befürworteten diese Haltung ebenso wie wir. Dies bedeutete natürlich eine komplette Veränderung der internationalen Politik Belgiens.

Q. — Eine Veränderung in welcher Hinsicht? War Belgien nicht neutral?

R. — Belgien war bis dahin militärisch an Frankreich gebunden. Die rexistischen Abgeordneten stimmten für die Aufhebung des französisch-belgischen Militärabkommens. Niemand außer mir wurde zu irgendeiner Art von Feindseligkeit gegen das Französische gedrängt. Es ist bekannt, dass ich seit Jahrhunderten einer französischen Familie angehöre. Meine Kultur ist französisch. Ich habe ein französisches Temperament. Aber ich wollte mein Land nicht in den Wahnsinn eines sogenannten demokratischen Krieges stürzen, nur um der schönen Augen einiger mehr oder weniger französischer Kriegspolitiker willen, von denen viele weniger als mehr sind.
War die Kriegspolitik von Blum und einigen Politikern, die ihn umgaben, überhaupt im Einklang mit den französischen Interessen? Viele der Kriegstreiber des Westens waren gerade erst aus Polen gekommen. War ihr Krieg für die Beauce oder die Provence notwendig? Riskierte er nicht vielmehr, das tausendjährige Wunder Frankreichs in Lebensgefahr zu bringen? Und ganz Europa mit ihm!
Als Franzose hätte ich sie in Paris genauso hart bekämpft, wie ich sie in Brüssel bekämpft habe. Sie war für uns alle Europäer ein absolutes Übel.

Q. — Wenn es um Kriegstreiber geht, scheinen Sie den wichtigsten Mann zu vergessen: Adolf Hitler.

R. — Hitler vereinte — von Saarbrücken bis Wien — alle Deutschen. Und wenn schon... Wenn sie sich einig waren — und sie waren es — was geht uns das an? Es war offensichtlich, dass Hitler keinen Krieg im Westen wollte. Dieser Raum, der von Natur aus unassimilierbar war, war für ihn uninteressant. Er hätte niemals einen Franzosen zu einem Deutschen gemacht, und er wusste das.
Im Gegensatz dazu war er ganz auf den Osten ausgerichtet. Auf den Kommunismus, den es zu beseitigen galt. Auf das fruchtbare Land, das es zu erobern und urbar zu machen galt, während 200 Millionen Russen, die seit 1917 von den Sowjets überrollt worden waren, nach Europa zurückgebracht werden sollten.

Wenn man davon überzeugt war, dass das demokratisch gewählte Oberhaupt Deutschlands einen Expansionsdrang hatte, dann musste man ihn genau nach Osten lenken! Und sogar drängen! Anstatt ihn ständig im Namen eines Westens zu provozieren, der ihn politisch und wirtschaftlich in keiner Weise anzog und den er eindeutig aufgegeben hatte, ob es sich nun um Elsaß-Lothringen, Eupen-Malmedy oder das Trentino handelte, und den Siegern von 1918 ihre fette Beute zu überlassen. Als wir Rexisten uns den Kriegstreibern entgegenstellten, handelten wir also keineswegs aus Frankophobie. Aber wir wollten keinen Krieg, wir wollten keinen Krieg im Westen, erstens, weil wir ihn für eine selbstmörderische Absurdität hielten, und zweitens, weil der Krieg insbesondere für Belgien, das quer auf dem Weg lag, katastrophaler als für jedes andere Land sein konnte.
Es war sein Territorium, auf dem sich alle gegenseitig die Teller um die Ohren hauen würden. Sie würde mehr als jeder andere für das zerbrochene Geschirr bezahlen.
Wir hatten absolut nichts von einem Krieg zu gewinnen. Und alles zu verlieren. Die Deutschen konnten etwas gewinnen. Die Franzosen konnten etwas gewinnen. Die Belgier konnten überhaupt nichts gewinnen, sie konnten nur verprügelt werden. Sie würden mit tränenden Augen, einem verwüsteten Land und einer leeren Brieftasche herauskommen. Das offensichtlichste Interesse Belgiens bestand also darin, alles zu tun, um den Frieden zu erhalten.
Wenn andere um jeden Preis auf die Schnauze fallen wollten, dann sollten sie es woanders tun, am besten in ihrem eigenen Land. Sie sollten die Kastanien aus dem Feuer holen, wenn sie sie verprügeln wollten.
Dies war unsere internationale Politik ab 1936: weder für den einen noch für den anderen, weder gegen den einen noch gegen den anderen. Keiner unserer Jungen würde in einen Krieg der Bankrotteure und Rachsüchtigen geraten, einen Krieg, in dem unser Volk nur Leid und Friedhöfe finden würde.
Für uns war alles miteinander verbunden: die Liebe zu unserem Boden, der Schutz unserer Mitbürger und die Rettung Europas.

Q. — Wurden die belgischen Neutralisten nicht beschuldigt, in Wirklichkeit Hitler in die Hände zu spielen?

R. — Diese Neutralitätspolitik, wie man leicht verstehen kann, gefiel all jenen im Westen nicht im Geringsten, die sich unbedingt mit Hitler-Deutschland auseinandersetzen wollten.
An vorderster Front standen die gescheiterten Politiker, die keine Chance hatten, aus der Grube ihres politischen Versagens wieder aufzusteigen, es sei denn durch einen großen äußeren Konflikt. Typischer Fall: Ex-Minister Reynaud in Frankreich. Ein anderer Fall: Churchill in England.
Andere Bretonen: Marxisten, die sich vor den sozialen Erfolgen des Dritten Reiches fürchteten.
An dritter Stelle — warum haben Sie so viel Angst, daran zu erinnern? — Die Tausenden von Juden, die Hitler, der sich an ihre tausendjährige Neigung zur Bulimie erinnerte, an seine Grenzpfähle trieb, natürlich nicht mit übertriebener Freundlichkeit.
Aber nicht härter, als es die katholischen Könige in Spanien oder der Heilige Ludwig in Frankreich getan hatten! Oder die Engländer in den letzten drei Jahrhunderten! Oder die Zaren, die großen Verbündeten von 1914! Oder die Polen, die vor 1939 Satelliten der Franzosen waren und doppelt so viele Juden aus ihren Ländern vertrieben wie Hitler!

Q. — Wie war die Position des Rexismus gegenüber dem Hitler-Phänomen?

R. — Das Hitler-Phänomen war für uns 1936 lediglich ein Beobachtungsobjekt, das allerdings wichtig war, da Hitler es innerhalb weniger Jahre geschafft hatte, die Arbeiterschaft und die anderen nationalen Kräfte in einer echten sozialen Zusammenarbeit zu versöhnen.
Vor ihm war Deutschland — und damit auch Europa — durch die Existenz von sechs Millionen Kommunisten bedroht, eine politische und soziale Gefahr, die seit den Aufständen im Winter 1918/1919, die die deutsche Republik zur Zeit von Liebknecht und Rosa Luxemburg beinahe sowjetisiert hätten, bestand.
Hitler war durch das einfache Spiel des allgemeinen Wahlrechts — also völlig demokratisch — zum wahren Führer seines Volkes geworden. Für die monumentalen Ungerechtigkeiten des Versailler Vertrages, für die enormen wirtschaftlichen und sozialen Probleme hatte er in kurzer Zeit großartige Lösungen gefunden, während die westlichen Demokratien in Streiks, Unruhen und Unproduktivität versanken und ihr eigenes Proletariat demoralisierten.
Hitler hatte etwas erreicht, was kein europäischer Staatsmann jemals erreichen konnte, weder zur gleichen Zeit wie er noch nach ihm: Er hatte alle seine Arbeitslosen wieder in Arbeit gebracht, nicht zwei oder drei Millionen wie in den heutigen Demokratien, sondern mehr als sechs Millionen.

Noch bevor in Deutschland 1935 die Kriegsindustrie wieder aufgebaut wurde, schuf er Millionen neuer Arbeitsplätze auf Baustellen, die vor Leben nur so wimmelten.
Die Geburtenrate in Deutschland war um 50% gestiegen — 1.800.000 deutsche Kinder pro Jahr; in Frankreich waren es 630.000 — ein Beweis dafür, dass das Leben im Reich komfortabel geworden war und dass die Familien mit Zuversicht und Freude in die Zukunft blickten.
1,5 Millionen Arbeiterhäuser sollten gebaut werden. Die Fabriken wurden sauber, hell, mit Restaurants, Sportplätzen und Schwimmbädern ausgestattet. Die deutschen Arbeiter genossen erhebliche neue Sozialleistungen. Der "Volkswagen", das erste Volksauto Europas, stand den Arbeitern zum Preis von fünf Mark pro Woche zur Verfügung und neue, große Autobahnen ermöglichten es allen, ihr Land zu durchqueren.
Der Kapitalismus erdrückte die Masse der Arbeiter nicht mehr. Er arbeitete mit voller Leistung — und mit Gewinn -, aber er war in den Dienst der Gemeinschaft gestellt worden. Die Menschen wurden gut bezahlt und geachtet. Das Experiment war also interessant zu verfolgen. Wir beobachteten es, ohne töricht zu werden, aber auch ohne töricht die Augen vor den neuen Tatsachen und Ereignissen zu verschließen.

Q. — Was ist mit Mussolini und dem italienischen Faschismus?

R. — Wir studierten auch den Fall Mussolini mit Interesse. Der Mann war ein populärer Führer, er hatte Schwung und machte aus 40 Millionen Italienern, die manchmal leichtfertig waren, ein großes, geordnetes Volk. Selbst Churchill sagte, während er an seiner Zigarre zog: "Wenn ich Italiener wäre, wäre ich ein Faschist".
Der alte britische Mentor Sir Austin Chamberlain war nicht weniger überzeugt: "Wir könnten ein paar Lektionen von Mussolini lernen".
Aber für die Kriegstreiber war jede objektive Prüfung der Situation in den Ländern mit neuen Regimen und jede Neigung zur Neutralität ein Verbrechen. Ab 1937 wurden wir Rexisten mit wütenden Kampagnen überhäuft. Man muss die Presse dieser Zeit noch einmal lesen. Sie müssen sehen, wie diejenigen, die sich einem Bürgerkrieg verweigerten, als Strangulierer bezeichnet wurden! An allen Wänden Belgiens hatte die marxistische Propaganda Plakate aufgehängt, auf denen mein Kopf mit einem Spitzhelm gekrönt war! Ich war acht Jahre alt, als der Erste Weltkrieg ausbrach, aber man klebte mir einen Spitzhelm auf den Hinterkopf! Wir waren Krauts! Wir wurden von den Krauts bezahlt! Wir wurden an die Krauts verkauft!

Q. — Es wurde gesagt und sogar geschrieben, dass Sie von den Deutschen Druckmaschinen erhalten haben, um Ihre Zeitungen zu drucken.

R. — Ich bin froh, dass Sie diese Geschichte mit den Rotationsmaschinen wieder hervorholen. Sie ist typisch.
Als Besitzer des gesamten Kriegsarchivs des Dritten Reiches, der es in alle Richtungen durchforstet hat, mussten die Nazi-Nestbeschmutzer zu ihrem Bedauern feststellen, dass die Nester leer waren und dass weder ich noch sonst jemand von Rex jemals einen Pfennig aus Deutschland erhalten hatte.
Da sie mir keine D-Mark ins Gesicht werfen konnten, wurde ich von den Druckmaschinen vor die Nase gesetzt. Und derjenige, der mir diese riesigen Maschinen in die Waden schickte, war, wie Sie richtig sagen, ein Geschichtslehrer namens Willoquet. In Belgien gibt es zwar mittlerweile mehr "Geschichts"- oder eher "Geschichts"-Professoren als Bistros. Aber der Autor des Hoaxes der Rotationsmaschinen ist Pontifex an einer Universität. Er sollte es also ernst meinen.
Degrelle", so behauptete er vor Ihren Kameras in "Dossiers Noirs", "hat von den Deutschen Druckmaschinen erhalten."
Rotationsmaschinen!

Q. — Sie leugnen also formell?

R. — Weil diese Geschichte verrückt ist.
Wenn man diesem Historiker-Detektiv zuhört, handelt es sich nicht einmal um eine Druckmaschine, sondern um Druckmaschinen, Mehrzahl, die wir von Hitler erhalten haben.
Wenn der Professor sich der Pflichten eines Historikers bewusst gewesen wäre, hätte er sich die Mühe machen müssen, den Fall zu untersuchen. Zum Beispiel — und das ist leicht herauszufinden — was war die Marke dieser Geschenk-Rotationen? ihre Identifikationsnummer? Wann wurden sie an uns geliefert? Wie wurden sie geliefert? Mit welchen Zollpapieren? Von welcher Firma installiert? Dies ist ein komplizierter

Vorgang. Die damaligen Rotationsmaschinen wogen Tausende von Kilogramm und konnten nicht wie eine Nähmaschine transportiert oder aufgestellt werden! Wo wurden sie montiert? In Brüssel? In einem anderen Ort? In welcher Straße? Wer hatte sie jemals gesehen? Was wurde aus ihnen? Denn solche Maschinen, die damals zehn oder zwölf Meter lang und größer als Eisenbahnlokomotiven waren, können nicht wie ein Stück Zucker in einer Teetasse geschmolzen sein. Sie müssen doch noch irgendwo existieren! Sie sind nicht weggeflogen. Ich habe sie nicht in meinem Rucksack im Flugzeug mitgenommen, das mich in der Nacht des Endes des Zweiten Weltkriegs, am 8. Mai 1945, nach Spanien brachte. Wo sind also Hitlers Druckmaschinen?
Bevor ein Historiker so kategorische Behauptungen aufstellt, sollte er alles mit Bedacht prüfen. Druckmaschinen kann man auch ohne Brille sehen und sie laufen nicht wie eine Maus auf dem Dachboden des Nachbarn herum. Die einfache professorale Verantwortung und der elementare Respekt vor den Studenten seines Kurses gebieten es diesem Professor, ein Minimum an Nachforschungen anzustellen. Welche ernsthaften Nachforschungen hat er angestellt?
Wenn er etwas untersucht hätte, hätte er sofort erfahren, dass weder ich noch jemand von Rex jemals, wo auch immer, zu welchem Zeitpunkt auch immer, eine Druckmaschine besessen hat, weder eine noch mehrere, weder eine deutsche noch eine belgische, noch irgendeine andere Herkunft, dass wir niemals über eine Druckerei verfügten, egal wie klein, dass wir immer Bücher, Broschüren, Zeitungen in professionellen Druckereien druckten, wo jeder alles sehen konnte, jede Ankunft von Maschinen kontrollieren konnte, besonders von solchen Monstern!
Also! Was ist das Markenzeichen dieser Druckmaschinen? Was ist ihre Nummer? Das Datum der Lieferung? Der Ort der Installation? Warum sollte man sich darüber Gedanken machen, da diese Rotationsmaschinen niemals existierten! Nichts, absolut nichts, nicht einmal eine Schraube!
Aber die Verleumdung wurde tatsächlich in die Wege geleitet. Ein "Geschichtsprofessor" bestätigte dies. Kann das Degrelle diskreditieren? Das ist perfekt. Und man wirft ihm ohne mit der Wimper zu zucken eine ganze Reihe von Hitler-"Rotationen" an den Kopf!
Wenn es um mich geht, ist es selbstverständlich, dass wir nicht nachprüfen. Es ist ganz natürlich geworden. Bevor ein Universitätsprofessor eine Behauptung aufstellt oder auch nur einen Verdacht äußert, sollte er seine Brille aufsetzen, seine Akten einsehen und nach Einzelheiten suchen. Für mich nichts, absolut nichts. Der Verleumder fährt geradewegs in einen Tunnel.
Man sieht, wo man angekommen ist. Der Historiker stellt sich nicht einmal mehr Fragen. Der Ankläger hat irgendwo dumme Lügen gelesen. Dumm, weil er bei der Suche nach einer Antwort auf elementare Fragen — die er sich selbst hätte stellen müssen — sofort erkannt hätte, dass die Geschichte mit den Rotationsmaschinen nur ein Märchen war.
Der Fall dieser intellektuellen Spinnerei sollte näher untersucht werden. Wie kann ein Intellektueller so weit kommen, dass er den Geist der Ehrlichkeit, der die Grundlage jeder Bildung ist, unterdrückt, wenn es um uns geht? Wie kann er, ohne sich dessen bewusst zu sein, alle ethischen Bedenken fallen lassen? Dieser Lehrer ist kein Einzelfall. Mir gegenüber ist alles erlaubt, Unsinn, Verleumdungen, selbst wenn diese abstrus sind, wie in der Sache mit den Rotationsmaschinen, die nie existiert haben.
Degrelle ist weit weg! Er wird nicht antworten können. Ausnahmegesetze versperren ihm den Mund. Also rennt man los und erfindet alles Mögliche.
Wie geht es weiter? Wohin führen solche Gurken?

Q. — Man hat Ihnen nicht nur vorgeworfen, dass Sie Rotationsmaschinen erhalten haben, sondern auch deutsches Papier.

R. — Das deutsche Papier fehlte auf der Liste meiner Hitler-Hochzeitsgeschenke!
Meine Zeitungen haben Papier verschlungen? Natürlich: Tausende von Tonnen Papier!
Ich hatte, wie man sich leicht vorstellen kann, andere Sorgen, als mich um die Versorgung der privaten Unternehmen zu kümmern, die meine Presse druckten. Einer unserer Abgeordneten hatte diese Aufgabe übernommen. Er besorgte Papier von überall her. Oft reichten die Vorräte der belgischen Fabriken nicht aus. Dann musste er das Papier anderswo beschaffen. Der Papiermarkt ist weltweit. Unsere Presse verschlang 1936 25 Tonnen pro Woche. Es wurde aus verschiedenen Ländern geliefert, insbesondere aus Holland. Es ist also durchaus möglich, dass unsere Lieferanten zu einem bestimmten Zeitpunkt für einige Tage Papier, das in Deutschland hergestellt wurde, an das Industrieunternehmen, das unsere Presse druckte, schickten. Diese materiellen Details waren mir zu der Zeit nicht bekannt.
Diese Papierrollen kamen per Zug oder LKW direkt nach Brüssel zur Druckerei von L'Echo de la Bourse, auf deren Rotationen neben unseren Zeitungen auch zehn andere, nicht rexistische oder antirexistische

Publikationen liefen. Die Rollen waren übrigens austauschbar. Sie wurden für alle sichtbar entladen. Jeder konnte auf der Straße die Fabrikmarke und die Etiketten kontrollieren. Wenn deutsches Papier bei uns verbraucht wurde, dann war es nicht mehr als der Verbrauch von fünf bis sechs Tagen, wie inzwischen überprüft wurde! Aus einer Mücke wurde ein Elefant gemacht. Dies war die schillernde Geschichte dieser Rollen, die die Geschichte von Hitlers Rotationsmaschinen, die vom Mond fielen und wieder zum Mond zurückkehrten, vervollständigt.

Q. — Dennoch trafen Sie Hitler zwei Monate nach Ihrem Wahlsieg 1936. Was war der Grund für dieses Treffen? Was hat Sie dazu veranlasst?

R. — Als ich Hitler im Sommer 1936 traf, hatte ich, wie Sie sich vorstellen können, andere Probleme als die mögliche Lieferung von ein paar Rollen Zeitungspapier zu behandeln.
Wir, Hitler und ich, diskutierten zwei Stunden lang über das europäische Problem und insbesondere über die schwierige Frage der Region Eupen-Malmedy, die Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg von Belgien weggenommen worden war.
Wer würde glauben, dass Hitler auch nur eine Minute unserer Unterredung mit vulgären Druckereiproblemen verbracht hätte und dass ich, angesichts des Mannes, der damals eines der wichtigsten Staatsoberhäupter der Welt war, auch nur für einen kurzen Moment ein so armseliges Anliegen hätte einbringen können? Ich hätte meinen frischen Sieg gegen ein mageres Linsengericht eingetauscht, wie es in der Bibel steht!
Und dann, seien Sie ernst! Wenn ich Hitler wirklich um materielle Hilfe hätte bitten müssen, wäre ich nicht an ein paar Rollen Papier interessiert gewesen, sondern ich hätte 10 Millionen Mark oder 20 Millionen Mark verlangt.
Man muss schon politisch und psychologisch völlig ahnungslos sein, um sich vorzustellen, dass solche Debatten über solch lächerliche Dinge geführt werden könnten.
Natürlich wurde zwischen Hitler und mir nicht eine Sekunde lang über solche Probleme gesprochen. Wir wägten das Gewicht des Universums und sein Schicksal ab. Wir waren keine Papierhändler.
An diesem Tag durchdrangen er und ich uns psychisch für immer. Das war mein Besuch.

Q. — Der belgische Schriftsteller und Parlamentsabgeordnete Pierre Daye hat oft erzählt, dass Hitler nach Ihrer Abreise gesagt hätte: "Ich habe noch nie eine solche Gabe bei einem Jungen dieses Alters gesehen! Ist das richtig?

R. — Es wäre unverschämt von mir, wie Sie sicher verstehen werden, diese Aussage zu kommentieren. Sie wurde Pierre Daye von Ribbentrop mitgeteilt, als dieser den Führer nach unserer Unterredung verließ und in seine Villa in Dalhem zurückkehrte, wo der Abgeordnete von Brüssel auf ihn wartete. Was kann ich Ihnen noch sagen? Damals wurde das Gesagte nicht auf Kassette aufgenommen!

Q. — Ihr Treffen hatte also keinen anderen Grund als den belgisch-deutschen Streit, das Problem der "umgewidmeten" Regionen und ganz allgemein die europäische Situation?

R. — Es ist nur eine Frage des Denkens von Krämern, unserem Treffen einen anderen Zweck zu unterstellen. Was mich bei den Historikern des Hasses immer am meisten erstaunt hat, ist ihre Mittelmäßigkeit. Sie standen vor einer der außergewöhnlichsten Epochen in der Geschichte der Menschen. Nicht eine Sekunde lang erkannten sie, dass es sich um ein riesiges Thema handelte. Revolutionäre Doktrinen prallten aufeinander wie bei einer Umkehrung der Konstellationen. Millionen von Menschen standen sich gegenüber. Millionen junger Männer kamen ums Leben und erreichten den Gipfel des Heldentums und der Opferbereitschaft. Ein neues Universum war im Entstehen begriffen.
Um dieses gewaltige Drama zu verstehen, hätte man es mit Angst und Größe betrachten müssen. Größe! Diese Spezialisten des Mittelmaßes haben keinen Tropfen davon verstanden! Die Geschichte hatte Löwen in die Arena des Jahrhunderts geworfen. Sie dachten nur an den Floh, den diese sprunghaften Raubtiere in ihrer Sonnenmähne hätten tragen können. Was für ein Glück, diesen Floh zu finden! Nur die Suche nach diesem Floh beherrschte die Charaktere und die Fakten.
Diese angewandte Sezierung von Zweiflüglern wird heute als die Geschichte des Zweiten Weltkriegs bezeichnet.

Q. — Fühlen Sie sich dadurch verbittert?

R. — Es gab schon immer Kleingeister, die fleißig mit Mikroskopen hantierten. Bereits 1936, 1937 spürten wir ihre Stiche. Alle Schmiede des Epos mussten ähnliche Stiche ertragen.
Früher oder später bringt die Zeit alles wieder ins Gleichgewicht. Auch unsere wird kommen und die Proportionen wiederherstellen.
Zwerge werden wieder Zwerge sein.

KAPITEL 14
DEGRELLE, MUSSOLINI UND DER PAPST

Kriegstreiberei — Der antideutsche Knallfrosch — Die Belgier in ihrer Schüssel — Mussolinis Einladung — Porträt des Duce: der Mensch, der Freund, der Unterstützer — Das päpstliche Chrisam — Zwei Stunden im Vatikan — Mussolinis Flugzeug — Italienisch-belgische Zusammenarbeit.

Q. — Wo befanden Sie sich im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs? Wo stand der Rexismus?

R. — Wir kamen in die Nähe des Zweiten Weltkriegs und wurden von einer "antifaschistischen" Propaganda überschwemmt, die an Falschheit kaum zu überbieten war.
Fast die gesamte belgische Presse war in den Dienst der englischen und französischen Provokateure gestellt worden. Sie wurden von ihnen mit enormen Subventionen unterstützt. Die Zuwendungen nahmen manchmal sogar burleske Formen an: Alle Zeitungen, die im Dienste der Kriegspropaganda standen, zeigten riesige Werbeplakate: "Frankreich, Land der Freiheit, der Weine und des Käses". Leckerer Käse!
Hunderte von Spionen und halbweltlichen Informanten wurden in den bürgerlichen Kreisen, in denen es von Aussteigern nur so wimmelte, bestochen. Das französische Deuxième Bureau unterhielt in Wallonien sogar große geheime Netzwerke — zwei Männer pro Dorf —, die dazu bestimmt waren, die Invasionstruppen zu führen, wenn der Tag gekommen war.
Diese Komplizenschaft reichte bis in alle Bereiche und verrottete alles.
In diesem Meer der ausländischen Korruption versuchten wir, eine Position zu bewahren, die strikt den Interessen des belgischen Volkes entsprach. Aber unsere Sorge um Neutralität widersetzte sich in allem den Plänen der ausländischen Aufwiegler und den Leidenschaften, die von bezahlten, hartnäckigen und geldgierigen Rädelsführern unter dem Volk geweckt wurden.
Durch diese wütenden Kampagnen war ein großer Teil der Öffentlichkeit blind antideutsch geworden. Die große Mehrheit der Belgier akzeptierte, wenn auch nicht ohne Heuchelei, die Vorteile der Neutralität. Sie waren fest entschlossen, unter ihrem Regenschirm Schutz zu suchen, wenn das Wetter schlecht wurde. Sie beabsichtigten jedoch, die Deutschen von Grund auf zu hassen, gegen die Deutschen zu handeln und sich so zu verhalten, als ob sie sich tatsächlich im Krieg mit Deutschland befänden, obwohl sie es offiziell nicht waren.
Ein unfaires und ziemlich sinnloses Spiel: Der antideutsche Knallfrosch, mit dem sie so großspurig hantierten, würde schließlich am 10. Mai 1940 in ihr Gesicht explodieren.

Q. — Neben Hitler haben Sie sich auch mit Mussolini getroffen, und zwar bereits 1936. Warum haben Sie das getan?

R. — Die Tatsache, dass wir vor dem Zweiten Weltkrieg keine Geldbeziehungen zu Deutschen hatten und auch keine Verbindungen zu deutschen Diensten, bedeutet jedoch nicht, dass ich keine starken persönlichen Beziehungen im Ausland aufgebaut hatte. Das war meine Rolle. Ich konnte der Führer meines Landes werden, also musste ich bereit sein.
Ich war nicht einer der kleinen Belgier, die in ihrer Schüssel planschen und mit einem Fuß darin stehen, während sie sich mit dem anderen waschen. Ich wusste, dass eine große Umwälzung auf Europa wartete. Ich spürte, dass Belgien, das unvermeidliche Land dazwischen, eine wichtige Rolle spielen würde.
Ich hatte gesehen, wie in Europa wohl oder übel mächtige Männer aus dem Boden schossen, mit denen ich vor dem Tag, an dem ich politisch triumphieren würde, Kontakte knüpfen musste, echte persönliche Kontakte.
Aus diesem Grund sorgte ich in den ersten Wochen nach meinem Sieg im Mai 1936 dafür, dass diese Beziehungen aufgebaut wurden.
Ich hatte kaum gewonnen, als ich eine Einladung von Mussolini erhielt.
Wirklich, mit Mussolini gab es keine Probleme, Belgien ging kein Risiko ein. Die Italiener sind nicht besonders kriegerisch und wären nie in die Versuchung gekommen, mit Panzer in der Sonne und Federn im Wind bis zur Maas oder der Scheldemündung zu stürmen!

Q. — Welche Gefühle hat Mussolini bei Ihnen ausgelöst?

R. — Mussolini war 1936 ein Mann, der ein enormes Prestige genoss. Er war ein sehr beliebter Führer.
Also lud er mich kurz nach meinem Durchbruch sehr freundlich ein. Einfach so. Weil er an meinem Temperament interessiert war. Weil er mich in Fleisch und Blut kennenlernen wollte. Ich verbrachte mit ihm acht aufregende Tage, die fast familiär waren, da er mir selbst die Geburt meiner Tochter Anne mitteilte, der ich den Namen seiner letzten Tochter gab. Er war ein Mann voller Spontaneität, sehr selbstbewusst, mit einem mächtigen Kopf, einem massiven und siegreichen Kinn, einer lustigen, manchmal hastigen Sprache. Er war direkt und farbenfroh, theatralisch, mit einer schwarzen Pupille, die sich wie ein Kreisel drehte.
Wir hatten nicht immer die gleichen Vorstellungen, insbesondere was die Schönheit und die Künste betraf. Er lachte, als ich versuchte, ihm die Perfektion eines römischen Marmors zu beschreiben: "Ich", lachte er, "war nur ein einziges Mal in meinem Leben in einem Museum! Was habe ich mich dort gelangweilt!".
Ein Aquädukt, ja. Die Pontinischen Sümpfe entwässern, ja. Ein Stadion, das größer als das Kolosseum ist, ja. Aber Schönheit als solche interessierte ihn nicht. Er war der Riese des Römischen Reiches, ein Imperator, Trajan oder Cäsar, von dem er übrigens eine prächtige Haltung hatte.
Er hatte in Italien ein beachtliches Werk geschaffen. Eine solche Schöpfung war interessant zu studieren. Der Mann und das Werk waren transzendent.
Als junger Eroberer hatte ich in Mussolini sofort einen wahren Freund gefunden, der mich immer beriet und leitete und mir spontan anbot, mir Geld zu leihen, das er selbst nur mit großer Mühe beschaffen konnte. Es war ihm zu verdanken, dass ich 1936 meine große Kampagne "Rex oder Moskau" durchführen konnte, zu einer Zeit, als Moskau gerade zwei starke Bastionen in Paris und Madrid errichtet hatte und wir Belgier wie ein Schwamm vom Kommunismus weggespült werden konnten.
In diesem Moment rettete mich Mussolini politisch.
Es war Ende 1936, als eine direkte Intervention des Duce im Vatikan eine drohende Verurteilung, die für mich tödlich hätte sein können, abgewendet hat.

Q. — Auf welchen Vorfall beziehen Sie sich?

R. — Der alte Kardinal Van Roey, der Kardinal von Mechelen, den einige mit einer gewissen Respektlosigkeit "das Rhinozeros" nannten, wollte mir an den Kragen. Das war allen bekannt.
Ende 1936, also lange vor dem Van Zeeland Plebiszit, hatte der brettharte Erzbischof den Zeitpunkt gekommen, mich durch seine heilige Mühle zu drehen. Er hatte meine "religiöse" Verurteilung in Zusammenarbeit mit einem demokratischen Priester namens Cardijn, dem Gründer der J.O.C., vorbereitet. Der hagere Kanoniker mit kurzen grauen Bürstenhaaren war einst neben mir in den Räumen der Katholischen Aktion in Löwen herumgetrottet. Ich hatte die Bitterkeit seiner politischen Ambitionen aus nächster Nähe kennengelernt. Er war einer der Ersten, die der Meinung waren, dass antifaschistische Demagogie einem christdemokratischen Gott gut zu Gesicht stehen würde. Er wurde zum Vorläufer des modernen Untergangs des Katholizismus und wurde dafür 1945 mit der scharlachroten Kardinalsbarte auf seinem schmalen Schädel belohnt. Die philo-mussolinische Kirche entledigte sich ihrer Verantwortung, so gut sie konnte.
Von ihm inspiriert, forderte Van Roey im Dezember 1936 den Vatikan auf, vom Thron des Heiligen Petrus aus die Verurteilung des Rexismus zu verkünden.

Q. — Wie haben Sie davon erfahren?

R. — An einem grauen Morgen im Dezember 1936 kam Xavier de Grunne, der am 24. Mai 1936 Senator von Rex geworden war, atemlos zu mir: "Ich erfahre soeben", sagte er, "durch eine vertrauliche Mitteilung des Kanonikus Cardijn, dass Sie in Rom verurteilt werden sollen".
Cardijn war stolz auf sich, hatte Kardinal Van Roey in die Tasche gesteckt und hielt die Sache mit der Verurteilung bereits für erledigt. Er hatte sich nicht gescheut, zu versuchen, den guten Xavier einzuschüchtern.
Ich rief Mussolini sofort ans Telefon. Ein paar Worte zur Antwort: "Kommen Sie, kommen Sie sofort, ich erwarte Sie".
Ich kam in Rom an und traf den Duce in seinem offiziellen Palast. Es war kurz vor neun Uhr morgens. Wir drei, Ciano, Mussolini und ich, setzten uns wie gute Freunde auf den großen Schreibtisch und ließen die Beine baumeln. Nach zehn Minuten nahm Mussolini seinen Telefonapparat ab und fragte nach dem Kardinalstaatssekretär: "Ich werde mich kurz fassen. Ich höre von dem bösen Streich, den Sie gegen

Degrelle planen. Das kann so nicht geschehen. Degrelle ist hier in meinem Büro, ich schicke ihn zu Ihnen. Die Sache muss in Ordnung gebracht werden.
Einfach so, ohne ein Wort zu verlieren. Die heilige Kirche schlug mit Hellebarden auf den Faschismus ein, nachdem er gestürzt wurde. Aber Sie sollten sehen, wie zahm sie dann war! Wie ein Osterschaf, das seine Rückenhaut für die Liebkosungen des Diktators im Palast von Venedig spannte! Sie kotzte ihn — mit ihrer gewohnten Geschmeidigkeit — erst aus, nachdem er im April 1945 an einer Tanksäule in Mailand erhängt worden war. Aber im Jahr 1936 war alles heilig, Rosenkränze, Segnungen. Mussolinis Geliebte, die schöne Clara Petacci, war sogar mit der vulkanischen Schwester Pascalina, der verspielten Mentorin des Papstes, befreundet.
Eine Viertelstunde nach dem Telefonanruf des Duce kam ich in Mussolinis großem Auto mit seinem offiziellen Wimpel im Wind flatternd im Vatikan an.

Q. — Wie verlief die Unterredung?

R. — Ich wurde sofort empfangen, ohne eine Sekunde zu warten. Zwei Stunden im Vatikan! Innerhalb von zwei Stunden hatte ich das Feld geräumt, es war keine Rede mehr von irgendeiner Art von Verurteilung.
Dann kam die komische Seite des Abenteuers zum Vorschein. Als ich mich vom Kardinalstaatssekretär verabschiedete und die große Marmortreppe hinunterging, wer stand da und wartete darauf, dass der Platz frei wurde? Monsignore Tarcisius, die rechte Hand des Bischofs von Namur, der von der Erzdiözese nach Rom geschickt worden war, um die Papiere für meine Verurteilung zu holen!
Der Bischof von Namur war der Bischof meiner Diözese. Er brach ab und zu bei meinen Eltern die Kruste. Kruste ist eine Untertreibung, denn er aß wie ein Hai auf nüchternen Magen. Bevor er den ersten Gang zu sich nahm, schüttete der heilige Bischof feierlich ein großes Glas Olivenöl in den Kofferraum, um die Dämpfe der alten Weine einzudämmen. In einem vertraulichen Rundschreiben des Bistums wurde festgelegt, dass die Menüs dieses Asketen mittags auf vier Gänge und abends auf drei Gänge beschränkt sein sollten. Dazu kommen alle Weine. Der heilige bischöfliche Bauch wurde davon beeinflusst und vergrößerte jedes Jahr seinen Lebensraum. Die Gläser mit Öl waren keine leere Vorsichtsmaßnahme.
Tarcisius, der sich immer dazu zwang, bei meinen Eltern den alten Schurken zu spielen, war ein warmherziger Holländer mit dem gezwungenen Lächeln eines falschen Bruders.
Wir fielen uns im Sankt-Damaskus-Hof mit einer wunderbaren gegenseitigen Heuchelei in die Arme:
"Wie geht es Ihnen, lieber Leon?
— Wie geht es Ihnen, Monsignore? Was für eine Überraschung, was für eine Freude, uns hier zu treffen!
Wir beglückwünschten uns gegenseitig, ohne dass ich ihm auch nur ein Wort über meinen Besuch sagte. Schließlich ließ ich ihn die Ehrentreppe hinaufgehen, aber er kam fast sofort wieder herunter, mit leeren Händen, zerzaust und mit einem schadenfrohen Gesichtsausdruck. Der schlechte Schlag der frommen Seelen war auf den Marmorplatten des Vatikans zerbrochen, wie eine Bürette.
Ich eilte zu Mussolini zurück. Aber es war schon zu spät, um in meinen Zug nach Hause zu steigen. Ich sollte am nächsten Tag eine Kundgebung in Flandern halten und es war besser, wenn man in Belgien dann nicht wusste, dass ich zum Duce gekommen war. Mussolini ließ mich in ein Militärflugzeug springen und wir folgten der Eisenbahnlinie von Paris. Bevor wir in Pisa ankamen, sahen wir den Zug, der auf den Gleisen kroch. Ich stürzte aus dem Flugzeug auf ein nahegelegenes Feld. Ich sprang mit meinem Bündel zum Bahnhof. Am nächsten Tag hielt ich meine Kundgebung in Flandern ab, nachdem ich Frankreich von einem Ende zum anderen durchquert hatte. Weder gesehen noch bekannt. Ich hatte den frommen Plan von Van Roey, Cardijn, Tarcicius und anderen kirchlichen Aalen torpediert.

Q. — Was ist mit Ihrer Freundschaft zu Mussolini?

R. — Mussolini war für mich bis zum Ende ein bewundernswerter Freund, der völlig selbstlos war. Der Duce hatte nicht den geringsten Gedanken an eine Expansion auf Kosten Belgiens. Ein mächtiges Genie — wer würde das bestreiten? — Mussolini interessierte sich nur für das Mittelmeer und Afrika, wo er den nicht enden wollenden Strom italienischer Emigranten, die einst zu Hunderttausenden als Kellner nach Buenos Aires oder Brooklyn geschickt worden waren, dauerhaft ansiedeln wollte. Er blickte nicht nach Brüssel, sondern nach Tripolis, Addis Abeba, Albanien und an die Ägäis. Auf internationaler Ebene war die italienisch-belgische Zusammenarbeit problemlos.

KAPITEL 15
DEGRELLE, HITLER, CHURCHILL

Hitler als Schöpfer einer neuen Welt — Gefahr eines expansionistischen Nachbarn — Ein Mittagessen bei Ribbentrop — Ein Nachmittag von Degrelle bei Hitler im Berliner Kanzleramt — Der Austausch von Flüssigkeiten — Hitlers Genie und die Schreiberlinge — Degrelle zu Gast bei Churchill — Wie Churchill war — Der Mörder des Empire — Unverständnis über Hitlers Plan — Englische Hundefriedhöfe — Die europäische Revolution — Die kriegerischen Ausbrüche 1939.

Q. — Kommen wir zurück zu Hitler! War er für Sie nicht beunruhigender als Mussolini?

R. — Hitler war etwas anderes.
Er war aus einem anderen Holz als Mussolini, ein großer Italiener, aber nur ein Italiener. Hitler war das Universalgenie, das eine neue Welt und eine neue Art von Mensch schaffen wollte. Er musste unweigerlich seinen Vorfahren Mussolini übertreffen.
Für uns Belgier war er außerdem ein Nachbar, was uns zur Vorsicht mahnen sollte. Er hätte sich eines Tages von dem Heißhunger gepackt fühlen können, unser Land, das ehemalige tausendjährige Land des Deutschen Reiches, in seine Tasche zu stecken. Wir mussten also zweimal hinschauen, bevor wir eine Beziehung eingingen.
Ganz im Gegensatz zu dem, was seither geschrieben wurde, warnte mich Mussolini selbst schon bei unseren ersten Gesprächen: "Vorsicht vor Hitler! Vorsicht vor Ribbentrop!" Er wiederholte diesen Ratschlag immer wieder. In der Tat hasste er die Deutschen, wie viele Italiener während des Ersten Weltkriegs sie hassten. Hitler und er hatten völlig unterschiedliche Temperamente. Außerdem war Mussolini der Dekan, der Erfinder, und glaubte, er habe volle Rechte auf das Patent des Faschismus.
Während er der Älteste war, war ich der Jüngste, ein Vierteljahrhundert trennte uns. Es ging also gut. Ich war eine Art Eliacin für beide.
Ich beachtete Mussolinis — und auch Cianos — Ratschläge zur Vorsicht, aber ich sah Hitler trotzdem, weil, egal wie groß die Gefahren waren, und vielleicht sogar wegen ihnen, man auch hier den Menschen abwägen musste, da uns früher oder später lebenswichtige Probleme zusammen oder auseinander bringen würden.
Als ich den Führer im Sommer 1936 zum ersten Mal traf, war es ein Zufall, so seltsam es auf den ersten Blick auch erscheinen mag.
Meine Frau und ich machten in den Sommerferien einen Ausflug nach Deutschland, begleitet von zwei Freunden. Einer der Freunde besaß einen außergewöhnlich komfortablen Rolls, der perfekt für eine lange Reise war. Aber dieser glänzende Rolls hatte uns einige Probleme bereitet. Bei einem Ausrutscher waren zwei Reifen geplatzt und es war sehr schwierig, neue Reifen zu besorgen. Schließlich kamen wir am frühen Morgen eines Sonntags im Hotel Kaiserhof in Berlin an.
Wir waschen uns. Wir gingen zur Messe in der nahegelegenen Kirche St. Hedwig. Auf dem Rückweg erwartete uns ein sehr vornehmer Herr mit einem Blumenkranz im Salon.

Q. — Ein Gesandter von Hitler? Wer war das?

R. — Herr de Ribbentrop. Die Polizei — und zweifellos auch die deutsche Botschaft in Brüssel — hatten ihn schnell informiert! Ribbentrop war Hitlers großer Experte für internationale Politik. B setzte sich, wir sprachen. Er lud uns ein, am nächsten Tag bei ihm zu Mittag zu essen. Mein Plan war es, die genaue Zusammensetzung der politischen Kräfte in ganz Europa herauszufinden. Über Hitler-Deutschland wusste ich so gut wie nichts. Ein Gespräch mit einem der wichtigsten Führer des Dritten Reiches konnte mich nur interessieren.
Wir trafen uns also zum Mittagessen bei Herrn und Frau de Ribbentrop in ihrer Villa in Dahlem.
Das Essen war ausgezeichnet. Große Tierfelle durch die Salons. Am Ende des Mittagessens verschwand Ribbentrop. Fünf Minuten später taucht er wieder auf: "Ich habe gerade mit dem Führer gesprochen, er würde Sie gerne kennenlernen. B lädt Sie zum Tee ein."
Was sollte er antworten? Ja, wer hätte sonst geantwortet? Es war eine großartige Gelegenheit, den mächtigsten Mann Europas aus der Nähe zu sehen.
So traf ich zum ersten Mal Reichskanzler Adolf Hitler.

Q. — Wie verlief dieses Gespräch?

R. — Das Gespräch dauerte fast zwei Stunden und es war ein überwältigendes Gespräch. Zwischen Führern von Völkern, denen der Eroberungsinstinkt in die Wiege gelegt wurde, kommt es unweigerlich zu einem Austausch von Flüssigkeiten. Mit Hitler war es von der ersten Minute an so. Es war, wie ich Ihnen bereits sagte, etwas ziemlich Außergewöhnliches. Ich durchdrang ihn, wie er mich durchdrang. Diese Ströme sollten unser ganzes Leben lang anhalten. Viel mehr als die Durchdringung von Ideen, gab es zwischen uns die Durchdringung von sendenden und empfangenden Kräften, die in bestimmten Fällen der Intelligenz weit überlegen waren, intensiver, tiefer und vor allem geheimnisvoller.
Wenn die großen historischen Momente kommen, während des Krieges an der Ostfront, und wenn ich versuchen muss, mein eigenes Volk zu retten und meinen Teil von Europa aufzubauen, während er alles beherrscht, dann ist es diese Vernetzung des ersten Tages, die das sichere, grundlegende Element unserer gemeinsamen Aktion darstellt.
Diese instinktive, für den gewöhnlichen Sterblichen nicht fassbare Verflechtung hat uns immer auf der höchsten menschlichen Ebene verbunden. Ich war niemals in irgendeiner Weise sein Sklave und niemand auf der Welt hat mit Hitler mit der Freiheit der Sprache und des Tones gesprochen, die ich immer mit ihm hatte. Botschafter Schmidt, Historiker der wichtigsten Unterredungen mit dem Führer, erklärte, wie erstaunlich und absolut einzigartig mein Fall war. Hitler akzeptierte von mir alle Bemerkungen und Vorschläge, die er jedoch mit ebenso viel Klarheit und Nachdruck, aber auch mit Humor, einem Humor, der ihm sichtlich Spaß machte, vorbrachte. Wir behandelten uns immer fast wie Kameraden. Sie müssen sich nur die Fotos ansehen, auf denen er meine Hand mit beiden Händen umarmt.

Q. — Diese Freundschaft haftet an Ihnen wie ein Makel! Schon früh wurden Sie dafür kritisiert.

R. — Solange es hieß, dass Hitler nur ein abscheulicher Verrückter war, wurde die Tatsache, dass ich mich mit ihm getroffen hatte, streng in meiner Akte vermerkt. Ich war der einzige belgische Politiker, der mit diesem Wilden in Verbindung stand! Was für ein Monster war ich doch selbst! Und ein hartgesottenes Monster, da ich neun Jahre lang mit dieser Reinkarnation Satans zusammen gewesen war! Die größte Schande ist, dass ich geschätzt, ja sogar verwöhnt wurde. Man warf mir den Satz an den Kopf, den Hitler 1944 an mich richtete, als er mir die Ritterkreuzkette mit Eichenlaub überreichte: "Wenn ich einen Sohn hätte, würde ich wollen, dass er wie Sie ist! Wie groß war die Empörung nach 1945 über diese verspätete Vaterschaft! Nun, die Zeiten haben sich geändert, Hitler ist zu einem Objekt weltweiter Faszination geworden! "Die mächtigste Kraft des zwanzigsten Jahrhunderts", schrieb der große amerikanische Schriftsteller John Tolland. Dem viel geschmähten Führer wurden Zehntausende von Bänden gewidmet, man spricht sogar von einem Genie. Die jungen Leute, denen man so viele Lügen über ihn erzählt hatte, glauben nicht mehr alles, sondern wollen es wissen! Ein Souvenir von Hitler, das bescheidenste Aquarell von ihm sind ein Vermögen wert. Weil Hitler, dessen Freundschaft man mir vehement vorwarf, interessant geworden ist, leugnet man unsere Beziehungen und vor allem ihre Qualität, ich kann ihn nicht mehr gekannt haben, oder höchstens irgendwann, zwischen Tür und Angel, im Eiltempo!
So viel Fanatismus ist einfach nur noch komisch. Ich möchte Ihnen etwas anvertrauen: Unsere Vertrautheit war so groß, dass ich im August 1944 an der Front in Estland einen Brief von Hitler erhielt, der mehrere Wochen lang entlang der Front hin und her gewandert war, bevor er mich erreichte. Hitler schickte mir eine Reihe von Fotos von uns beiden, die im Februar 1944 aufgenommen worden waren, freundschaftliche Fotos, die nichts mit den offiziellen Fotos zu tun hatten, die an sich schon interessant waren, da das Hauptquartier der Presse nur die Zeugnisse von Besuchen übergab, die als besonders wichtig angesehen wurden. Hitler, der von Sorgen überwältigt war und nicht einmal mehr Zeit zum Schlafen hatte, hatte sich die Mühe gemacht, auf jedes dieser persönlichen Fotos eine andere Widmung zu schreiben.

Q. — Sie müssen zugeben, dass all dies Ihrer Sache nicht sehr dienlich war. Weder damals noch heute!

R. — Was soll ich denn machen, wenn die Wütenden schimpfen? Sollen sie doch schimpfen, die Welt wird sich nicht ändern. Und ich auch nicht. Ich sage die Wahrheit, wie sie kommt. Lassen Sie uns sogar "meine Wahrheit" sagen, denn die Wahrheit hat, wie schöne Frauen, manchmal verschiedene Aspekte, je nachdem, aus welchem Blickwinkel man sie betrachtet. Ich zwinge niemandem mein Urteil auf, aber ich muss es auch nicht unterdrücken, wenn die Kleingeister loslegen, oder mich für die mächtige Kameradschaft schämen, die mich mit dem sensationellsten Mann unseres Jahrhunderts verband.

Was sind diese antihitlerischen Schreiberlinge mit ihrer verblichenen Tinte schon im Vergleich zu einem Genie wie Hitler? In zehn Jahren wird niemand mehr wissen, dass es sie gegeben hat. Aber den Namen Hitler wird man auch in 100 Jahrhunderten noch kennen.

Q. — Hitler, Mussolini waren Diktatoren. Hatten Sie auch auf der Seite der Demokratien ähnliche Kontakte?

R. — Ja, ja, ja! Ich lernte 1938 den alten Churchill auf genau die gleiche Weise kennen. Ich reiste nach England, immer noch im freundlichen Rolls, aber dieses Mal ohne Reifenschäden. Ich traf Winston Churchill im Unterhaus. Er hatte mich zum Abendessen eingeladen. Um die Wahrheit zu sagen, ich war ziemlich enttäuscht von ihm. So sehr Mussolini und Hitler Giganten waren, die die Zukunft durchbohrten, zwei blitzartige Wesen, wie es nur wenige in einem Jahrtausend gibt, so sehr fehlte es Churchill an Ausstrahlung und Weitblick.
Er wurde mit der Nase an einem großartigen britischen Empire geboren, das seine Weltherrschaft noch lange hätte behalten können, wenn er es nicht selbst durch seine Blindheit zerstört hätte. Denn er, Churchill, war es, der das Britische Empire zerstörte. Er verstand nichts von der Entwicklung seiner Zeit. Er behauptete, als wäre er noch Pitt oder Disraeli, die egoistische und intolerante Vorherrschaft der alten britischen Interessen auf dem europäischen Kontinent unveränderlich zu erhalten, obwohl das Vereinigte Königreich nie mehr als ein feuchtes Anhängsel davon gewesen war.
Er lebte in seinen Marotten und deshalb wies er jahrelang Hitlers vernünftige Vorschläge brutal zurück, dass das weiße Europa seine universelle Mission fortsetzen sollte, einerseits durch die kontinentale Einheit, die er selbst durch die Föderation unserer verstreuten Länder bilden würde, aber auch durch das britische Empire, das er bewunderte, respektierte und dem er ohne geistige Einschränkungen alle Macht über die Meere und die außereuropäischen Welten überließ. Hitler war sogar bereit — was einige Narren zum Lachen brachte — dem Vereinigten Königreich militärisch zu helfen, wo immer sein Empire vorübergehende Unterstützung benötigte. Das wäre, offen gesagt, nicht schlechter gewesen, als die Rettung der letzten britischen Kolonien der militärischen Hilfe von kleinen Gurkhas *[nepalesische Soldaten]* anzuvertrauen, die halb Asiate, halb Araber waren.
Ein dank Hitler konföderiertes Kontinentaleuropa mit Hunderten von Millionen Einwohnern und ein britisches Empire, das unserem alten Kontinent die Mitarbeit von fast einer Milliarde außereuropäischer Menschen sicherte, wären fest miteinander verbunden gewesen und hätten für Jahrhunderte von Calais bis Wladiwostok gesessen, vom Kap der Guten Hoffnung bis Hongkong die koordinierte Hegemonie der weißen Rasse, "der vollkommensten aller Rassen", sichern würden, anstatt dass sie aufgrund der mangelnden politischen Weitsicht eines Churchill die östliche Hälfte Europas an die Sowjets verloren, während das Britische Empire zerfiel. Schließlich sahen wir alle, die Europäer zu Land und zu Wasser, uns ab 1945 zwischen zwei allmächtigen Riesen eingeklemmt, die immer intoleranter und anspruchsvoller wurden. Die Analphabeten, die Hitler und seinen Weltplan zu Fall brachten, waren schon weit fortgeschritten!

Q. — Wie verhielt sich Churchill Ihnen gegenüber?

R. — Churchill, fett, rosa, entblättert, war angenehm, manchmal bissig, phantasievoll. Er sprach ein höfliches und extravagantes Französisch, das er wahrscheinlich als einziger Mensch auf der Welt jemals verstand.
Aber er war ein veralteter, ziemlich ungebildeter Charakter, der nach Zigarren und noch mehr nach Alkohol roch. "Der Whisky hat ihm jeden Sinn für Moral genommen", würde General de Gaulle während des Krieges sagen, der mehrmals kurz davor war, mit seinem britischen Gastgeber handgreiflich zu werden. Churchill, ein stolzer Nationalist, war ein lautes Überbleibsel einer bereits sterbenden imperialen Welt, von der er glaubte, dass sie noch weiter wachsen würde. Er war auch ein sehr ehrgeiziger, ständig gestikulierender Charakter, der unbedingt wieder auf der politischen Bühne erscheinen wollte, von der er sich seit langem ausgeschlossen fühlte. Er würde am 10. Mai 1940 triumphierend aus seinem Bulldoggenhaus hervorkommen, glauben zu gewinnen, aber in Wirklichkeit alles verlieren.
Er war überzeugt und unnachgiebig. Dieser höfliche und oft malerische Fanatismus war das Wesen von Churchill, sein Fleisch und Blut. Ich beobachtete ziemlich betrübt sein großes, puppenhaftes Gesicht, während im Restaurant des Unterhauses auf einem langen Bildschirm die Übertragung der Reden seiner Kollegen auf der Tribüne nebenan lief. Er verfolgte die Rauchschwaden seiner Zigarre und suchte dort sicherlich nach Entscheidungen und Orakeln.

Q. — Hatten Sie zu dieser Zeit weitere Kontakte zu britischen Kreisen?

R. — Ich traf mich in London lange mit dem größten zeitgenössischen britischen Militärschriftsteller, Liddell Hart, der klar und präzise war.
Ich wurde bei Mosley, dem Führer der britischen Faschisten, in einem kleinen, charmanten Theater über dem Wasser der Themse empfangen, wo wir spartanisches Essen in prächtigem Goldgeschirr zu uns nahmen. Ich verbrachte ein Wochenende in der Provinz mit einer Gruppe von konservativen Abgeordneten. Sie waren die letzten Herren Großbritanniens: Vier Rolls für Gäste standen am Fuße der Ehrentreppe des großen Schlosses, in dem ich untergebracht war, in einer Reihe. Dreißig wunderschöne Wohnungen. Und für jedes dieser Apartments stand den Besuchern ein spezielles Personal zur Verfügung. Am Ende des Parks mit seinen jahrhundertealten, makellosen Rasenflächen leuchtete der Marmor eines Friedhofs. Ich näherte mich mit Respekt. In den weißen Gräbern lagen die Skelette von dreißig Hunden. Es war sehr viktorianisch, sogar ein wenig verrückt.

Q. — Welche Gefühle hat dieser Kontakt mit der englischen Tradition in Ihnen ausgelöst?

R. — Was wir wollten, waren keine Pudelgräber in unseren Gärten und keine Rolls, mit denen man auf dem Land hundert Meter weit fahren konnte, sondern eine soziale Revolution, die nicht nur ein paar tausend charmante Mogule, sondern die gesamte menschliche Gemeinschaft an der Freude des Lebens teilhaben ließ.
Was mich an dem neuen Deutschland begeisterte, war der Anblick von Millionen von Arbeitern, die ein gerechtes Schicksal gefunden hatten, deren Löhne gestiegen waren und die den Respekt vor der Arbeit genossen. Es war, eine starke, schöne, idealistische Jugend zu sehen, die in die Zukunft blickte. Es war die Schaffung einer neuen Welt und eines neuen Lebensstils.
Wie Sie sehen, hatte ich zwischen 1936 und 1938 meine Fühler ausgestreckt. Ich hatte Freundschaften und mächtige Beziehungen auf allen Seiten aufgebaut, die mir von großem Nutzen gewesen wären, wenn ich gewonnen hätte.
Und ich war nahe dran, zu gewinnen. Ohne das große europäische Drama, das bald wie ein gesprengter Wolkenkratzer auf uns herabstürzen würde, hätte ich ohne großen Zweifel das kleine belgische Territorium friedlich übernehmen können, das zwar klein war (30.000 km2) und oft nicht sehr weit in die Höhe reichte, aber taktisch gesehen als erste Etappe, als erstes Sprungbrett für eine große Aktion, die die kleinlichen Grenzen der Vergangenheit überwindet, geeignet war.
Die kriegerischen Auseinandersetzungen, die über den gesamten Westen hereinbrechen würden, unterbrachen vorübergehend unsere großen Bemühungen, uns nach Europa zu öffnen.

KAPITEL 16
DIE GEHEIMNISSE DES KOMISCHEN KRIEGES

Die falsche belgische Neutralität — Das geheime Abkommen Leopold III-Gamelin — Hitler über alles informiert — Die uninformierte belgische Regierung — Kriegstreiberei in Belgien — Das deutsche Flugzeug vom Januar 1940 — Aufrufe Leopolds . an die Alliierten, ohne Wissen seiner Minister — Englands Weigerung, die Integrität Belgiens und seines Reiches zu garantieren — Leopold und die Offensive nach Sedan — Der belgische Ludwig XI. — Das Chaos der westlichen Demokratien — Der Tiefschlag vom 10. Mai 1940 — Die Verhaftung von Tausenden von Belgiern — Das Massaker von Abbeville.

Q. — Der Zweite Weltkrieg bricht aus. Die Deutschen marschieren in Polen ein. Was geschieht mit Belgien? Was wird aus seiner Neutralität? Was wird aus dem Rexismus?

R. - Belgien trat im September 1939 mit einer klaren und aggressiven antideutschen Einstellung in die Neutralität ein.
Diese Neutralität wurde offiziell und feierlich in der Abgeordnetenkammer am ersten Tag des Krieges zwischen Deutschland und Polen bestätigt. Aber das war nur eine Täuschung. In fast allen Kreisen waren die Feindseligkeiten erklärt worden und wurden durch die gigantische Schädelfüllung in so gut wie allen Zeitungen genährt. Die regierungsnahe Belgische Unabhängigkeit ging sogar so weit, dass sie unter einer Schlagzeile, die die gesamte erste Seite dominierte, eine riesige Bombardierung von Aachen ankündigte, bei der keine einzige Bombe gefallen war! Die Belgier wurden mit wunderbaren polnischen Siegen gefüttert, während Polen nur Niederlagen erlitten hatte.
Schon in der ersten Woche sollte die belgische Neutralität zerfallen. Sie sollte bis zum Beginn des eigentlichen Krieges am 10. Mai 1940 nur noch eine Illusion sein.
Wir Rexisten bemühten uns, trotz der Wutausbrüche und Provokationen der Presse, unerschütterlich neutral zu bleiben. Den Frieden zu bewahren und zumindest alles zu tun, um einen Aggressor nicht zu provozieren und ihm keine Entschuldigung oder gar Rechtfertigung für seine Invasion zu geben, war das Interesse unseres Volkes.
Diese Linie musste bei allem verfolgt werden.
Für diesen Versuch, den Frieden zu retten, habe ich den Rexismus in den Wintermonaten 1939-1940 wirklich geopfert. Wir ertrugen ein schreckliches Leben, gejagt von einer kriegslüsternen, provokativen, hasserfüllten und entfesselten Welt.

Q. — Wie war die Position von König Leopold? Hatten Sie eine Beziehung zu ihm?

R. — König Leopold war offiziell der Sprecher der Neutralität, die er befürwortet, verteidigt und vor dem Ausland vertreten hatte. Mehrere Jahre lang war er ein fundamentaler Apostel dieser Neutralität gewesen. Auch sein Außenminister Spaak, ein Politiker, der sehr gut balancieren konnte, verfolgte diese Politik. Mit einem gewissen Verdienst, das ist unbestreitbar, denn unter den Kriegstreibern in seiner Partei schwamm er gegen den Strom.
Als der polnische Krieg ausbrach, sah ich den König. Ich begab mich abends diskret zum Palast von Laeken, wo ein Cousin meiner Mutter, Hauptmann Jacques de Dixmude, der inzwischen General geworden war, auf mich wartete. Der König erwartete mich in seinem Salon, noch in seiner Reitkleidung, mit hohen Stiefeln und entspannt von seinem Ritt. So schnitten wir gemeinsam die ganze Reihe von Artikeln, die ich in Le Pays réel veröffentlichte, um die Neutralität nach dem Überfall auf Polen zu verteidigen.

Q. — Welchen Eindruck haben Sie von Leopold in dieser schwierigen Zeit?

R. — König Leopold war mit vierzig Jahren ein nervöser, charmanter Mann, ein schöner Mann mit feinen Zügen und schillerndem blondem Haar. Aber in seinen Augen lag eine erstaunliche Melancholie. Und eine Art von Schüchternheit. Er hatte offensichtlich dunkle Komplexe, die ihn beschäftigten.

Q. — Hat Leopold auch bei Ihnen ein doppeltes Spiel gespielt?

R. — Leopold hätte natürlich im Herbst 1939 der Unpopularität trotzen können, wie wir Rexisten es taten. Aber sicherlich sagte er sich mit der Doppelzüngigkeit, die seinem Charakter immer zugrunde lag: "Es ist auch gut, dass Degrelle der Unpopularität allein trotzt und sich darin verliert, wenn es nötig ist, aber ich muss auf jeden Fall überleben". Er überlebte mit einer Schlauheit, mit Tricks, die schnell den Gipfel der Raffinesse erreichten, manche sagen Heuchelei, denn schließlich konnte er, da er sich selbst als neutral bezeichnete, nicht anders, als neutral zu sein! Doch dieser Mann, der sich selbst als neutral bezeichnete, hörte sehr schnell auf, neutral zu sein. Nach fünf Wochen auf französischer Seite, danach diskreter auf deutscher Seite.

Q. — Was Sie sagen, ist schwerwiegend und bedarf der Klärung.

R. — Ab Ende Oktober 1939 war es mit der Neutralität Belgiens im "drôle de guerre" vorbei. In "Stoemeling", wie man in Brüssel sagt (heimlich), hatte Leopold ein Abkommen mit dem französischen Generalissimus Gamelin geschlossen. Sie werden fragen: "Aber welche Beweise gibt es dafür? Meine Antwort ist kategorisch und ohne Umschweife: "Wir haben alle Beweise dafür". In seinen Erinnerungen mit dem Titel Servir (Dienen) lieferte General Gamelin mit unglaublicher Naivität alle Unterlagen, alle Elemente der Affäre. General Delvoie, der belgische Militärattaché in Paris, handelte im Namen von Leopold bereits am 4. Oktober 1939 ein Abkommen mit dem französischen Generalissimus aus. Auch der ehemalige französische Premierminister Paul Reynaud erklärte die Operation in seinen Memoiren, die unter dem anmaßenden Titel La France a sauvé l'Europe erschienen. Churchill bestätigt sie auf die gleiche Weise und mit der gleichen Klarheit. Alle Texte sind hier. Es gibt kein Abstreiten: Ende Oktober 1939 wurde zwischen Gamelin und Leopold, vertreten durch General Delvoie, ein Geheimabkommen geschlossen. Dieses Abkommen wurde auf schrecklich unkluge Weise durch die Entsendung eines geheimen Militärdelegierten Gamelins nach Brüssel ergänzt, der sich heimlich in der Nähe des Königs aufhielt und bei dem es sich um den französischen Oberstleutnant Hautecœur handelte.
All diese Verhandlungen wurden völlig ohne Wissen der offiziellen belgischen Regierung geführt, ebenso wie die Ansiedlung des französischen Obersten Offiziers in Brüssel.
Aber stellen Sie sich das Gegenteil vor! Wenn ein identisches Abkommen mit Hitler oder von Rundstedt, dem Kommandanten der deutschen Westfront, getroffen worden wäre, wenn ein Oberstleutnant der Wehrmacht heimlich in Brüssel installiert worden wäre, um in direktem und ständigem Kontakt mit König Leopold zu stehen, und dies ohne Wissen der legalen belgischen Regierung! Bis zum Ende der Welt hätte man Verrat geschrien! Verrat war nicht ganz das richtige Wort, da Leopold als Neutraler an niemanden gebunden war. Aber er war dennoch an sein Wort gebunden und sein Wort beinhaltete die Achtung der Neutralität, eine aufrichtige Achtung, die jedes noch so getarnte Doppelspiel von beiden Seiten ausschloss. Im Oktober 1939 wurde diese Vorzugsbehandlung jedoch nur in eine Richtung gewährt.
König Leopold fuhr also fort, mit einem Auge so rein wie das eines Kommunionskindes, vor den Deutschen seine strikte Neutralität zur Schau zu stellen. Aber für ein paar Pflaumen! Die geheime List des Königs war nutzlos, denn Hitler hatte in der Woche, in der das Abkommen geschlossen wurde, von der heimlichen Vereinbarung Leopolds . mit dem französischen Oberkommando erfahren. Und er hatte es von zwei Seiten erfahren.

Q. — Über welche Kanäle wurde Hitler informiert?

R. — Hitler erzählte mir selbst, wie er informiert wurde. Er wurde zuerst von einem Mitglied aus Gamelins Umfeld informiert. Er hatte seine Leute im französischen Hauptquartier. Der Inhalt des Abkommens wurde ihm in aller Eile mitgeteilt. Er hatte es auch durch das Vertrauen eines französischen Ministers erfahren.
Während der Monate der Neutralität war dies auch so. Die Mitglieder der französischen Regierung waren redselige Schwätzer. Jede vertrauliche Information, die von zwei oder drei Ministern geflüstert wurde, war in den nächsten Tagen in ganz Paris bekannt. Diese Bürgerlichen legten sich zu selbstgefällig mit verschiedenen Marquisen und Gräfinnen an, die sich wie Sardinen bewegten. Diese versuchten, nach dem Ende der vorgeschriebenen Entrechats, die modischen Salons zu blenden, indem sie ihre Kriegsgeheimnisse, die sie in der Intimität des Kissens anvertraut hatten, zur Schau stellten. Hitler brauchte sich nicht unter den gemütlichen Betten der Damen zu verstecken, er musste nur die Berichte seiner weltlichen Agenten lesen, um vollständig informiert zu sein.

König Leopold setzt also seine schönen Manieren als tadelloser Neutraler gegenüber einem Hitler fort, der genau weiß, was er zu tun hat und der nicht mehr glaubt, dass er sich von Skrupeln überwältigen lassen muss.

Q. — Glauben Sie wirklich, dass Hitler sich von irgendwelchen Skrupeln aufhalten ließ?

R. — Meiner Meinung nach hätte er ohnehin nicht viele Skrupel gehabt. Wenn ein Mann das Schicksal eines großen Volkes in die Hand nimmt und auf seinem Weg ein kleines Taschentuch — Belgien — sieht, das er unbedingt überqueren muss, wenn er Erfolg haben will, wird er seinen Einsatz nicht stoppen. Napoleon hätte dies auch nicht getan, der sagte: "Wehe dem, der mir unter die Räder kommt, wenn ich meinen großen Wagen loslasse". Auch die Könige von Frankreich nicht. Auch nicht ein Marschall Joffre, der bereits 1911, drei Jahre vor dem Ersten Weltkrieg, den Weg durch Belgien empfohlen hatte. Auch nicht die Daladiers oder Reynauds, die einen Monat vor Hitlers Offensive im Mai 1940 beschlossen, mit oder ohne Zustimmung Belgiens durch Belgien zu marschieren, wenn die Armeen des Dritten Reiches in niederländisches Gebiet eindringen würden. Game-lin selbst hatte lange vor dem Kampf vorgeschlagen, dass Frankreich Belgien besetzen sollte. Kleine Länder zählen nicht viel, wenn sie ein Hindernis für die großen Länder sind, die sich auf die vorgesehene Beute stürzen.
Aber wie auch immer, eine Feststellung ist sicher. Seit Ende Oktober 1939 gab es keine echte belgische Neutralität mehr. Hitler wusste, dass sie verletzt wurde. Das ist die historische Wahrheit, ob sie der Öffentlichkeit und den falschen Historikern nun gefällt oder nicht.

Q. — Wie reagierten die belgische Presse und die belgische Regierung?

R. — Das Erstaunlichste war, dass die belgische Regierung nichts von den geheimen Kombinationen Leopold-Gamelin wusste, die ohne ihr Wissen begonnen und abgeschlossen wurden.
Leopold gab sich gegenüber seinen eigenen Ministern sehr naiv und verhielt sich so, als hätte er nie an einen solchen Plan gedacht. Er hielt sich im Wesentlichen von seiner Regierung fern. Er scheute sich nicht davor, hinter seinem Rücken, mit zugenähtem Schnabel, wichtige Entscheidungen zu treffen, obwohl die Regierung laut Verfassung allein für die Aktivitäten des Königs verantwortlich war.
Das belgische Durcheinander während dieser sechs Monate der Pseudo-Neutralität war außergewöhnlich. Zwei Politiken wurden gleichzeitig verfolgt, die sich oftmals widersprachen: die eine, die der Regierung Pierlot-Spaak, war die offizielle Neutralität, die andere, die von König Leopold, war die heimliche Zusammenarbeit mit dem Westen. Hinter den Kulissen gab es zwei rivalisierende Regierungen: die legale, demokratische, parlamentarische belgische Regierung und die getarnte Regierung, die geheimnisvoll im Königspalast tagte und von General Van Overstraeten geleitet wurde, einer Art militarisierter alter Hugenotte, der in Wirklichkeit der echte Premierminister war. Er war derjenige, der alles entschied und König Leopold an der Nase herumführte, viel mehr als er ihm folgte.

Q. — Hatte die Öffentlichkeit überhaupt eine Ahnung, was in Wirklichkeit vor sich ging?

R. — Die belgische Öffentlichkeit, die sich nicht mehr an die offizielle Neutralität hielt, ignorierte all diese Verwirrungen und haßte Deutschland. Die pro-alliierte Presse, die bis auf die Knochen verfault war, führte lautstark die Sarabande an. Diese Angriffe spielten Hitler wunderbar in die Hände. Er hätte sie selbst bezahlt, um sich im Falle einer Invasion entschuldigen zu können! Warum sollte er sich an einem Land stören, in dem er so fanatisch beleidigt und ständig provoziert wurde? Es gab sogar große kriegslüsterne Gruppierungen, die auf Anregung des französischen Geheimdienstes fast offen in den Kampf eingriffen. So wurden in Lüttich vom französischen Konsul selbst Rekrutierungsbüros eröffnet, die vor einigen wallonischen Agitatoren geschützt waren.

Q. — Welche Rekrutierungsbüros? Zu welchem Zweck?

R. — Sie rekrutierten Tausende — ja, Tausende! — Spezialisten für die Rüstungsindustrie, die am helllichten Tag in ganzen Zügen nach Frankreich fuhren. Die Komplizenschaft war fast öffentlich. Delfosse, der damalige Arbeitsminister, gab dies selbst öffentlich zu!
Noch einmal, wenn in der Neutralität Tausende von Rüstungsspezialisten aus Belgien ins Ruhrgebiet geschickt worden wären, um Hitlers Kriegsfabriken zu verstärken, wie groß wäre der Aufruhr gewesen? Diese Sendungen nach Frankreich, die gegen die Verpflichtungen des neutralen Belgiens verstießen, sind

jetzt unbestreitbar. Alle Zeugenaussagen sind eindeutig und wurden veröffentlicht: Tausende von illegalen Mitarbeitern wurden in speziellen Waggons untergebracht, die an der französischen Grenze an Militärzüge angeschlossen wurden; diese Konvois sollten direkt an den Kriegsanstrengungen der Alliierten beteiligt werden. Das bedeutet, dass die belgische Neutralität zur Farce wurde.

Q. — Die deutschen Pläne für eine Invasion Belgiens waren jedoch viel älter als dieser Zeitraum. Der einzige Beweis dafür ist ein sehr großer Zwischenfall im Januar 1940.

R. — In dieser Woche waren wir dem Krieg sehr nahe. Ein deutsches Flugzeug hatte sich im Nebel verirrt und musste in Mechelen-sur-Meuse notlanden, einem kleinen Ort in der Nähe des Albertkanals, in Belgisch Limburg, ganz in der Nähe von Holland.
Die Geschichte ist ziemlich abenteuerlich.
Zwei deutsche Offiziere, die Offensivbefehle an eine große Einheit der Westfront übermitteln sollten, hatten sich im Nebel verirrt und die Maas mit dem Rhein verwechselt. Das Flugzeug musste wegen Treibstoffmangels notlanden. Belgische Gendarmen, die in der Nähe patrouillierten, hatten sich auf sie gestürzt und sie zu ihrem kleinen Posten gebracht. Einer der beiden deutschen Offiziere hatte plötzlich seine Hand in den Ofen des Büros gesteckt und ein Bündel Papiere umklammert. Er wurde auf schreckliche Weise verbrannt. Es gelang jedoch, seinen Arm aus dem Ofen zu ziehen und einen Teil der Papiere zu retten, die noch einigermaßen lesbar waren.
Die Untersuchung war aufschlussreich: die maschinengeschriebenen Befehle waren die Pläne für die deutsche Invasion und insbesondere für eine große Fallschirmoperation in Gent. Die zerschnittenen und geschwärzten Blätter wurden nicht zum Kriegsministerium, sondern zum Königlichen Palast gebracht.

Q. — Warum im Königlichen Palast?

R. — Der König und General Van Overstraeten hüteten sich davor, die Regierung zu informieren. Aus eigener Initiative rief Leopold sofort die Franzosen und Engländer an: "Wir öffnen euch die Grenzen, ihr könnt kommen! Wir bitten Sie nur um eine Sache, nämlich dass Sie die Integrität des belgischen Territoriums und seiner Kolonie garantieren".
Diese Forderung nach einer alliierten Verpflichtung war völlig normal. Frankreich garantierte sofort. Leopold ließ auch sofort die Schutzwälle entfernen, die die französisch-belgische Grenze kreuzten. Vierundzwanzig Stunden lang trampelte die französische Armee im Schnee von Mitte Januar 1940 und wartete ungeduldig auf die Minute, in der sie offiziell den Befehl zum Einmarsch in Belgien erhalten würde.
Warum wurde dieser Befehl nicht weitergeleitet?
Warum das quälende Warten?

Q. — Ja. Warum?

R. — Weil die Engländer noch nicht geantwortet hatten.
Sie ließen 24 Stunden lang auf sich warten.
24 Stunden nach dem Appell von Leopold antworteten sie schließlich verwirrt und mit sichtbarer Verlegenheit, dass sie die Integrität von Belgisch-Kongo nicht garantieren würden.
Die Antwort wurde in das übliche diplomatische Geschwafel verpackt, aber die Tatsache war, dass die Engländer nicht garantierten. Und sie garantierten nicht, wie wir nach dem Krieg erfuhren, denn einige Monate vor den Feindseligkeiten hatte der englische Minister Simson, der Berlin besuchte und die Frage der Rückgabe der deutschen Kolonien behandelte — eines der großen Probleme der damaligen Zeit — der Hitlerregierung versprochen, dass Deutschland Entschädigungen angeboten werden könnten, wenn es endgültig auf seine ehemaligen Kolonien verzichten würde, die 1919 in Versailles vor allem von den Engländern konfisziert worden waren. Die Kompensationen, so fügte der britische Gesandte diskret hinzu, könnten auf Kosten des belgischen Kongo und des portugiesischen Angola erfolgen.
Um ihr Beefsteak von 1919 intakt zu halten, boten die Briten den Deutschen einfach ein Stück angolanisches Beefsteak und ein Stück kongolesisches Beefsteak als Tauschmittel an.

Q. — Wie reagierte Leopold

R. — Als Leopold feststellte, dass man sich weigerte, ihm die Integrität des Territoriums von Belgisch-Kongo zu garantieren, zog er schnell seine Schlüsse. Warum sollte er durch einen zu schnellen Kriegseintritt

die Unabhängigkeit gefährden, die ihm die Alliierten nicht garantieren wollten? Warum sollte man dann freiwillig in den Kampf ziehen? Es war besser, auf den Ausbruch des Krieges zu warten, wenn er denn ausbrechen sollte. Und in der Zwischenzeit versuchen, sich auf deutscher Seite etwas abzusichern.
Fügen Sie dieser Überlegung hinzu, dass man zu diesem Zeitpunkt immer noch denken konnte, dass der deutsche Offensivplan, der in Mechelen beschlagnahmt wurde, eine Falle war, dass die Affäre um die Dokumente des Flugzeugs vielleicht nur darauf abzielte, die Franzosen und Engländer, die vom König gerufen wurden, dazu zu bringen, als erste in Belgien einzumarschieren, und dass die Deutschen es vermeiden würden, in den Augen der Welt als Aggressor zu erscheinen...
Die Wahrheit ist, dass man sich eine solche Falle überhaupt nicht ausgedacht hatte. Die Dokumente waren authentisch. Hitler bereitete sich im Januar 1940 darauf vor, in die Offensive zu gehen. Als sein Plan bekannt wurde, musste er ihn abbrechen. Aber auch die Hypothese der Kriegslist war nicht unvernünftig.

Q. — Ist es wahrscheinlich, dass die Pierlot-Spaak-Regierung so lange über all diese hinter ihrem Rücken geführten Verhandlungen im Unklaren gelassen wurde?

R. — Das Extravaganteste an der ganzen Geschichte ist, dass die belgische Regierung, als der bevorstehende Einmarsch der englisch-französischen Truppen in Belgien aufgrund der Zurückhaltung der Engländer immer weniger bekannt wurde, immer noch nicht einmal das erste Wort davon wusste.
Spaak erzählte selbst mit verlegener Miene, wie er gezwungen wurde, den König aufzusuchen. Der belgische Botschafter in Paris hatte ihn gerade angerufen, um ihm die Beschwerden von Premierminister Daladier mitzuteilen: "Was ist denn hier los? Was bedeuten diese vierundzwanzig Stunden Verspätung? Unsere Divisionen warten seit vierundzwanzig Stunden im Schnee! Belgien lässt uns ohne Nachricht!"
Aus allen Wolken fallend und ohne das erste Wort über diese Angelegenheit zu wissen, die ihm sofort als äußerst ungewöhnlich erschien, eilte Spaak — es war bereits Nacht — zum Palast des Königs. Er sagte seine Verwunderung. Er könne nicht glauben, dass eine so wichtige Initiative ohne das Wissen der verantwortlichen Regierung ergriffen worden sei. Leopold beginnt mit seiner üblichen Doppelzüngigkeit, indem er nichts zugibt. Er stammelt vor sich hin. Eine halbe Stunde lang leugnet er. Schließlich gibt er ein Geständnis ab: "Aber ja, ich musste es tun, es war dringend!".
Spaak, der verwirrt war, weil er den König in flagranti bei einer Täuschung in einem äußerst ernsten Fall ertappt hatte, verbeugte sich respektvoll, ging aber misstrauisch und verbittert weg. Wie konnte die Regierung noch an ihren König glauben? Was für einen neuen Trick würde er ihr vorspielen?
Wenn man diese seltsamen Fakten kennt, versteht man vieles von dem Streit zwischen Spaak und Pierlot und König Leopold im Mai 1940. In diesen Wochen, in denen sich möglicherweise das Schicksal Belgiens entschied, hielt sich der belgische König von seinen Ministern fern, er arbeitete außerhalb von ihnen, ohne ihr Wissen, ja sogar gegen sie.

Q. — Was tat der König von Belgien nach der Warnung?

R. — Nach der großen Erschütterung Ende Januar 1940 dachte Leopold, nachdem Ruhe eingekehrt war, in seinem Palast über seine Sorgen nach.
Auf der einen Seite werden die Deutschen über mich herfallen, dachte er.
Er war fest davon überzeugt — und er hatte Recht — dass der deutsche Invasionsplan tatsächlich ausgearbeitet worden war, dass Hitler Mitte Januar wirklich in Belgien eindringen wollte. Er war überzeugt, dass dies nur ein Aufschub sei: "Die Deutschen werden, wenn sie entdeckt werden, schnelle Änderungen an ihrem Plan vornehmen. Jederzeit wird alles losgehen."
Auf der anderen Seite seien die Alliierten zögerlich, wiederholte der Monarch: "Ich kann mich nicht auf sie verlassen. Die Alliierten haben sicherlich eine Idee im Hinterkopf. Die Franzosen nicht. Das ist in Ordnung. Aber die Engländer, die die Franzosen bei der Kriegserklärung in Zugzwang brachten, müssen Rückzugspositionen vorbereitet haben, die eine oder andere Vereinbarung getroffen haben, die sie den Deutschen anbieten können, falls die Sache schiefgeht. Ich weiß es nicht, aber die britische Zurückhaltung ist offensichtlich und mit gefährlichen Wahrscheinlichkeiten behaftet".
Der König fühlt sich in einer Schere gefangen. Wie kann er sich befreien?
So kam Leopold zu einer Schlussfolgerung, die man ihm ehrlich gesagt kaum vorwerfen kann: "Ich werde versuchen, mit einem Minimum an Schaden davon zu kommen".

Q. — Wie konnte er erwarten, aus einer Situation herauszukommen, in der er sich weder auf der einen noch auf der anderen Seite auf die Großmächte verlassen konnte, die sich seit 39 Jahren bekämpften?

R. — Ihm kam die Idee eines neuen strategischen Plans in den Sinn. Es war fast genial. Er hatte nur einen Fehler, nämlich den, dass Hitler ihn vor ihm entworfen hatte: Es war der Einmarsch der Deutschen in Frankreich, durch die Ardennen, durch Sedan, um nur ein paar Federn des belgischen Südflügels zu streifen.
Leopold war ein begnadeter Stratege. Als er seine Idee ausgereift hatte, ließ er Henri de Man kommen.
De Man war ein wichtiger sozialistischer Minister gewesen. Er war nun der allmächtige Vorsitzende der Sozialistischen Partei, der seinen "Plan", der zum offiziellen Programm der Partei wurde, selbst entworfen und durchgesetzt hatte. De Man war ein neugieriger und verwirrter Geist. Er schwamm oft genug in der Nacht der Theorien. Aber er genoss ein seltsames persönliches Vertrauen des Königs. Er war sein schweigsamer und geheimnisvoller Vertrauter, der ihn manchmal sogar nachts um 1 Uhr an seinem Bett aufsuchte, um eine Diskussion wieder aufzunehmen. Er besaß den Schlüssel zu dem kleinen Geheimfach des Monarchen und war mit den Kammerzofen des Palastes auf Du und Du.
Er war auch der engste Vertraute der alten Königinmutter Elisabeth.
Im Jahr 1940 war sie auf dem Höhepunkt ihrer Bewunderung für Heinrich von Man. Der Sohn, Leopold, stand unter dem Einfluss dieses schlauen, sarkastischen Günstlings, der sich nicht um die Meinung anderer scherte, der an seiner Pfeife zog und selbst die Tür zu seiner Garçonnière öffnete.

Q. — Und die Deutschen in dieser Angelegenheit?

R. — De Man kannte Deutschland sehr gut. Er kannte die deutsche Sprache perfekt. Er schrieb sogar seine Bücher auf Deutsch. Er war Professor an der Universität Frankfurt gewesen, von der er von den Nazis gewaltsam vertrieben worden war. Er behielt eine überraschend gute Erinnerung an die Nazis und die Stiefeltritte, die er von ihnen erhalten hatte, mit einem eher masochistischen Unterton.
Leopold stellte sich vor, ihn heimlich nach Berlin zu schicken.

Q. — Nach Berlin?

R. — Was ich Ihnen zu diesem Thema erklären werde, habe ich bei verschiedenen Gelegenheiten bekannt gegeben. Es wurde nie zugegeben. Man hielt es sogar für abwegig, extravagant, mit der Begründung, dass de Man diese geheime Reise nach Deutschland nicht in seinen Aufzeichnungen erwähnt hatte. Als ob de Man zu einem solchen Zeitpunkt höchst vertrauliche Verhandlungen, von denen der Krieg und der Frieden in Belgien abhängen könnten, in seinem Terminkalender vermerken würde.
Was diese Verhandlungen für mich sicher macht, ist die Tatsache, dass de Man sie mir nach der Niederlage von 1940 selbst erklärte, ausführlich, von Mann zu Mann, unter meinem eigenen Dach. Welches Interesse hätte er daran gehabt, mich zu täuschen? De Man war ein absolut ehrlicher Intellektueller, der die Wahrheit weder übertreiben noch erzwingen konnte. Und vor allem, als de Man mir sein Herz ausschüttete, standen wir beide kurz vor einem Treffen mit Hitler in Brûly-de-Pesche, in der Nähe von Ivoir, am 26. Oktober 1940, um eine gemeinsame Regierung mit der Zustimmung des Führers und Leopold zu bilden. Es war daher unerlässlich, dass zwischen uns kein Geheimnis über unsere früheren Beziehungen zu den Deutschen bestand. Hitler erinnerte uns an die Demarche von De Man in Berlin im März 1939, und De Man wäre in der größten Verlegenheit gewesen, wenn er sie mir vor dem Treffen verschwiegen hätte.
De Man erzählte mir, dass Leopold ihn in die Hauptstadt des Dritten Reiches geschickt hatte, um den deutschen Behörden vertraulich seine strategischen Ansichten zu erläutern. Da Hitler ihn nicht empfangen konnte oder wollte, hatte er eine Audienz bei Minister Goebbels erhalten, dem er von König Leopold an Hitler den Ratschlag übermittelte, seine Westoffensive nicht auf das Zentrum Belgiens, sondern auf das südliche Ende Belgiens zu richten und von dort aus auf französisches Territorium zu stoßen.
Für Leopold war eine solche Ausrichtung der Reichsoffensive von großem Interesse: Wenn die deutsche Armee in diese Richtung stürmte, würde nur eine kleine, dünn besiedelte Ecke der belgischen Ardennen geschält werden. Und dann würde der große Kampf sofort auf französischem Gebiet stattfinden. So würde Belgien fast vollständig von den Auswirkungen des Krieges verschont bleiben.

Q. — Sofern dies zutrifft, was halten Sie von diesem Plan?

R. — Er war einfallsreich. Wie kann man de Man und dem König einen solchen Schritt vorwerfen? Belgien konnte jederzeit überfallen werden. Und die Briten waren nicht einmal bereit, seine Integrität zu garantieren. Leopold musste, wenn auch egoistisch, die Interessen seines Volkes verteidigen, das von der Vernichtung bedroht war. Es war sicherlich dieses Verantwortungsbewusstsein, das den König antrieb, als er den Rat an den Führer weiterleitete, in der Hoffnung, den Schaden in dem Land, für das er verantwortlich war, zu begrenzen.
Ein zynischer Rat? Hätten Ludwig, Richelieu, selbst de Gaulle — der eiskalte Rechner — mehr Skrupel gehabt?
Da die Offensive von Sedan im Mai 1940 in Wirklichkeit die Niederlage Frankreichs vollendete — denn Frankreich war zu diesem Zeitpunkt endgültig besiegt — kann man sich vorstellen, wie groß der Aufschrei gewesen wäre, wenn dieser Ratschlag von Leopold an Hitler damals bekannt geworden wäre! Moralisch gesehen, da alles in die Luft gejagt werden sollte, konnte die nationale Sorge, abgesehen von allen diplomatischen Heucheleien, diesen letzten Versuch von Leopold durchaus rechtfertigen. Welcher Staatschef hätte nicht auf die gleiche Weise argumentiert? Also?
Leopold, so wurde mir kürzlich bezeugt, trieb die List und die Doppelzüngigkeit noch weiter. Er versuchte im Voraus Möglichkeiten zu schaffen, um unangenehme Enthüllungen über die Berliner Tricks von Heinrich von Man zu vereiteln, indem er den Franzosen, dieses Mal Gamelin im Besonderen, weitere Ratschläge in Form von kalkulierten Vertraulichkeiten erteilte.

Q. — Sie sagen, dass Leopold die Seele eines wahren Machiavelli ist! Wie wird er sich Ihrer Meinung nach gegenüber den Franzosen entlasten?

R. — Generalissimus Gamelin hatte keine Ahnung, dass Leopold den Deutschen eine furchterregende strategische Richtung vorgeschlagen hatte, sondern glaubte im Gegenteil, dass der belgische König wie im Oktober zuvor von Pariser Interessen geplagt wurde.
Leopold ließ seine Informationen streng geheim halten und informierte fast zeitgleich den französischen Generalstab, dass Hitler nach den sicheren Informationen, die er erhalten hatte, seine Offensive nicht auf das Zentrum Belgiens, sondern auf Sedan und die Somme richten würde. Genau die Richtung, die er den Deutschen von de Man hatte vorschlagen lassen.
Gamelin war anmaßend und glaubte kein Wort davon. Wie er es in seinen Papieren von langer Hand geplant hatte, warf er am 10. Mai 1940 mit unglaublicher Blindheit alle seine westlichen Truppen in den belgisch-holländischen Raum, genau in die Falle, die Hitler gestellt hatte. Aber Leopold konnte, wenn es schief ging, den Franzosen immer noch sagen: "Tut mir leid, aber ich habe euch gewarnt!
Wenn Gamelin jedoch den königlichen Rat befolgte und den Großteil seiner Truppen in Frankreich zurückhielt, um Hitlers Schock in den Ardennen und an der Somme zu empfangen, würde es in Belgien noch weniger Schaden geben, da der Großteil der Alliierten nicht einmal in Belgien eindringen würde. Der Trick, der doppelte Trick, wurde also in jeder Hinsicht hervorragend gespielt.
Der Zweite Weltkrieg brachte nach fünf Jahrhunderten einen neuen Ludwig zum Vorschein: Leopold war in seinen geheimen doppelten Ratschlägen an Hitler und Gamelin genauso schlau wie der schlaue französische Monarch, der stille König der Täuschungen.
"Staaten sind kalte Monster", würde nach ihnen allen der olympische General de Gaulle in einem schleppenden und sarkastischen Ton sagen. Leopold hatte diese Maxime weit vor dem Wortlaut angewandt.
In diesem Klima brach die Offensive im Mai 1940 aus. Der König der Belgier wusste, dass sich niemand um das Überleben seines Landes scherte. Es war daher ideal, dass der Krieg so schnell wie möglich zur Seite, nach Süden, rutschte. Er selbst würde versuchen, sich im Rest des Landes so gut wie möglich zu behaupten.

Q. — Und wie beurteilen Sie das alles? War es nicht die erste Pflicht des Königs von Belgien, der zwischen gierigen und furchterregenden Mächten eingeklemmt war, sein Land und sein Volk zu schützen?

R. — Es geht hier weder um Zustimmung noch um Missbilligung. Kein Staat macht Geschenke.
Aus eiskaltem, kalkuliertem Interesse gab er dem einen wie dem anderen Clan die gleiche Dosis an Freundlichkeit und theoretisch sehr klugen Ratschlägen, dem stummen Hitler, der wie ein Fuchs auf der Lauer lag, ebenso wie Gamelin, dem blinden Sektenfurzer.

KAPITEL 17
DER TOD DES FRIEDENS

Leopold III, die Parteien, die Regierung — Demokratische und starke Regime — Verhaftungspläne — Die Polizei bei der Arbeit — Der "Rächer" Janson — Die Listen der zu inhaftierenden Militärs — Die Rexisten, zu Tausenden den Gefängnissen und den Massakern im Ausland ausgeliefert.

Q. — Wie funktionierten die belgischen demokratischen Institutionen, die von der Verfassung eingerichteten Kontrollen während der letzten Momente vor dem Krieg?

R. — Die offizielle Regierung Belgiens war aus fast allem herausgehalten worden. Leopold mochte keine Parteien, er war von der parlamentarischen Komödie angewidert, was er kürzlich in einer offiziellen Rede in scharfen Worten erklärte.
Sein Großonkel, König Leopold der 2. vor ihm, war nicht zärtlicher gewesen. Er nannte das Parlamentsgebäude "die Baracke auf der anderen Straßenseite".
Die demokratischen Regierungen der Vorkriegszeit waren erbärmlich. Zwischen dem 5. Januar 1939 und dem 5. Januar 1940 gab es nicht weniger als sieben verschiedene belgische Ministerversuche, die von einer internen Krise in die nächste stürzten! In dieser kurzen Zeit gab es zwei Spaak-Regierungen und fünf Pierlot-Regierungen sowie zwei weitere Versuche, totgeborene Regierungen zu bilden.
Demokratie bedeutet Anarchie! Und Mittelmäßigkeit. Nur mittelmäßige Minister verärgern die Konkurrenz nicht. Clemenceau und Lloyd George in den Jahren 1917 und 1918, wie auch Churchill und de Gaulle nach 1940, konnten ihre Länder nur vor dem drohenden Abgrund bewahren, indem sie die Politiker in den Papierkorb warfen und auf autoritäre Formeln zurückgriffen.

Q. — Sie mögen keine demokratischen Institutionen! Sie hören nicht auf, ihnen die schlimmsten Verantwortlichkeiten zuzuschreiben!

R. — Sie geißeln sich selbst. In Frankreich brach Anfang 1940 die Regierung von Daladier, einem mürrischen Sesselfurzer, zusammen. Die Regierung von Reynaud — ein kleiner, gealterter Intrigant mit schlitzäugigen Annamitenaugen — konnte nur dank einer Mehrheit von einer einzigen Stimme, einer gefälschten Stimme, wie Präsident Herriot, der schwere, heilige Dickhäuter, behauptete, seine Nachfolge antreten. Ganz zu schweigen von den 70 kommunistischen Abgeordneten, die von ihren demokratischen Kollegen lose eingekerkert wurden und die natürlich alle gegen Reynaud gestimmt hätten, wenn sie hätten abstimmen können.
In England wurde der mürrische und schlaffe Chamberlain am 10. Mai 1940 von Churchill, der unerbittlich wie ein Cromwell war, mit einem vom Sturm umgestülpten Regenschirm entmachtet. Wäre Chamberlain nach demokratischen Maßstäben an der Macht geblieben, wäre das Vereinigte Königreich innerhalb eines Quartals liquidiert worden, wie es Frankreich mit seinen parlamentarischen Freunden war.
Die Demokratien verschlingen ihre Kinder wie Ugolin, um ihnen einen Vater zu erhalten. Sie verschlingen ihre Minister in ganzen Schlangen, wie andere Erdnüsse. Demokratische Krisen existieren hier in einem konstanten Zustand. Es gibt keine Tetanusimpfung gegen sie. Kein Pasteur, kein Flemming hat einen solchen Impfstoff erfunden und wird ihn auch nie erfinden. Zum Zeitpunkt des Kriegsausbruchs im Mai 1940 war die französische Regierung wieder einmal seit zwei Tagen im Rücktritt.
Es waren diese anarchischen Regime, mit denen Westeuropa glaubte, dem starken Mann Hitler entgegentreten zu können, der von dem starken Land, dem Dritten Reich, voll unterstützt wurde.

Q. — Kommen wir zurück zu Belgien! Wie war das politische Klima am Vorabend des 10. Mai 1940?

R. — Die demokratische Unordnung in einem Land wie Belgien hatte den Grund des Sumpfes erreicht. Es gab keinen Regierungsplan, um die Versorgung der Bevölkerung zu gewährleisten. Es gab keine vorbereiteten Vorräte. Es gab auch keinen Evakuierungsplan oder eine ernsthafte Regelung für die Aufrechterhaltung der Verwaltung in den Gebieten, die besetzt werden könnten.
Die Politiker der alten Parteien waren unfähig, ihr Land zu regieren. Sie lebten im Chaos, in ständiger Instabilität und zwangen dem Staat eine Umwälzung nach der anderen auf. Die Minister, die oft wenig kompetent waren und nach einer von den Parteifunktionären festgelegten Verteilung ausgewählt wurden,

waren nicht in der Lage, eine langfristige Aktion zu verfolgen. Sie hatten die ganze Nation dem Chaos ausgeliefert.

Q. — Was ist mit Ihnen? Welche Rolle spielten Sie in diesem Schlamassel?

R. — Die Frage kommt zur rechten Zeit.
Es gab in der Tat nur eine Sache, die vom Regime vorbereitet wurde, und zwar gründlich und auf teuflische Weise. Es war unsere Verhaftung, wir, die wir die belgische Neutralität treu verteidigt hatten, ohne Ausflüchte, Doppelspiel oder heuchlerische Ausflüchte, getrieben von unserem nationalen Glauben.
Dieser Plan lag in den Kartons der Regierung bereit.
Niemals hatten wir von einer solchen Abscheulichkeit geahnt. Um die Neutralität zu verteidigen, hatten wir all unsere Kräfte, unsere Ressourcen bis zum letzten Cent eingesetzt und den schlimmsten Bedrohungen getrotzt. Wir hatten die Zukunft des Rexismus geopfert, um zu versuchen, den Frieden zu retten, den Frieden unseres Volkes und den Frieden Europas, denn dieser europäische Krieg war eine Absurdität, nicht nur eine Bedrohung des Ruins für unser Land, sondern für den gesamten westlichen Kontinent. Wir haben seit 1945 die Ergebnisse dieser verrückten Umarmung gesehen.

Q. — Haben Sie diese Angriffe auf den Rexismus, der bereits mit Faschismus gleichgesetzt wurde, nicht vor einer möglichen Gefahr im Falle eines Konflikts mit Deutschland gewarnt?

R. — Am Vorabend des schlimmsten nationalen Unglücks hatten die Politiker ständig eine exklusive Idee im Kopf: Rache an den verfluchten Rexisten, die ihre Pfründe in Gefahr gebracht hatten, die mit eisernen Besen ihre Beschützer in der Polit-Finanzwelt verfolgt hatten, die ihre Demokratie der Korruption und des Schlamassels durch einen starken, geordneten, verantwortlichen Staat ersetzen wollten, der über die Zeit zum Regieren verfügte und seine Kompetenzen frei wählte. Wir haben den Belgiern auch die Augen für große europäische Horizonte geöffnet, während die Parteimanipulatoren nur die Grassoden ihrer kleinen Grenzpfähle sehen konnten.
Für diese unfähigen, hinterlistigen und verkommenen Mitglieder des sogenannten demokratischen Regimes bot der Ausbruch des Krieges eine fast unverhoffte Gelegenheit, Rache zu üben.
Das belgische politische Regime ließ am 10. Mai 1940 Tausende von Unschuldigen inhaftieren. Dutzende unserer Kameraden wurden am 21. Mai 1940 in Abbeville innerhalb eines halben Vormittags massakriert. Der Hinterhalt wurde mit absoluter Geheimhaltung geplant. Sobald die ersten deutschen Bomben in der Morgendämmerung des 10. Mai 1940 auf den Westen fielen, wurden ich und Tausende von Rexisten von allen Seiten des belgischen Territoriums von Polizeikräften angegriffen. Sie fielen wie Gangster über uns her, obwohl sie alle genau wussten, dass wir untadelige Patrioten waren. Dies war der niedrigste Anschlag, bei dem ein Regime, das am Ende seiner Diskreditierung war, uns in Schande und Blut ertränken wollte.

Q. — Unter welchen Umständen kam es zu diesen Verhaftungen?

R. — Die letzten Monate vor dem Krieg hatten unsere zukünftigen Folterer damit verbracht, Listen vorzubereiten, auf denen die Namen von Tausenden von Belgiern eingetragen wurden.
Der Folterer, der sich bei diesen kriminellen Vorbereitungen am meisten durch seine geistige Grausamkeit auszeichnete und durch den unsere Märtyrer sterben würden, war ein Mann namens Ganshof van der Mersch, ein übereifriger Emporkömmling, der erst vor wenigen Wochen zum Generalauditor ernannt worden war. Er war ein enger Familienangehöriger eines der Potentaten der belgischen Freimaurerei, Minister Paul-Emile Janson, einem kleinen, düsteren Fettleibigen mit einem spitzen, glatten Schädel wie eine Rübe und einem trockenen, harten Auge wie eine Kristallkugel. Spaak, Sohn einer Schwester von Janson, stand van der Mersch nahe, der für die politischen Verbrechen von 1940 verantwortlich war und auch für die Hunderte von Justizmorden, die während der Repression von 1944 bis 1946 offiziell begangen wurden.

Q. — Wann und wie wurden die Listen, von denen Sie sprachen, erstellt?

R. — Seit Beginn des Winters 1939-1940 wurden von diesen demokratischen Tyrannen ohne Wissen aller, sogar von König Leopold, Listen für die Inhaftierung von patriotischen Antibellisten erstellt.
Es waren Listen von Militärs.
Glücklicherweise war ich von einem der Agenten des französischen Deuxième Bureau darüber informiert worden. Er war an der Erstellung der Listen beteiligt gewesen und war dann, beschämt und empört über die schmutzige Arbeit, die ihm befohlen worden war, zu mir geeilt, um mich zu informieren.
Ich ging zum König: "Wie", sagte ich, "jetzt, vielleicht am Vorabend einer sehr harten Schlacht, in der die ganze Nation brüderlich kämpfen sollte, vergiftet man die Armee und bereitet Tausende von Verhaftungen Ihrer besten Offiziere und Soldaten vor, unter dem Vorwand, dass sie Rexisten sind oder waren.
Der König war sichtlich erstaunt über diese Enthüllung und versprach mir, die Listen zu annullieren, was er auch tat.

Q. — Warum wurden Sie dann verhaftet?

R. — Ich hätte mir nie träumen lassen, dass die Verschwörer dies wieder gutmachen würden, indem sie identische Listen gegen uns Zivilisten erstellen lassen würden.
Seit April 1940 hatten der Justizminister Janson und der Fouquier-Tinville Ganshof van der Mersch die Mordlisten in ihren Kartons, die tadellos vorbereitet waren. Der gesamte Staatsapparat war für den Tiefschlag bereit.
Am 10. Mai 1940, in den frühen Morgenstunden, wurde der Plan fast automatisch ausgelöst. Innerhalb weniger Stunden würden wir uns zu Tausenden in den Gefängnissen des Regimes wiederfinden. Ich selbst, obwohl ich Abgeordneter war und normalerweise durch die parlamentarische Immunität geschützt war, wurde sofort in einen geheimen Kerker geworfen, gefesselt und Tag und Nacht bewacht, als ob ich Hitler am Vortag den magischen Schlüssel geliefert hätte, der es ihm ermöglicht hätte, seinen Panzern die Tore Belgiens zu öffnen.
Kurz darauf wurden wir dem französischen Deuxième Bureau übergeben und 21 meiner Leidensgenossen wurden auf grausame Weise von betrunkenen Henkern ermordet, die nicht einmal wussten, wie ihre Opfer hießen oder warum sie zu ihnen gebracht worden waren.
So endete der Rexismus des Friedens unter einem Haufen von Leichen.
Der Rexismus des Krieges würde wieder auferstehen.

KAPITEL 18
DER ZEHNTE MAI 1940

Leopold III. trinkt Tee statt ins Parlament zu gehen — Totales Chaos in Belgien — Weitsicht von Leopold III. — Eine zerfallende Regierung — Die Armee an der Lys in die Enge getrieben — Leopold III. weigert sich zu fliehen — Die Engländer werden von ihm gerettet — Das andere Motiv von Leopold III. — Die Rettung der belgischen Minister — Verschanzt in einem verlorenen Dorf — "Belgien kotzt Sie an" — Die Lebensmittelversorgung der nach Vichy geflüchteten belgischen Minister wird eingestellt — Die schmutzigen Unterhosen in Churchills Wäscherei.

Q. — Wie reagierte Belgien auf die ersten Stunden des Krieges am 10. Mai 1940?

R. — Das belgische Ministerium am 10. Mai 1940 wurde von einem alten, sturen und trübsinnigen Katholiken namens Pierlot geleitet. Er hatte seine Berufung als Totengräber verfehlt. Auf jeden Fall hatte er den Kopf dafür. An diesem Morgen verfügte er nur über eine alte, wackelige und schlecht vorbereitete Verwaltungsmaschine als Regierung.
Die Armee besetzte ihre Posten an der Grenze, aber ihre Moral war bereits erschüttert. Sie wusste nicht genau, wofür sie kämpfen sollte. Ihr Minister war ein stotternder General namens Denis, ein Egotant, der technisch einem pensionierten Feuerwehrmann weit unterlegen war. Er war in allem schwach, wie es sich für eine Demokratie gehört, in der ein intelligenter General automatisch verdächtig ist.
Seine Rolle während der Feindseligkeiten? er irrte sechs Wochen lang zwischen Schelde und Garonne umher, hilflos, unfähig, einen Befehl zu geben, immer weit weg von den Truppen, von dem Durcheinander zerstört, am Ende hager, wie ein ausgeleerter Sack. Er war schon lange tot.
Niemand bemerkte den Unterschied. Dasselbe gilt übrigens für Pierlot, seinen Chef, von dem die jungen Leute nicht einmal mehr wissen, ob er Pierrot oder Pierre Lot hieß.
Von den höheren Kadern der belgischen Armee kam nie eine Anweisung, die auch nur einen Hauch von Phantasie widerspiegelte. Wie Gamelin in Frankreich, Badoglio in Italien und sogar wie einige Generäle der Wehrmacht waren diese hohen belgischen Militärs nur alte, sture Badernes, die endlos an Operationsplänen kauten, die seit 20 Jahren strategisch und technisch überholt waren.

Q. — Was meinen Sie, fehlte es den alliierten Armeen damals an echten Kriegsführern?

R. — Ein Kriegsherr zu sein bedeutet nicht nur, ein Mathematikstudent der Militärakademie gewesen zu sein. Am Anfang kann er nur ein brillanter Bauer sein. Mit der Zeit kann er zu einer Belastung werden. Der wahre Führer hat einen angeborenen Sinn für Führung und strahlt eine kreative Vorstellungskraft aus. Er hat einen Durst nach Initiative, er errät, er trickst, er führt den unerwarteten Schlag aus. Er ist ein Trainer von Menschen, er provoziert die Gabe, er weckt den Enthusiasmus, er macht die Disziplin zu einem freudig akzeptierten Dienst. Der alte Stabsoffizier, abgestumpft durch das Büroleben, aufgebläht durch eine zu selbstgefällige Intendanz, das Gehirn verkümmert durch Untätigkeit, lähmt den Kampf, anstatt ihn zu beleben, und verwandelt die Soldaten in müde Schafe. Die große westliche Niederlage im Sommer 1940 war das Debakel dieser galanten, konstellierten und dekadenten Angestellten in Belgien und anderswo.

Q. — Die belgische Armee hielt 18 Tage lang heldenhaft stand, trotz der Unzulänglichkeiten ihres Kommandos, während Holland, dem nie ein Vorwurf gemacht wurde, bereits nach vier Tagen zusammenbrach!

R. — Innerhalb weniger Stunden wurde das gesamte belgische Verteidigungssystem auf den Kopf gestellt. Belgien hatte sich auf seine riesige Festung Eben-Emael verlassen, die mächtigste Festung Europas, die von mehreren tausend Offizieren und Soldaten besetzt war und durch Kuppeln und Panzerungen geschützt wurde, die, wie man behauptete, jedem Beschuss standhalten konnten, sowie durch eine schwere Artillerie, die als unbesiegbar galt. Vierundachtzig deutsche Fallschirmjäger besiegten sie innerhalb weniger Stunden. Die Vorstellungskraft, der Scharfsinn und die Nervenstärke siegten fast augenblicklich über Tausende Kubikmeter an gelehrten Büchern. An einem Vormittag wurde der Komplex, der Milliarden von Franken und jahrelange Arbeit gekostet hatte, vernichtet. Mehrere tausend belgische Soldaten wurden fast kampflos gefangen genommen. Der große belgische Damm war gebrochen. Insgesamt acht Deutsche starben, um ihn zu zerstören.

Mit der gleichen Geschwindigkeit wurde der Albertkanal überwunden. Auch er galt als unpassierbar. Innerhalb von fünf Minuten hatten die ersten Deutschen, die besser ausgebildet waren, den Kanal überquert!
Q. — Die französischen Armeen kamen jedoch Belgien und Holland zu Hilfe.

R. — Die französische Armee rannte töricht in die Falle, die Hitler ihr gestellt hatte. Gamelin, aufgeblasen vor Eitelkeit, rittlings auf seinen schönen und ehrwürdigen Akten, mit einer Kanone vor der Tür, erklärte in der ersten Stunde, am 10. Mai 1940: "Hitler hat sich genau dorthin begeben, wo wir ihn erwartet haben". Daraufhin hatte er die interessierten Informationen von Leopold ignoriert und seine besten Divisionen in einem offenen Grab nach Belgien und Holland getrieben.
Genau zu diesem Zeitpunkt, die Jupiterprognosen des französischen Oberkommandos vereitelnd, trieb Hitler in außergewöhnlicher Stille seine Elitetruppen in Richtung Sedan. Am zweiten Tag wurden die belgischen Ardennen vollständig überquert. Die deutschen Truppen hatten bereits Bouillon erreicht, wo General Guderian mit seinen Panzern in den Hinterhalt geriet, nachdem er im Hotel Panorama durch ein Wildschweingeweih, das durch eine Explosion gelöst wurde, fast getötet worden wäre. Am nächsten Tag überquerten seine Panzer die Maas, Sedan wurde gefegt und überholt. Von diesem Moment an war für die Alliierten alles verloren. Der Krieg war nicht einen Monat nach Beginn verloren, sondern drei Tage nach Beginn.

Q. — Was taten die belgische Regierung und das Staatsoberhaupt in diesen entscheidenden Tagen?

R. — Am 10. Mai 1940 nahm die belgische Regierung, um die demokratischen Rituale einzuhalten, zunächst mit großem Tralala an einer Sitzung der Abgeordnetenkammer teil. Spaak war auf die Tribüne gestiegen und hatte sich überflüssig gemacht. Er würde später erzählen, dass er auf die Parlamentarier "mehr Eindruck als zwanzig motorisierte Divisionen" gemacht habe, indem er ihnen die angeblich vernichtende Antwort gab, die er dem deutschen Botschafter ins Gesicht geschleudert hatte, der ihm im Morgengrauen die Kriegserklärung des Dritten Reiches überreicht hatte. Bevor der feindliche Botschafter auch nur eine Zeile seiner Botschaft gelesen hatte, hatte Spaak — so behauptete er zumindest — ihm mit einem energischen "Ich zuerst" das Wort abgeschnitten.
Das Parlament jubelte dem stolzen verbalen Sieger energisch zu. Dies war jedoch reine Prahlerei. Wie sein Schwager Ganshof später erklärte, hatte Spaak nichts dergleichen behauptet; er hatte dem Reichsbotschafter einfach nur gesagt: "Wir sind alte Freunde, ersparen wir uns diese lästige Formalität", und er hatte den Text seiner Antwort im Austausch für die Kriegserklärung des anderen gegeben! Nur ein Überkreuzen von zwei Papieren! Das war alles. Das historische Wort hatte Spaak erfunden, um seine Politikerfreunde zu beeindrucken und sein Markenimage aufzupolieren!

Q. — Was ist mit Leopold?

R. — Leopold war nicht viel besser. Er hatte sich nicht einmal dazu herabgelassen, an der stürmischen Sitzung des belgischen Parlaments teilzunehmen.
Albert I. war 1914 zu Pferd in die Abgeordnetenkammer geritten und hatte auf alle einen epischen Eindruck gemacht.
Aber Leopold zu Pferd, zu Fuß oder auf einem Roller, das kam nicht in Frage! Premierminister Pierlot erklärte ernst, um ihn zu entschuldigen, dass er gegangen sei, um seine Armee zu führen. Eine weitere pseudohistorische Prahlerei! Diese Abreise war wahr und nicht wahr, wie alle Angelegenheiten von Leopold immer wahr und nicht wahr waren. Er war am Morgen des 10. Mai in seinem Hauptquartier in Breendonck zwischen Brüssel und Antwerpen aufgebrochen, hatte dort den Vormittag verbracht und früh zu Mittag gegessen, aber zu der Zeit, als die große Versammlung des belgischen Parlaments stattfand, war er in Brüssel, kaum fünf Minuten vom Parlament entfernt. Er hätte sich also durchaus dorthin begeben können.
Er trank Tee bei seiner Mutter, der alten und immer noch fröhlichen Freundin des ehemaligen Ministers von Man. So war die Haltung von Leopold bereits an diesem ersten Tag zweideutig gewesen.
Sein Platz war natürlich im Parlament, dem offiziellen Areopag der Demokratie für diejenigen, die daran glauben. Und ein konstitutioneller König musste an die Eminenz dieses Stalles von nutzlosen Gänsen glauben.
Eine solche Abwesenheit wäre verständlich und sogar lobenswert gewesen, wenn Leopold die offizielle Parlamentssitzung verpasst hätte, um seine Armee vom Fort Breedonck aus oder, was noch viel besser gewesen wäre, an der Eben-Emael-Front oder am Albertkanal zu galvanisieren. Aber einer solchen Zeremonie fernzubleiben, um gemütlich bei seiner alten Mutter Tee zu trinken, war unrühmlich und sogar unverschämt gegenüber einem Parlament, das auf ihn wartete und vor patriotischer Erregung erstickte.

Die lyrische Tirade über die angebliche Anwesenheit des Herrschers an der Spitze seiner Armee, während er die mütterlichen Petits Fours genoss, offenbarte eine klare Verachtung, einen offensichtlichen Mangel an Respekt für die sakrosankten demokratischen Institutionen. Und für die Millionen Franken für die zivile Liste, die ihm das Parlament jedes Jahr bewilligte!

Q. — Was geschah dann?

R. — Innerhalb von drei Tagen, vom 10. bis 12. Mai 1940, ging ganz Belgien auf die Straße und machte sich aus dem Staub. Die ersten, die sich mit dem Schwanz am Boden auf den Weg machten, waren die Direktoren der großen Zeitungen, die noch am Vortag unerschrocken auf den Krieg gedrängt hatten. Sie wurden innerhalb weniger Stunden auf den Straßen Frankreichs verstreut und lösten eine allgemeine Panik aus.
Die belgische Regierung hatte nichts geplant. Es gab keine festgelegten Routen für die Flüchtenden. Es gab keine vorbereiteten Aufnahmezentren. Es gab keine vorbestimmten Richtungen. Anderthalb Millionen Menschen stürzten sich in alle Richtungen: Richtung belgische Küste, Richtung Frankreich, überall dort, wo sie einen Ausweg aus der Gefahr vermuteten.
Die unglaublichsten Horden blockierten alle Kommunikationswege: Nonnen, die keuchend Rosenkränze beteten, Verrückte mit grotesken Gesten, oftmals betrunkene Feuerwehrleute, die mit ihren Kupferglocken und Leitern flohen, Bestattungsunternehmer mit ihren Leichenwagen, die Büros der Gewerkschaften, die Blüte der Demokratie, die die Kassen ihrer Mitglieder mitnahmen, die ohne einen Pfennig in ihren Hütten zurückgelassen worden waren.
Die Verantwortung für diese riesige Panik lag vor allem bei der Regierung, die in absoluter Inkohärenz unzählige Abgänge von Verwaltungsstellen angeordnet hatte und die Bevölkerung mit Berichten über angeblich von den Deutschen begangene Gräueltaten in Panik versetzte. Im Stil der Tausenden von abgehackten Händen an belgischen Kindern im Jahr 1914.

Q. — Es wurde viel von einer fünften Kolonne gesprochen und es scheint sicher, dass sie tatsächlich existierte!

R. — Jeder, der flüchtete, misstraute seinem Nachbarn. Überall wurde nach "Boche" geschnüffelt. Jede Nonne versteckte einen Nazi-Banditen unter ihren Röcken. Sie wurden am Straßenrand hochgekrempelt. Die Anarchie war schnell vollkommen. Aus militärischer Sicht trug sie erheblich zur Katastrophe bei: es war unmöglich, Truppen unter Millionen von Menschen zu bewegen, die flohen, sich stapelten, sich verhedderten und alle Zugänge versperrten.

Q. — Handelte die belgische Regierung in vollem Einvernehmen mit dem König?

R. — Pierlot, der Premierminister, frigide wie ein Quarzblock, Spaak, der Außenminister, mit fließendem Talg, und General Denis, der gaga Minister für nationale Verteidigung, fühlten sich von König Leopold immer mehr ins Abseits gedrängt und beschlossen, sich am Morgen des 15. Mai 1940 in das Hauptquartier in Breedonck zu begeben. Dort fanden sie sich, wie sie sagten, "in einer Atmosphäre von unglaublichem Defätismus" wieder. Die Niedergeschlagenheit war verständlich. Die französischen Linien waren gebrochen und dann bei Sedan durchbrochen worden. Alles lag auf dem Boden. Die Deutschen waren wie bei einer Übung über das imposante Hindernis der Maas gesprungen, nicht nur auf französischem Gebiet, sondern auch weiter nördlich auf belgischem Gebiet bei Dînant, wo die Überquerung des Flusses, die von Gamelins Truppen kaum verteidigt worden war, im Handumdrehen gelang.
Die gesamte französische Ebene war nun überflutet. Die Panzer von Guderian rannten direkt auf den Kanal zu. Leopold, der den deutschen Plan, der zu diesem Zeitpunkt in vollem Gange war, vor allen anderen erahnt hatte und vielleicht sogar glaubte, ihn inspiriert zu haben, zeigte Spaak auf der Karte eine Linie von der Maas bis zur Nordsee. Er hielt seinen Finger auf Abbeville: "In acht Tagen werden sie hier sein!".
Spaak war überwältigt und konnte es nicht glauben. Die Prognose erschien ihm "von einem Scharfsinn, den ich fast als genial bezeichnen würde". Aber er wollte nicht an den Ansturm Hitlers glauben. Er war sogar empört gewesen, als der König dies ankündigte. Er war der Meinung, dass Hitler innerhalb einer Woche mit einem Bajonett in den Lenden nach Berchtesgaden gebracht werden würde. Leopold hatte die Aufgabe, dies zu tun.

Q. — Wie reagierte der König auf diesen Schritt seiner wichtigsten Minister?

R. — Angesichts des Drängens von Spaak schwieg der König mit gerunzelter Stirn und mürrischem Gesicht. Er sah nur zu gut voraus, was unausweichlich geschehen würde. Diese Operation von Sedan hatte er sich vor Spaak und vor vielen anderen ausgedacht, denn er selbst hatte sie seit Monaten in seinem Gehirn geplant!
Die französische Armee glaubte, dass Hitler, nachdem er in Sedan gesiegt hatte, auf Paris zustürmen würde, und irrte sich erneut gewaltig. In aller Eile wurden Hunderte von Bündeln diplomatischer Dokumente in den Hof des Außenministeriums geworfen, um sie sofort zu verbrennen. Warum? Waren sie so kompromittierend? Was enthielten sie, das so verdächtig war, dass sie so schnell vernichtet werden mussten? Was sagen die Historiker zu diesen Verbrennungen, die nach jedem "Dokument" Ausschau halten, vorausgesetzt, es ist ein deutsches?
In der gleichen Eile wurde die Evakuierung der Regierung vorbereitet. Selbst die Kammern wurden darüber informiert. Man gab ihnen vierundzwanzig Stunden, bevor Hitler am Tor von Pantin auftauchen würde! Währenddessen raste er als perfekter Stratege die Somme hinunter, rannte auf Calais zu und umzingelte die besten Truppen der französischen Armee, die sich törichterweise nach Norden gewagt hatten.

Q. — Leopold leitete jedoch den verzweifelten Widerstand der sich zurückziehenden belgischen Armee. Die belgische Armee gab das Terrain nur Stück für Stück in einem heldenhaften Kampf auf.

R. — Nicht so schnell. Der Feldzug in Belgien dauerte 18 Tage, vom 10. bis 28. Mai 1940. Der logische, methodische Rückzug von Leopold erfolgte vom Albert-Kanal aus langsam in Richtung Brügge und zum Meer hin. Der Anführer der belgischen Armee vermied den Kampf, wann immer er konnte. Das war sein Prinzip: so wenig wie möglich kaputt zu machen. Jedes Mal, wenn es zu einem Kampf kam, beließ er es bei Scharmützeln der Nachhut und zog den Großteil seiner Truppen vorsichtig zurück.
Schließlich wurde er am 25. Mai 1940 an der Lys in die Enge getrieben. Bereits seit vier Tagen hatten Rommels Panzerfahrer triumphierend ihr erstes Bad in der Nordsee an der Mündung der Somme genommen. Ein schlecht vorbereiteter Gegenangriff von Weygand war wirkungslos geblieben, vor allem wegen der Passivität der Engländer, die vor allem damit beschäftigt waren, sich aus der Affäre zu ziehen oder, um es drastischer auszudrücken, nach Dünkirchen und Dover zu flüchten.
Frankreich war endgültig in zwei Teile geteilt. Ein Durchbruch durch den Damm war nicht mehr möglich. Die belgischen Truppen würden nie mehr zu den Alliierten gelangen können. Die Engländer waren bereits seit mehreren Tagen, trotz der formellen Befehle von Weygand, auf dem Rückzug zur Küste.

Q. — Wo war die belgische Regierung zu diesem Zeitpunkt?

R. — Die belgische Regierung war von den Ereignissen überfordert und hatte die Kontrolle verloren. Sie hatte bereits in der ersten Woche ihre Verwaltung aufgegeben. Sie hatte keinen Kontakt mehr zu ihren Ministerien, die sich in einem Drift befanden. Er verfügte nicht einmal über einen Feldtelefonapparat oder einen Telegrafen. Er hatte keine Esafetten. Er wusste nicht einmal mehr, wohin sich eine Reihe seiner Minister verstreut hatten. Einer von ihnen, Antoine Delfosse, irrte zu Fuß in der Nähe der französischen Grenze umher, schob seine Akten in einem Kinderwagen, hemdsärmelig, mit schweißbeschlagener Brille und staubig wie ein Clochard. Er würde dem König anbieten, den Erlass zur Entlassung seiner Kollegen gegenzuzeichnen!
Die drei letzten Musketiere der belgischen Regierung, Pier-lot, Spaak und Denis, erschrocken und erschöpft, versuchten am 25. Mai 1940 im Schloss Wynendaele Leopold, der sie nicht einmal zum Sitzen eingeladen hatte, dazu zu bewegen, an ihrer Flucht ins Ausland teilzunehmen. Der König erklärte, dass er bis zur letzten Minute kämpfen werde. Er deutet auch an, dass der Zusammenbruch nahe ist, dass er aber, egal was passiert, mit seiner Armee solidarisch bleiben wird.

Q. — Bedeutete Widerstand zu diesem Zeitpunkt noch etwas?

R. — Wenn Leopold die Beine in die Hand genommen hätte, wie es alle seine tapferen Minister mit Feuer in der Hose taten, wenn er, wie sie ihn anflehten, die belgische Armee am 25. Mai 1940 im Stich gelassen hätte, wäre es den Engländern nie gelungen, Dünkirchen wieder zu besetzen. Dank ihm hatten die Engländer ein zusätzliches Polster von mehr als 70 Stunden. Wenn Leopold am 25. Mai abgehauen wäre und seine Truppen im Stich gelassen hätte, hätten diese natürlich fast sofort kapituliert, nachdem er alles fallen gelassen hatte. Am selben Tag hätten die Deutschen die gefangene belgische Armee überholt, wären mit den Panzern von Guderian, die von Calais kamen, zusammengetroffen und hätten die Engländer in die Zange genommen!

Innerhalb eines halben Tages wäre dies geschehen. Dreihunderttausend Engländer wären in Hitlers Netzen gefangen worden.

Q. — Sie billigen also das Verhalten von Leopold?

R. — Natürlich ist es das! Ich sage: Leopold an jenem 28. Mai 1940. Was er danach tat, ist eine andere Sache. Aber im Mai 1940 war seine Rolle für die Rettung der Alliierten von entscheidender Bedeutung.
Dieser unglückliche Mann wurde mit Schmähungen überschüttet. Es ist jedoch sicher, dass er zu diesem Zeitpunkt die Flucht der britischen Armee ermöglichte, deckte und sicherstellte. Seine drei Tage des letzten Widerstandes, vom 25. bis 28. Mai 1940, waren von entscheidender Bedeutung. Dieser verzweifelte Kampf von Leopold, der besonders für die belgische Armee tödlich war, diente nur noch den Franzosen und Briten. Diese konnten sich nur deshalb in Dünkirchen versammeln, weil die drei langen und blutigen Tage und Nächte, in denen Leopold seine Armee im Kampf hielt, ihren Rückzug und ihre Panik deckten. In Dünkirchen fehlt ein Denkmal, ein Denkmal der Dankbarkeit für Leopold, ohne den die Wiedereinschiffung der Alliierten nicht möglich gewesen wäre.

Q. — War diese Treue zu seiner Armee und seinen Verbündeten das einzige Motiv, das zu diesem Zeitpunkt die Entscheidungen von Leopold inspirierte?

R. — Nein. Ich glaube nicht. Es gab auch ein anderes, persönliches, politisches Motiv, das dem König der Belgier verbot, seinen drei letzten Ministern bei ihrer Flucht ins Ausland zu folgen.
Was war das für ein Grund? Durch seinen Rat zum Bruch in Sedan, der von seinem Faktotum Henri de Man nach Berlin weitergeleitet wurde, hatte Leopold III. sich zweifellos in gutem Glauben auf deutscher Seite kompromittiert. In der Hoffnung, das Unglück seines Landes zu begrenzen, ließ er Hitler einen Durchbruch seiner Panzer entlang seiner Südgrenze vorschlagen. Dieser Durchbruch hatte die Niederlage Frankreichs vollendet. Wenn er nach London oder Paris geflohen wäre, wäre es absehbar gewesen, dass Goebbels am nächsten Tag den königlichen Vorschlag auf allen Kanälen veröffentlichen würde, um den Herrscher in die Enge zu treiben und ihm das Leben in Großbritannien und vor allem in Frankreich unmöglich zu machen.
Leopold blieb wahrscheinlich auch aus diesem Grund in Belgien. Vielleicht dachte er sogar — aber da irrte er sich -, dass Hitler die Tatsache berücksichtigen würde, dass er ihm eine nützliche Orientierung gegeben hatte. Zum Leidwesen von Leopold war eine solche Überlegung utopisch. Hitler hatte seinen Plan für die Sedan-Abbeville Offensive acht Monate zuvor persönlich ausgearbeitet, lange bevor Henri de Man Goebbels ihm die Vorschläge des belgischen Monarchen übermittelte.

Q. — Aber war die Offensive auf Sedan nicht im Manstein-Plan vorgesehen?

R. — Absolut nicht. Hitler hatte diesen Plan schon Monate bevor er von dem intelligenten Plan von General von Manstein, dem besten Kopf der Wehrmacht, erfuhr, entworfen. Von Rundstedt hatte sich in der Tat geweigert, dem Führer die Vorschläge seines Untergebenen zu übermitteln und hatte ihm sogar das Kommando an der Front entzogen. Der abgesetzte Manstein war in Dresden auf einem Posten im Hinterland gestrandet. Hitler traf den Entlassenen erst im März 1940 im Kanzleramt anlässlich eines protokollarischen Besuchs, als sein Plan bereits seit mehreren Monaten fertig war. Manstein hatte sein Interesse geweckt und ihm erklärt, wie seiner Meinung nach eine Panzeroffensive auf Sedan aussehen könnte, was Hitler in seinen Entscheidungen bestätigte.
Manstein wird gerne für den Sieg im Mai 1940 verantwortlich gemacht, da man sich nicht vorstellen kann, dass Hitler den genialen Plan, der den Sieg sicherte, als erster hätte entwickeln können. Aber so war es. Hitler war, wie die Geschichte zeigen wird, der außergewöhnlichste Stratege des Jahrhunderts, in Polen, Norwegen, auf dem Balkan, vor Moskau. Sedan, das war nicht Manstein, das war er! Mögen die pompösen Militärtheoretiker, die sich so oft geirrt haben, es in die Luft sprengen oder ersticken. "Hitler, ein militärisches Genie" wird der Titel eines meiner nächsten Bücher sein.

Q. — Nach der Gefangennahme der belgischen Armee und der deutschen Bewachung von König Leopold im Palast von Laeken, wird die belgische Regierung noch einige Wochen in Frankreich fortbestehen. Wie beurteilen Sie die Arbeit der Regierung während dieser Zeit?

R. — Während die Kapitulation der belgischen Armee vollzogen wurde, blamierte sich die verzweifelte Regierung Pierlot-Spaak, die den fast verächtlichen Anweisungen des französischen Präsidenten Reynaud folgte, in Paris im Radio und dann vor dem Denkmal von König Albert I..

Einige Tage später hielten die belgischen Minister, Abgeordneten und Senatoren in Limoges eine Parlamentssitzung ab, die einer Zirkusvorstellung glich. Sie verhöhnten ihren König. Als sie nur noch eine Minderheit des Parlaments bildeten, eines Parlaments, das sich auf Abwegen befand und völlig diskreditiert war, waren sie sogar im Begriff, die Republik auszurufen. Kurz darauf kam es zu einer weiteren Stampede all dieser stolzen Männer nach Poitiers, Cahors, Bordeaux und, als Frankreich kapitulierte, zur Flucht der Regierung nach Sauveterre, fast in den Pyrenäen.
Sauveterre! Rette sich, wer kann! Die Regierung eines Landes, das immerhin eine gewisse Bedeutung in Europa hatte, kauerte in diesem kleinen Kaff Sauveterre, wo einige hundert Einwohner lebten und wo es nur ein Telefon gab, und das auch noch mit Kurbel, in der einzigen Kneipe am Ort!

Q. — Welche Initiativen ergriffen die belgischen Minister in diesem Dorf?

R. — Sie verteilten sich auf die Bauernhöfe in der Umgebung. Sie reden miteinander. Sie spielen Billard im Obergeschoss des einzigen Kabaretts.
In Frankreich verfügen sie immer noch über etwa 100.000 Mann Truppen und einen sehr wichtigen militärischen Nachrichtendienst. Und sie werden sich als unfähig erweisen, in diesem winzigen Regierungssitz auch nur das geringste Kommunikationsnetz einzurichten! Nicht einmal ein Radio! Nicht einmal eine kleine Telefonzentrale! Diese zusammengebrochene belgische Regierung blieb dort mehrere Wochen lang verschanzt und hatte keinen Kontakt mit Belgien, den in Frankreich verstreuten belgischen Soldaten, den Zehntausenden von jungen "Verpflichteten", die völlig verlassen auf der Flucht herumliefen, oder den 1,5 Millionen belgischen Flüchtlingen in Frankreich, die keinerlei Anweisungen erhielten.
Diese belgische Regierung von Sauveterre, die auf jede Initiative und sogar auf jede Aktion verzichtete, war wirklich die Regierung des Verfalls und der Vernichtung.

Q. — Hat sich diese belgische Regierung später für ihre Untätigkeit gerechtfertigt?

R. — Ich möchte nicht grausam sein. Spaak beschrieb ihre Situation zu dieser Zeit fast lustig, von kleinlich bis grotesk.
Der Höhepunkt war der Besuch des Generaldelegierten des belgischen Roten Kreuzes, der sie auf der Treppe ihres Bistros mit einem Billardstock in der Faust entdeckte und auf die Frage, was man in Belgien von ihnen halte, antwortete: "Meine Herren, wir kotzen Sie aus".
Danach ging es in ein Hotel in Vichy, wo sie einige Wochen später scheiterten. Spaak blieb während der Sitzungen — wie er selbst im belgischen Radio berichtete — mit dem Gesicht zur Wand auf einem Sofa liegen und interessierte sich nicht einmal mehr für die Debatten. Für sie, die belgischen Minister, war es vorbei. Sie hatten auf jede Weise versucht, vor den Deutschen zu kapitulieren, sie hatten ihnen einen Waffenstillstand angeboten, sie hatten ihnen sogar Frieden angeboten! Sie hatten sich König Leopold zu Füßen geworfen und waren in Richtung Hitler gekrochen. Alle hatten sie zurückgewiesen.
Jetzt wurde ihnen endlich klar, dass sie in den Abgrund gestürzt waren. Die französische Regierung behandelte sie mit einer schlechten Laune, die von Woche zu Woche wuchs. Sie hatte ihnen gerade mitgeteilt, dass sie die Schecks nicht mehr annehmen würde, die sie noch immer mit einer außerordentlichen Unanständigkeit auf das belgische Schatzamt ausstellten.
Diese Warnung war entscheidend. Kein Geld mehr? Was würden sie dann tun? In diesem Moment der drückenden Notlage erschienen ihnen endlich die Fußangeln Churchills interessant, der, bis zur Unterhose im Wasser stehend, alliierte Minister aus den Mülleimern fischte, um den letzten europäischen Anschein seines Widerstandes zu wahren.
Endlich würden zumindest in England Schecks ausbezahlt werden! Und sogar noch mehr!
Churchill verachtete diese Flüchtigen. "Die elende belgische Regierung", telegrafierte ihm der englische Botschafter in Madrid, der beauftragt war, das Vichy-Paket in Empfang zu nehmen.
Aber in jenen Monaten hätte Churchill mit Freude einen toten Kabeljau als Pseudo-Premierminister Belgiens akzeptiert.
So kam es, dass drei belgische Minister im August 1940 durch den britischen Schalter gingen. Diese schmutzigen Unterhosen würden nach vier Jahren Reinigung in der englischen Wäscherei im September 1944 als makellose Standarten in Belgien wieder auftauchen.
Spaak würde zum Sir und Pierlot zum Grafen ernannt werden.
Wieder einmal holte die Demokratie ihre großen Männer aus den stinkenden Kloaken der Geschichte zurück.

KAPITEL 19
DEGRELLE IN DEN GEFÄNGNISSEN

Zu Tausenden ins Ausland geliefert — Die französische "Gestapo" in Lille — Zum Tode verurteilt wegen einer Bibel — Das schreckliche Massaker von Abbeville, am 21. Mai 1940 — Degrelles Beerdigung in Brüssel — Der Tote, der nicht tot ist — Zwanzig aufeinanderfolgende Gefängnisse — Nächtliche Folterungen — Mit den Bagnards auf der Île de Ré — Von Kerker zu Kerker nach dem Waffenstillstand — Die belgische Regierung wird degrellianisch — Degrelle entführt — Weitere Inhaftierung im Lager Le Vernet — Die Suppe in den Seifenschalen — Endlich frei.

O. — Aber was wurde aus Ihnen selbst, als die belgische Regierung diese Abenteuer erlebte?

R. — Was war aus mir geworden? In der ersten Stunde des Krieges in eine Zelle des Brüsseler Gerichtsgebäudes geflüchtet, dann in das Gefängnis von Saint-Gilles gesteckt, in Einzelhaft genommen, zwei Tage später in das Gefängnis von Brügge gebracht und dann an die französische Polizei ausgeliefert, wo war ich gelandet?
Ich war tot, man hielt mich lange für tot. Der Generalauditor Ganshof van der Mersch, das hasserfüllte Faktotum des Freimaurerministers Janson, hatte uns, nachdem er uns in Herden durch ganz Belgien hatte treiben lassen, die Schande begangen, uns an die Polizei eines fremden Landes auszuliefern. Ganze Züge voller unglücklicher Menschen, die wie Sträflinge zusammengepfercht waren, wurden bis ans Ende Frankreichs gebracht. Sie wurden ausgehungert und Dutzende von Stunden ohne Getränke gelassen. Ein alter Mann wie Dr. Borms, der ehemalige flämische Nationalistenführer, wurde bei jedem Halt auf den Bahnhöfen von einer Meute Soldaten aus seinem Transporter gerissen. Er musste niederknien und wurde von Senegalesen mit Urin bespritzt. Gefangene, die verrückt geworden waren, wurden erschossen.
Wir, die Gefangenen aus dem Gefängnis in Brüssel und dann aus dem Gefängnis in Brügge, wurden in Dünkirchen an die niedrigsten Polizeibeamten ausgeliefert. Ich wurde schrecklich misshandelt, man wollte mir die Geschlechtsorgane abschneiden, man hatte mir die Augen verbunden und mich an einen Pfahl geführt, man hatte mich über den Kopf gezogen, um mich zu terrorisieren. Dann wurde ich nach Lille gebracht.

Q. — Warum nach Lille?

R. — Dort herrschte in der Rue de Solférino eine entsetzliche "Gestapo". Man spricht oft von Gestapo, aber die Gestapo existierte 1940 nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich! Es tut mir leid, meinen französischen Freunden Leid zu tun, aber es ist so: wir wurden von abscheulichen Henkern behandelt. Wir waren dort Dutzende von Männern und Frauen, angekettet, einige von uns völlig nackt, und wurden Tag und Nacht geschlagen und gefoltert. Am Ende wurde ich zum Kriegsrat in Lille gebracht. Dort erlebte ich Verhöre, die an Possenhaftigkeit kaum zu überbieten waren. Mein Messbuch, in dem ich gerade das Totenoffizium für die ersten Opfer des Krieges las, wurde konfisziert, als ich in meinem Garten in Brüssel festgenommen wurde. Ein Messbuch war für den militärischen Untersuchungsrichter die Bibel! Die Bibel war der Beweis, dass ich protestantisch war! Als Protestant war ich zwangsläufig ein Nazi! In drei Minuten war meine Rechnung beglichen!
Die Deutschen kamen näher. Die Polizisten luden uns mit Gusseisenkugeln an den Füßen und Armen, die in Eisenstangen eingeklemmt waren, in Zellenwagen in Richtung Abbeville.
Noch einmal, meine französischen Freunde sollen sich nicht aufregen. Bei einer Erzählung wie der meinen kommt es vor allem darauf an, die Wahrheit zu respektieren, auch wenn sie nicht gefällt. Wenn in Frankreich andere Länder wegen Kriegsverbrechen angeklagt werden, muss man die Loyalität haben, die Verbrechen, die zu Hause begangen worden sein könnten, nicht systematisch zu leugnen — und, wenn es angebracht ist, zu verurteilen. Unser Fall — bei weitem nicht — war 1940 kein Einzelfall.
In Abbeville nahm eine Anzahl französischer Soldaten, die stark betrunken waren, aber dennoch nicht chaotisch, und einem Hauptmann gehorchten, ohne jeglichen Auftrag alle armen Teufel, die mich begleiteten, mit. Sie ermordeten einundzwanzig von ihnen und schlachteten sie mit einer schrecklichen Barbarei ab. Unter uns war ein armer kleiner deutscher Mönch, der bis dahin in einem Kloster in Brügge gelebt hatte und dort ohne Erklärung aufgegriffen worden war. Er hielt sein Auge an seine Wange gedrückt, weil man uns allen bei unserer Ankunft in Frankreich beide Augen mit schrecklichen Fäusten zertrümmert hatte. Sein Auge war ihm aus der Augenhöhle gesprungen. Armer Spatz, der immer noch glaubte, dass es

wieder eingesetzt werden könnte, der es seit drei Tagen klebrig an seiner Wange hielt. Wir hatten auch Joris van Severen unter uns, eine der bekanntesten Persönlichkeiten Flanderns. Aber die Leute, die ihn ermorden wollten, wussten nicht einmal, wer er war. Der einzige, der bekannt war, war ich.
Diese armen Menschen wurden von den Soldaten ergriffen und mit dem Bajonett getötet, wie die alte Großmutter, ihre Tochter und ihre Enkelin, die sich unter unseren Konvoi gemischt hatten und deren Körper von Dutzenden von Schlägen durchlöchert wurden, bevor sie starben.

Q. — Dachte man nicht, dass auch Sie bei diesem Massaker starben?

R. — Auf dem verlassenen Zellenwagen, der uns nach Abbeville brachte, war eine Liste der Gefangenen mit meinem Namen an der Spitze angebracht. Als die Panzertruppen von Guderian und Rommel ankamen und das Bündel von Toten in der Sonne verrotten sahen, glaubten einige, mich zu erkennen und machten Fotos von dem geschwollenen Leichnam von Degrelle. Einige Stunden später wurde mein Tod überall bekannt gegeben. Der Völkische Beobachter veröffentlichte einen Artikel über mein kurzes politisches Leben und meinen grausamen Tod sowie ein Foto meiner vermeintlichen Leiche. Eine halbstündige Sendung im deutschen Radio berichtete über mein Ableben. In ganz Belgien wurde die Nachricht in den Zeitungen mit Schlagzeilen angekündigt. In Brüssel wurde eine feierliche Messe für die Ruhe meiner Seele abgehalten. Meine armen Eltern wurden dorthin geschleppt. Es war vorbei. Mein Fall war erledigt. Es gab keinen Degrelle mehr.

Q. — Warum wurden Sie und Ihre einundzwanzig Leidensgenossen nicht erschossen?

R. — Ich wurde mehrmals in meinem Leben für tot erklärt. Jedes Mal ohne Erfolg. Das ging so weit, dass ich schließlich glaubte, dass ich nie sterben würde, was natürlich eine ausgezeichnete Lösung wäre. Aber Ende Mai 1940 lebte ich noch, ob es mir gefiel oder nicht. Aus einem ganz einfachen Grund. Die französische Militärpolizei glaubte, dass ich in alle Geheimnisse von Hitler eingeweiht war. Wenn ich so lange verprügelt würde, würde ich irgendwann die Pläne des schrecklichen Führers zugeben. Um mich dazu zu bringen, sie zu enthüllen, wollten meine Folterknechte mich am Leben erhalten, während meine Folterkameraden auf grausame Weise vernichtet wurden.
Anstatt mich in Abbeville zu erschießen, wurde ich auf einen anderen Lastwagen geladen, der zum Gefängnis in Rouen fuhr. Der Transport war schrecklich. Wir steckten jeden Moment in dem riesigen Band der Niederlage fest. Der schwere, vergitterte Wagen war von Menschenmassen umgeben, die schrien: "Fallschirmjäger, Spione! Senegalesen versuchten, sich durch das Fenster des Fahrers zu schieben, mit einer Spitzhacke in der Hand, um mich zu enthaupten.
Nach einer 20-stündigen Fahrt kam ich, immer noch in Ketten, im Gefängnis von Rouen an. Selbst dort weigerte man sich, meine Arme von den Eisenstangen zu befreien, um mich am Urinieren zu hindern. "Pinkeln! Pinkeln Sie doch!" lachten die Wärter.
Von Rouen wurde ich am selben Abend in das Gefängnis von Evreux katapultiert. Von Evreux kam ich in das Gefängnis von Lisieux, wo ich mehr als irgendwo anders schrecklich misshandelt wurde.
Dort gab es jede Nacht Schläge, die entsetzlich waren. Sie mussten sehen, wie die deutschen Gefangenen behandelt wurden, die einer nach dem anderen niedergeschlagen wurden! Und sogar wie die französischen Soldaten, die auf dem Rückzug verstreut und von der Gendarmerie eingeholt wurden, ausgezogen und verprügelt wurden! Was mich betrifft, so wurde ich drei Tage lang auf unvorstellbare Weise gefoltert. Mir wurden zehn Zähne ausgeschlagen. Ich musste den Urin der Wärter trinken. Natürlich gab es keine Nahrung.
Von dort wurde ich an die Loire gebracht. Es war Nantes. Es war Angers. Das war Tours. In Tours, als sich die deutschen Soldaten näherten, wurde ich in letzter Minute in einen Waggon eines Sträflingszuges gesteckt. Es waren Sträflinge aus Poissy, die Superelite des Verbrechens in Frankreich, die auf die Île de Ré gebracht wurden. Ich wurde wie ein Bündel abgeworfen und landete in einem Transporter inmitten von 40 dieser Sträflinge, die in Büros gekleidet waren. Einer von ihnen rief mir erstaunt zu: "Du, ich kenne dich, ich habe dich in der Illustration gesehen!". Wie sie hatte ich mein Foto in den Gazetten gehabt. Wir waren also mehr oder weniger Kollegen.
In dem Zug mit über 300 Sträflingen befanden sich u.a. die seit 1939 inhaftierten kommunistischen Abgeordneten Frankreichs, die ebenfalls in groben Stoff gekleidet waren, wie ihre Kettenkameraden, Mörder und Diebe von großem Ruf. Die Gesellschaft dieser Moskauer Aktivisten war interessant. Einige waren gebildet, viele waren freundlich, hatten ein Herz. Mit ihnen und den 300 gewöhnlichen Verurteilten fuhren wir 50 Stunden in Viehtransportern nach La Rochelle und dann, auf dem Boden eines Pontons, zum

Zuchthaus auf der Ile de Ré, einem fast unterseeischen Gefängnis, der üblichen Zwischenstation für Sträflinge auf dem Weg nach Guayana.
Wir waren jeweils zu zehnt mit den Füßen an eine dicke Eisenstange gefesselt, die fünf oder sechs Meter über eine gemeinsame Bank verlief, in engen Zellen, die nur durch ein kleines, unzugängliches, vergittertes Dachfenster in der Nähe der Decke beleuchtet wurden. Die einzige Zierde war eine große Tonne mit Exkrementen, die man nur erreichen konnte, wenn man sich alle zehn, an die gleiche Eisenstange genagelt, zu ihr hinunterbeugte. Nur so konnte man sich auf den Thron der Herrlichkeit setzen.

Q. — Wie lange blieben Sie auf der Île de Ré?

R. — Als sich die Deutschen am übernächsten Tag Saint-Martin de Ré näherten, dachte ich, dass mein Elend vorbei sei. Der Direktor des Gefängnisses hatte mir bereits meine Abgeordnetenmedaille überreicht. Er nannte mich "Sir" statt "Kuhfresse". Das war ein gutes Zeichen.
Um drei Uhr morgens gelang es der Polizei noch, ein Boot ausfindig zu machen, mich hineinzuwerfen und mich nach zwei Stunden Fahrt unter den riesigen Rauchmassen der brennenden Öllager an der Küste von Guyenne abzusetzen. Am Strand wurde ich an Gendarmen übergeben, die mich mit einem Lastwagen nach Bordeaux zur Festung Hâ brachten.
Die Deutschen rückten wieder einmal näher. In der Nacht ein weiterer Transfer! Dieses Mal nach Tarbes, in der Nähe von Lourdes. In diesem Gefängnis wurde ich in einen eisernen Käfig gesperrt, zusammen mit einem Verrückten, der Tag und Nacht mit einem Kochtopf gegen die Gitterstäbe schlug.
Ich war am Ende meiner Kräfte und konnte seit meiner Ankunft keinen Augenblick schlafen. Ich bat den Wärter durch das Gitter hindurch um den Besuch des Kaplans. Der andere antwortet mir, herrlich, als ob er die Vorschriften aufsagen würde: "Die Republik erkennt keine Religion an und subventioniert keine Religion. Obwohl das Debakel alles in die Luft gejagt hatte, hielt der laizistische Geist der einen und unteilbaren Republik die unsterbliche Flamme des Antiklerikalismus an den Türen unserer vergitterten Kerker mit vibrierendem Stolz aufrecht.
Es war noch nicht vorbei. Halo-Germanische Missionen besuchten die Gefängnisse. Damit ich ihnen entgehen konnte, wurde ich eilig in die Gefängnisse von Toulouse, Albi, Rodez und schließlich in einen Kerker in Puy-en-Velay gebracht.

Q. — Wie endete Ihre Odyssee?

R. — In Puy-en-Velay wurde ich fast befreit. Nur knapp, aber nicht mehr. Otto Abetz, der neue Reichsbotschafter in Paris, hatte erfahren, dass ich noch lebte, zumindest in Bordeaux, da deutsche Gefangene, die aus der Festung von Le Hâ befreit worden waren, behauptet hatten, mich gesehen zu haben. Ich war also nicht in Abbeville gestorben. Otto Abetz hatte diese Klarstellung sofort Pierre Daye, dem ehemaligen Fraktionsvorsitzenden unserer Abgeordneten, mitgeteilt. Er gab ihm die Möglichkeit, bis nach Vichy zu reisen. In Vichy wollte die bedrängte belgische Regierung nur noch eines, nämlich sich mit mir versöhnen.
Auch hier waren die flüchtigen Minister nur von Feigheit getrieben. Sie glaubten, dass ich Hitlers zukünftiger Mann in Belgien sei und dass sie durch mich vielleicht wieder in den Sattel kommen könnten.
Nun stürzten sich diese Minister auf Pierre Daye: "Tun Sie alles, um uns mit Degrelle zu versöhnen! Sie rannten sogar zum Hotel von Pierre Daye, um ihm Briefe zu überreichen, in denen sie ihren Wunsch schriftlich wiederholten. Ich besitze noch einen, der von Minister Janson unterzeichnet ist, demselben Minister, der uns zusammen mit seinem Nachkommen Ganshof van der Mersch am 10. Mai 1940 verhaften ließ und der für das Massaker von Abbeville verantwortlich war.

Q. — Was stand in dem Brief?

R. — Dieser Janson wagte es, Pierre Daye wörtlich zu schreiben — das Dokument wurde veröffentlicht: "Hier, wissen Sie, was Sie tun sollten, Sie sollten sofort zu Léon Degrelle gehen, mit ihm in unserem Sinne sprechen und die Versöhnung aller Belgier vorbereiten. Ein unglaublicher Brief mit der Bitte, dass ich, der von ihnen verhaftet und skandalöserweise den abscheulichsten Polizeikräften ausgeliefert wurde, sie retten solle!
Sie waren sogar alle zu Pierre Laval und Marschall Pétain gegangen, um die Suche zu beschleunigen.

Der ehemalige rexistische Senator Paul de Mont, der von meinem Gefängnisarzt informiert worden war, eilte nach Vichy und teilte ihnen mit, dass ich in der Auvergne inhaftiert sei. Sie schickten Pierre Daye zum Zwangshaus in Puy-en-Velay. Als er im Gefängnis ankam, war Degrelle wieder verschwunden!
Die französische Regierung hatte jedoch auf Drängen der Pierlot-Janson-Spaak den Befehl gegeben, mich zu befreien. Die Zeit war genau festgelegt, ich sollte um 9 Uhr abends freigelassen werden.

Q. — Wir sind mitten in einem Kriminalroman! Was passierte dann?

R. — Um neun Uhr abends holte mich der Direktor aus meiner Zelle ab. Als er mich auf die Treppe zum Ausgang brachte, sprang eine Gruppe von Polizisten auf mich zu, schnürte mich wie eine Wurst zusammen und warf mich in einen Korbwagen. Eine ganze Nacht lang und am nächsten Tag bis 11 Uhr morgens wurde ich hunderte von Kilometern von der Auvergne bis nahe der spanischen Grenze gefahren, um dann am Fuße der Pyrenäen in das Konzentrationslager von Le Vernet gebracht zu werden.
Im Lager Le Vemet, dem härtesten Lager Frankreichs, war ich, glaube ich, in meinem einundzwanzigsten Gefängnis. Aber ich war noch nicht am Ende meines Abenteuers. Man hatte mich in eine Baracke mit spanischen "Roten" gesteckt und dachte, dass diese Kommunisten und Anarchisten, die alle erbitterte Antifaschisten waren, mit mir abrechnen würden. Im Gegenteil, sie waren charmant, wie Spanier nur sein können. Sie halfen mir, einen kleinen Platz in dem Gedränge zu finden und zeigten mir, wie man seine Suppe aus den Schuhen essen kann, denn es war natürlich nicht in Frage gekommen, dass ich einen Behälter für meine Suppe haben sollte. Sie kannten den Trick und zogen ihren Schlips an. Sie erzählten mir von ihrem Elend seit Februar 1939, als sie sich als Überlebende der "Frente Popular" an das Frankreich der "Front Populaire" wandten, das sie sofort in diese schrecklichen Lager sperrte. Wir verbrüderten uns schnell. Die Solidarität der Gefangenen ist eine Tatsache. Zum Glück! Gegenüber den Verfolgern bilden die Opfer einen einzigen Block, unabhängig von ihren Überzeugungen. Die französischen kommunistischen Abgeordneten begrüßten mich als einen der ihren in den Viehtransportern, die uns auf die Ile de Ré brachten, und die spanischen Roten taten dasselbe in Le Vernet. Das Unglück ist die edelste Verbindung.

Q. — Konnten Sie dennoch entkommen?

R. — Als meine Folterer erfuhren, dass Vichy meine Spur aufgenommen hatte und Pierre Daye, der offiziell beauftragt worden war, ankam, wurde ich ein zweites Mal angeblich freigelassen.
Ich wurde in einen Zug gesetzt. Ich war zottelig. Ich war zerlumpt. Ich war voller Wunden. In diesem Zustand wurde ich wie ein Vagabund auf den Weg nach Carcassonne geschickt und mir wurde eine Hausnummer genannt, wo ich mich melden sollte. Als ich dort ankam, war alles leer und unheimlich, oben in dieser feudalen Stadt, um drei Uhr morgens. In den Gassen heulten nur ein paar Hunde. Das Gebäude, in dem ich mich melden sollte, war seit zwei Jahren verlassen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als in die moderne Stadt hinabzusteigen. Was sollte ich tun? Ich verhungerte und war am Boden zerstört. Was für eine neue Falle hatte man mir gestellt? Ich hatte nicht einmal einen Cent. Keine Ausweispapiere. Ich konnte von jedem Provokateur angegriffen werden.
Ich sagte mir, dass die einzige Lösung, die mir blieb, darin bestand, mich auf eine Bank vor dem Gefängnis zu setzen, um dort aufzuspringen, wenn die Dinge schlecht liefen. Da war ich nun. Ich betrachtete den Knast als Zufluchtsort! Ich blieb bis zum nächsten Nachmittag auf der Bank sitzen. Dann hörte ich einen Schrei: "Léon! Léon!" Schließlich entdeckte mich Pierre Daye, nachdem er auf der Suche nach mir alle Orte der Region im Zickzack abgeklappert hatte.
Diesmal war ich wirklich gerettet. Einige Tage später kam ich in Belgien an.

KAPITEL 20
DAS ABGEFLACHTE BELGIEN

Kollaborationswahn — Die belgische Regierung, Meister der Kollaboration — Sich einem Gauleiter unterwerfen — Das "Befreiungsdesaster" des sozialistischen Präsidenten Henri de Man — Leopold III, Mitverfasser dieser Hitler-Apologie — Spaak in London, weil er kein Kollaborateur sein konnte — Die hohen Sorgen des belgischen Parlaments — Ein Führer oder tausend leere Köpfe — Léon Degrelles Untätigkeit und Leopolds III Ratschläge — Wann und wie soll man sich Hitler nähern? — Anfängliche Kollaboration — Hitler, das stumme Gespenst.

Q. — Welche Atmosphäre fanden Sie in Ihrem Land vor, als Sie Ende Juli 1940 wieder auftauchten?

R. — Ich fand ein Land vor, das an einen Punkt unvorstellbarer Erniedrigung gefallen war.
Die Belgier, die noch vor wenigen Monaten fast alle erbitterte Gegner der Deutschen waren, die von einem Vierteljahrhundert alten Hass erfüllt waren, eilten den Deutschen in der Hoffnung auf "Kollaboration" entgegen.
Ich schrieb darüber, wie ich bereits sagte, ein dickes Buch mit dem Titel La Cohue de 1940, fünfhundertdreißig Seiten — in Belgien verboten, wie Sie sich denken können! — Darin beschreibe ich die Hunderte von Besuchen, mit denen ich im August und September 1940 von Politikern aller Parteien und Vertretern aller Industrie- und Finanzgruppen überhäuft wurde. In der Überzeugung, dass ich der Herr des politischen Spiels sein würde, kamen sie schwitzend auf Fahrrädern oder zu Fuß in einer wahren Prozession zu meinem Anwesen in der Drève de Lorraine, schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und trieften vor Unterwürfigkeit.
Die hohen Würdenträger der Kirche brannten mit dem gleichen degrellianischen Feuer. Der alte Van Roey, der Kardinal aus dem Zeitalter des ungeschliffenen Steins, der sich mir gegenüber 1937 bei der Wahl des Schmarotzers Van Zeeland wie ein Menschenfresser verhalten hatte, hatte seinen Stab im Eiltempo weggelegt. Er lud mich zu sich nach Hause ein, in seinen erzbischöflichen Palast in Mechelen, zu seiner entsetzlichen Sammlung von Pinguinen und Schielen, die er zu Billigpreisen an Land gezogen hatte. Ich ließ seine Einladung dreimal wiederholen, bevor ich mich auf den Weg machte. Er war sanft wie ein Osterlamm und bereit, sich mit dem von ihm 1937 zum ewigen Feuer verurteilten Degrelle zu verbünden und gemeinsam mit ihm eine neue Jugendorganisation zu gründen. Er behauptete sogar, dass er mir am Ende meines Besuchs seine Hühner zeigen wollte! Keine Panik! Einen Moment lang dachte ich: "Du auch, du alter Bastard!". Aber nein! Es gab nur Hühner im Stall dieses heiligen Inquisitors. Das Gegenteil wäre schwer vorstellbar gewesen, da der strenge Geruch von unter ihren Röcken aufstieg. Aber wahrscheinlich wollte er, dass auch sein Geflügel mir die Ehre erweist.
Es gab in diesen Monaten wirklich niemanden in Belgien, der nicht versucht hätte, "mitzuarbeiten" und mir die Schuhe zu lecken.
Jahrzehnte später will man diese traurige Komödie der Verflachungen von 1940 unbedingt unter den Teppich kehren. Es ist zu kompromittierend. Vor der heutigen Öffentlichkeit, die nicht einmal weiß, was damals geschah, waren die damaligen Reptilien sehr darauf bedacht, bis zu ihrem Tod zu verbergen, was sie taten.
In Frankreich, das vor Mai 1940 so kokett war, war es genauso. Die große Mehrheit der Franzosen wurde fast sofort zu Kollaborateuren. Alle hofierten die Deutschen und drängten sich, um in ihre Wagen zu steigen.
Ich könnte mir sogar vorstellen, dass Maurice Bunau-Varila, der Chef der Tageszeitung Le Matin, einer der Giganten der Pariser Vorkriegspresse, am Tisch von Botschafter Abetz sein Champagnerglas zum Ruhm der deutschen Armee erhob, die gerade die Kapitulation seines Landes abgeschlossen hatte!

Q. — Wer regierte das Land zu Beginn der Besetzung in Belgien noch? Hatte das belgische Volk, das sich selbst überlassen war, keinen Grund zu wissen, an wen es sich wenden sollte?

R. — Wie hätte die Öffentlichkeit nicht kollaborationistisch sein können, als König Leopold selbst kollaborationistisch war, als Henri de Man, der Vorsitzende der Sozialistischen Partei, kollaborationistisch war und als die belgische Regierung Pierlot-Spaak fieberhaft versuchte, kollaborationistisch zu sein.
Die belgische Regierung in Vichy tat nicht nur alles, um sich mit Hitler zu versöhnen und bat ihn inständig, den Waffenstillstand und sogar Frieden zu schließen, sondern kündigte den Belgiern auch mit unglaublicher Schamlosigkeit das Schicksal an, dem sie sich von nun an anpassen sollten.

Diese Texte, die von den belgischen demokratischen Päpsten, die im Juli 1940 nach Frankreich zurückkehrten, verfasst wurden, müssen gelesen und wieder gelesen werden. Sie sind von einer Unterwürfigkeit, die alle Grenzen der Unanständigkeit in der Demütigung überschreitet.
Als der letzte Deutsche 1945 den Rhein überquerte, machten diese Chamäleons einen auf stolz! Sie hatten furchtlos gegen die Invasoren gekämpft, sie waren Helden wie Vercingetorix, der sich den Römern widersetzte, sie mussten ausgezeichnet und geadelt werden.
Kommen Sie, keine unnötige Prahlerei! Auch wenn ihre Brustkörbe mit falschen Orden geschmückt wurden, ist die Wahrheit eine andere, grausame, blendende Wahrheit!

O. — Sie erheben sehr schwere Anschuldigungen. Worauf stützen Sie diese? Haben Sie Beweise dafür?

R. — Die Regierung Pierlot-Spaak antwortete den belgischen Senatoren, die sie im Juli 1940 konsultierten, wörtlich:
"Was die Zukunft Belgiens betrifft, so weiß die Regierung nicht, wie der Friedensvertrag aussehen wird. Am günstigsten wäre es, wenn Belgien mit einer relativen Unabhängigkeit in einem Zollverein mit einem Gauleiter an der Spitze fortbestehen würde. Noch einmal bittet die Regierung Sie, sich in den Kopf zu setzen, dass wir Besiegte sind und dass wir uns an diese Situation anpassen müssen".
Diese unerhörte Erklärung der freiwilligen, fast masochistischen Anpassung an eine Lösung der Halb-Sklaverei — an die Hitler nicht einmal dachte! — stammt vom 18. Juli 1940. Sie wurde von Premierminister Pierlot an den Vizepräsidenten des belgischen Senats, Leyniers, weitergeleitet. Dieser Text ist entsetzlich. Niemand würde es wagen, seine Authentizität abzustreiten. Eine Regierung ließ durch ihren Premierminister offiziell mitteilen, dass das Beste, was die Belgier erwarten könnten, die Eingliederung in einen Zollverein sei, was bedeutete: ein Zollanschluss an das Dritte Reich. Aber dies unter der allmächtigen Herrschaft eines "Gauleiters", d.h. eines diktatorischen Vertreters des Dritten Reiches in Belgien. Das war kein Frieden mehr, das war kein Waffenstillstand, das war ein Eingeständnis der völligen Kapitulation im Voraus. Die Pierlots, Spaaks, Jansons, Denis' und andere belgische Minister waren im Sommer 1940 nicht mehr nur arme Panikmacher, sie waren bereits dazu übergegangen, vor Hitler stehend zu schlafen. Sie forderten die belgischen Senatoren und das ganze Land auf, es ihnen gleich zu tun!
Es waren dieselben jammernden Defätisten, die nach London flüchteten, weil Petain ihre Schecks nicht mehr wollte, und die im September 1944 in Brüssel triumphierend die Brust schwangen und sich als Superpatrioten aufspielten! Es waren übrigens die gleichen Leute, die von den betrogenen Belgiern später wieder als Regierungs- und Parteichefs zugelassen wurden, ohne dass sich ein Wähler hinter den Kulissen übergeben hätte.

Q. — Und was war Ihrer Meinung nach die Position von König Leopold in Bezug auf die Haltung, die er gegenüber den Deutschen einnehmen sollte?

R. — König Leopold befürwortete ebenfalls die Zusammenarbeit. Er war seit dem 10. Mai 1940 davon überzeugt, dass die Deutschen gewinnen würden. Der vollständige Sieg des Dritten Reiches, der im Juli 1940 fast erreicht war, wurde lange Zeit für möglich gehalten. Eine Position wie die des Königs war daher zu dieser Zeit politisch nicht unvertretbar. Generalissimus Weygand und viele andere Strategen dachten wie er. Sie gaben den Briten nur noch zwei Wochen Zeit, bevor sie "wie Ratten ertrinken" würden.
Die Deutschen verloren später. Aber aus anderen Gründen. Im Jahr 1940 war der Krieg noch auf Westeuropa beschränkt. Und er war praktisch beendet. Ohne das unerwartete Eingreifen der Russen und Amerikaner wäre England, auf sich allein gestellt, in die Knie gegangen.
Es war ein zweiter, ganz anderer Krieg, ein Weltkrieg, der fünf Jahre später die Ergebnisse des deutsch-französischen Krieges vom Sommer 1940 zunichte machen würde.
Leopold hatte am 28. Mai 1940 an der Lys aufgegeben, weil er am äußersten Rand seines Territoriums in die Nordsee zu stürzen drohte. Es gab keine Möglichkeit mehr, etwas anderes zu tun, als militärisch nachzugeben.
Zu diesem Zeitpunkt war sich Leopold sicher, dass Frankreich, das auf die gleiche Weise wie er selbst vernichtet worden war, innerhalb weniger Wochen ebenfalls liquidiert werden würde — was auch tatsächlich der Fall war — und dass eine Anpassung Europas an eine neue politische und soziale Ordnung unerlässlich sein würde.

Q. — Wie hat sich diese Überzeugung von König Leopold Ihrer Meinung nach in der Praxis ausgewirkt?

R. — Zusammen mit Frankreich wurde auch das demokratische Europa in Stücke gerissen. Eine ganze Epoche war gestorben. Die Zukunft würde ganz anders aussehen, im Guten wie im Schlechten, aber 1940 würde unweigerlich einen der großen Brüche in der Geschichte markieren.
König Leopold genoss aufgrund seiner Weitsicht und Menschlichkeit im Sommer 1940 in seinem Land eine enorme Popularität. Ich glaube, dass kein Staatsoberhaupt außer Hitler jemals eine solche Beliebtheit im damaligen Europa erfahren hat. Das belgische Volk hat es vergessen, aber es war so. Es zu leugnen wäre lächerlich und unehrlich.
Die Menschenmassen hatten im Mai 1940 einen fantastischen Schrecken erlebt und waren tausend Kilometer weit gerannt. Sie keuchten immer noch, aber sie atmeten wieder und wischten sich den Schweiß ab. Uff! Und als Nachwirkung der Angst segneten sie denjenigen, der sie beendet hatte. Leopold konnte im Juni 1940 den Belgiern alles sagen und alle stimmten zu und folgten ihm.
Offiziell konnte der Monarch keine Anweisungen mehr geben, da er in Gefangenschaft war. Dennoch arbeitete er fast sofort an der Abfassung einer Proklamation mit, die der auffälligste pronazistische Text sein sollte, der nach der belgischen Kapitulation veröffentlicht wurde. Ein Text von Henri de Man.

Q. — Was war dieser Text von Henri de Man? Woraus bestand er?

R. — Henri de Man war mehrfacher Minister und war bekanntlich am Tag der Kapitulation Vorsitzender der Sozialistischen Partei Belgiens. Er war auch der Vater des "Plans", d.h. des neuen Evangeliums des Postmarxismus in Belgien. Er war vor allem und ziemlich geheim der engste Mitarbeiter von Leopold.
Der Text über den Beitritt zum Nationalsozialismus, den Henri de Man veröffentlichte, verkündete die Wohltat von Hitlers Sieg über die Belgier. Wenn ich mir eine solche Erklärung erlaubt hätte, wäre ich nach dem Krieg nicht zum Tode verurteilt, sondern in Stücke gerissen und gevierteilt worden.
Dieser Text von Henri de Man war wirklich unerhört:
"Glauben Sie nicht, dass Sie sich den Besatzern widersetzen müssen. Akzeptieren Sie die Tatsache seines Sieges. Dieser Zusammenbruch einer verfallenen Welt ist weit davon entfernt, eine Katastrophe zu sein, sondern eine Erlösung.
De Man fügte hinzu: "Der Frieden wird aus einem durch Waffen vereinten Europa hervorgehen". Und welche Waffen sollten diese Vereinigung sicherstellen, wenn nicht die Waffen Hitlers?

Q. — Inwiefern war Leopold an dieser Proklamation beteiligt?

R. — Wenn de Man nur seinen Namen und das Ansehen seiner eigenen Partei aufs Spiel gesetzt hätte, indem er sich so fantastisch auf die Seite Hitlers stellte und offen den Nationalsozialismus befürwortete, während die Toten der Lys-Kämpfe gerade erst begraben waren, wäre dies bereits eine außergewöhnliche Tat gewesen. Der Führer einer der mächtigsten sozialistischen Parteien des Kontinents und ihr bedeutendster Denker erklärten sich vor ganz Europa als Hitleristen!
Aber das Ereignis war noch viel schwerwiegender, denn dieser Text wurde von Henri de Man in Absprache mit Leopold verfasst. Die Doppelautorenschaft des Dokuments ist absolut unbestreitbar. Dies ging so weit, dass Leopold bei der Überarbeitung zwei Passagen vor ihm durch de Man korrigieren ließ. Das bedeutet, dass es nicht nur der belgische Vorsitzende der Sozialistischen Partei war, der sich dem Hitlerismus anschloss, sondern auch der belgische König, der unter der Unterschrift von Henri de Man verkündete, dass die Niederlage, die seine Armee zu Boden warf und Hitler Europa bis zu den Pyrenäen eroberte, "eine Befreiung" war!
Die "Niederlage — Befreiung"!
Sagen Sie, gab es in Bezug auf die Kollaboration eine Möglichkeit, noch weiter zu gehen?

Q. — Haben Sie nicht auch die Regierung Pierlot-Spaak beschuldigt, zu dieser Zeit sehr weit auf dem Weg der Kollaboration mit den Deutschen gegangen zu sein?

R. — Im Gegensatz zu dem, was die immer schlechter informierte Öffentlichkeit heute glaubt, war die damalige belgische Regierung in ihrem prohitlerischen Eifer noch viel weiter gegangen als Leopold.
Bereits in den ersten Tagen des französischen Debakels hatte sie — wer würde es wagen, dies zu leugnen? — die Regierung Hitlers mit schriftlichen Waffenstillstands- und Friedensangeboten überhäuft, die in seinem Namen durch belästigende Interventionen des spanischen Botschafters, des Nuntius und der Schweizer

Diplomaten unterstützt wurden. Außerdem hatte er Leopold mit Petitionen und Unterwerfungsangeboten bestürmt, in der Hoffnung, dass er ihn freisprechen und bei den Deutschen zu seinen Gunsten intervenieren würde. Diese belgischen Minister des Debakels überhäuften alle, die sie bei Hitler entlasten sollten, mit Briefen von wirklich schmerzlicher Niedertracht, wie z.B. denjenigen, den Spaak aus Vichy an seine Frau schickte, damit sie versuche, ihn mit dem de Man der "Niederlage und Befreiung" zu versöhnen.
— Du weißt doch, dass er immer eine Schwäche für dich hatte, geh zu ihm!" Sie war dort gewesen. De Man hatte diese seltsam eheliche Korrespondenz aufbewahrt. Er las sie mir am Tisch vor und krümmte sich dabei.
Als Spaak de Man im Juli 1940 mitteilte, dass er sein Manifest auf "Sieg-Erlösung" stützte, bezog sich die einzige Einschränkung, die er machte, nicht auf den Hitlerismus Belgiens, sondern auf die wenigen grausamen Worte, die de Man an die Adresse der flüchtenden Regierungsmitglieder gerichtet hatte.
Naive könnten entgegnen: "Immerhin! Spaak und Pierlot sind doch nach London gegangen. Ja, ja, ja, sie gingen doch, um die Sache zu beenden! Aber wann? Aber wie?
Ganz und gar nicht so, wie sie es in der Stunde, in der sie sich selbst entlasten mußten, sagten! Die jungen Leute, die heute nicht mehr wissen, was die knallenden Retter Belgiens von 1944 getan haben, müssen wissen, was 1940 geschah. Der zukünftige Graf Pierlot und der zukünftige Sir Spaak waren nicht nur bereit, jede Unterwerfung Belgiens unter die Deutschen zu akzeptieren, sondern Pierlot und Spaak gingen auch nicht über das Fahrwasser, weil sie ihre Meinung patriotisch geändert hatten, sondern weil Leopold ihnen eine klare Absage erteilte und weil Hitler sie ordentlich "dingsen" ließ. Und nicht zu vergessen der andere Grund, die miserable Geldfrage, da die französische Regierung ihnen die Mittel gestrichen hatte.
Der Rest, die schönen Tiraden nach 1944, sind nur Pathos und Betrug. Wenn Hitler und Leopold sie im Juli 1940 freigesprochen hätten, wären sie schnell nach Brüssel zurückgekehrt, wobei Spaak versucht hätte, in eine Regierung Degrelle-de Man aufgenommen zu werden. Dies ist die reine Wahrheit. Spaak wurde nur deshalb Londoner, weil er kein Kollaborateur sein konnte.

Q. — Was ist mit dem belgischen Parlament? Was wurde aus ihm in den Wirren von 1940?

R. — Die belgischen Parlamentarier hatten im Juni 1940 einen fast lächerlichen Wettlauf durch Frankreich veranstaltet und waren von Ort zu Ort geflohen. In den Augen der belgischen Öffentlichkeit waren sie völlig diskreditiert, ebenso wie die Abgeordneten aller europäischen Parlamente.
Auch das muss ein junger Mensch im Kopf haben. 1940 war das parlamentarische System verloren, in allen unseren Ländern bankrott, lächerlich gemacht, noch bevor es in den Strudeln der Niederlage zusammenbrach.
Man braucht sich nur an die letzten Debatten des belgischen Parlaments zu erinnern, als jeder spürte, dass das Universum untergehen würde, dass der Krieg da war und dass die Tore unserer Grenzen bereits vom Feuer geleckt wurden.
Am 8. Mai 1940 befand man sich überall in Alarmbereitschaft. Doch worüber wurde an diesem Tag die vorletzte Sitzung des belgischen Parlaments eröffnet? Es ging um neue Erleichterungen für die Benutzer von Bussen und Straßenbahnen in Belgien!
Und am nächsten Tag, dem 9. Mai 1940, wenige Stunden bevor der Krieg ausbrach, war die Hauptdebatte, die die katholischen Parlamentarier in Aufregung versetzte, eine Debatte über die trächtigen Stuten der Armee! Dies war das entscheidende Problem, das zweihundertzwei belgische Abgeordnete am 9. Mai 1940 bewegte! Wer würde Eigentümer der Fohlen bleiben, die von den beschlagnahmten Zuchtstuten geboren wurden? Die Armee? Die zivilen Eigentümer? Das belgische Parlament diskutierte einen ganzen Vormittag lang über dieses Problem! Der Minister für Nationale Verteidigung musste sogar persönlich wegen der überbordenden Stutfohlen intervenieren und von der Tribüne aus erklären: "Die Fohlen sind für uns, die Stuten sind requiriert", während die katholischen Abgeordneten sich vehement dagegen wehrten, da sie vor allem an die Beschwerden ihrer Wähler und Züchter dachten.
Dies waren die hohen Sorgen der belgischen Demokratie am Vorabend des Tages, an dem ganz Europa seine Haut wechseln sollte, als überall der Geruch der brennenden Scheiterhaufen zu spüren war.

Q. — Was geschah mit dem belgischen Parlament nach der Unterzeichnung des Waffenstillstands?

R. — Die belgischen Abgeordneten und Senatoren kehrten im Juli und August 1940 aus Frankreich zurück, einer nach dem anderen, verlegen, mit der Nase auf dem Bürgersteig, und tauchten mitleidig bei Henri de Man auf, um zu versuchen, aus dem Meer gefischt zu werden oder ihre Gewerkschaftspfründe zu behalten, koste es, was es wolle. Sie hatten die öffentliche Achtung völlig verloren.

Auf der anderen Seite war der Vergleich brillant: Deutschland war siegreich, weil es die schwachen und anarchischen Demokratien durch eine starke Demokratie ersetzt hatte. Die Demokratie des Führers, der von der großen Mehrheit seines Volkes unterstützt wurde, hatte über die Demokratie der Herde mit Hunderten von leeren und gierigen Köpfen gesiegt.
Das war das Problem. Demokratien können hundert verschiedene Formen annehmen. Es gibt nicht nur das System der Schafsdemokratien, die jedem Trick und jedem Geldtrick ausgeliefert sind. Im Gegensatz dazu basiert die Demokratie des Führers auf der Wahl des Besten, der das Volk auf seiner Seite hat, die Kraft auf seiner Seite hat und die Zeit auf seiner Seite hat. Sie sichert die Zustimmung der Massen, indem sie einen ständigen Kontakt mit ihnen aufrechterhält.

Q. — Aber was ist, wenn der Führer schlecht ist?

R. — Der Führer des Volkes, wie übrigens auch jeder Führer einer Herdendemokratie, kann manchmal ein schlechter Führer sein. Das ist möglich.
Es hat solche gegeben. Aber die autoritäre Demokratie ermöglicht es starken Temperamenten, sich zu verbessern und über sich hinauszuwachsen. Sie ist dauerhaft, sie kann ihre Teams frei und fest rekrutieren, nach ihren Fähigkeiten und nicht nach den von den Parteien auferlegten Zuteilungen. Und ihre Autorität ist real, weil der Chef sichtbar ist und persönlich für seine Handlungen verantwortlich ist. Im Gegensatz dazu kann die Herdendemokratie mit ihren Hunderten von Unterführern, die ständig parlamentarischen oder finanziellen Fallen ausgeliefert sind, aufgrund ihrer Instabilität und grundlegenden Anarchie die Politiker nur für kurze Zeit schlecht nutzen. Sie vernichtet sie, sie kastriert sie, sie lehnt sie schnell ab. Aber sie werden nie für irgendetwas verantwortlich sein.
Allgemeiner gesagt, hat die Herdendemokratie keine andere Wahl, als sich auf mittelmäßige Führer zu verlassen, die andere Mittelmäßigkeiten nicht verärgern, die ohne Verzögerung durch kleinliche Manöver, Korruption oder die Unmöglichkeit, lange zu bestehen, debilisiert werden. Dieses inhärent verkleinernde Regime zerstört das Gesunde und ermöglicht skrupellosen Ehrgeizigen unbegrenzte Entwicklungen.

Q. — Glauben Sie nicht, dass das belgische Volk nach der Kapitulation von 1940 sehr weit von dieser Art von Analyse entfernt war?

R. — Die Menschen verglichen im Sommer 1940 die beiden Systeme.
Für die jungen Leute gab es eine außergewöhnliche Erneuerung. Sie hatten gerade eine großartige Jugend gesehen, wie sie sie noch nie zuvor gesehen hatten. Die deutsche Jugend von 1940 war außergewöhnlich strahlend, diszipliniert, schön durch die Ideale, die aus ihr herausströmten, und körperlich stark. Es war eine junge Elite, die nach ihren Siegen in Polen und Norwegen drei aufeinanderfolgende Feldzüge gewonnen hatte, und das im Angesicht von fünf Millionen französischen Soldaten, achthunderttausend belgischen Soldaten, vierhunderttausend niederländischen Soldaten und dreihunderttausend englischen Soldaten.
Diese Millionen von Kämpfern hatten fast alle ihre Waffen weggeworfen und sich von Truppen wegfegen lassen, die viel kleiner waren als sie, aber eine feurige Moral besaßen. Eine neue Technik, eine neue Wissenschaft des Krieges hatte bewiesen, dass die routinierten Demokratien die Gehirne verstopft hatten, dass das Leben der Intelligenz und die Kraft der Vorstellungskraft nunmehr woanders lagen.
Insgesamt 100.000 junge Männer aus dem Dritten Reich, von einer Million deutscher Soldaten, hatten während des Frankreichfeldzuges direkt am Nahkampf teilgenommen.
Diese kriegerische Minderheit hatte nicht nur den Westen territorial erobert, sondern auch die unruhige Jugend unserer verschiedenen Länder geistig geprägt.

Q. — Als Sie selbst im Sommer 1940 nach Belgien zurückkehrten, hatten Sie eine klare Vorstellung davon, was Sie tun wollten?

R. — Ich wusste, dass König Leopold de Man, der vom Postmarxismus zum Nationalsozialismus übergewechselt war, weitgehend sein Vertrauen geschenkt hatte. Er ließ seine Richtlinien durch seinen Gefolgsmann, Baron Capelle, später Graf Capelle, der offiziell sein Sekretär, aber praktisch sein Doppelgänger in der Öffentlichkeit war, an jeden weitergeben.
Ich sah die Gefahr, die darin bestand, eine politische Wiederaufbauarbeit zu beginnen, ohne eine absolut formelle Stellungnahme des Königs zu erhalten. Denn schließlich standen uns in Belgien zu diesem Zeitpunkt nur deutsche Beamte gegenüber, Beamte, die einer Ungnade oder einer Versetzung ausgeliefert waren, egal wie vergoldet ihre Streifen auch sein mochten. Ein Beamter wird ausgetauscht. Ein

Generalgouverneur wird liquidiert. Alle Versprechungen, die sie Ihnen machen, können sich als leere Versprechungen erweisen.

Q. — Wollen Sie damit sagen, dass Sie den Deutschen misstrauen? Und dem König?

R. — Ich wollte kein Abenteuer mehr riskieren.
Nach dem, was uns bei unseren Verhaftungen und Deportationen passiert war, hatte der König uns im Stich gelassen, obwohl wir alles getan hatten, um seine Neutralitätspolitik zu verteidigen. Von dem Moment an, als er im Morgengrauen des 10. Mai sah, dass er von der Neutralitätspolitik zu einer Politik der Feindseligkeit übergehen musste, ließ er uns wie nutzlose Pantoffeln fallen und fand uns sofort lästig und störend. Als meine Frau ihn vertraulich auf seinem Direktwahltelefon anrief, legte er, ohne übertriebenen Heldenmut, auf. Dass ich nicht in Abbeville wie meine einundzwanzig unglücklichen Kameraden abgeschlachtet worden war, war wirklich nicht sein Verdienst, der sich schweigend verkrochen hatte und seine Interessen über die Sorge um unsere Haut gestellt hatte. Ich würde ihn nicht vergessen. Ich forderte mich selbst heraus. Wenn Leopold wollte, dass wir ihn unterstützen, musste er sich erst einmal aufknöpfen.

Q. — Sie sagen also, dass Sie wieder Kontakt mit dem König aufgenommen haben?

R. — Ich habe von Anfang an die Karten auf den Tisch gelegt. Ich schrieb dem König: "Was genau wollen Sie? Was genau denken Sie? Was sollte Ihrer Meinung nach getan werden?
Der König hatte mir seine liebevollen Gefühle sofort nach meiner Rückkehr aus dem Gefängnis übermitteln lassen. Schon vorher hatte er Baron Capelle gebeten, sie meinen Schwestern auszudrücken, als er mich für tot hielt. Aber ich begann, nicht mehr an die schönen Worte der Könige zu glauben. Was am 10. Mai 1940 geschehen war, zeugte von einer großen Heuchelei. Ich würde meine Entscheidung nur noch anhand von Dokumenten treffen.

Q. — Heißt das, dass Sie von König Leopold bestimmte Zusicherungen gefordert haben?

R. — König Leopold tat die Geste, um die ich ihn bat. Er schickte Graf Capelle zu mir, um mir seinen Standpunkt zu erläutern, meinen Standpunkt zu erfahren und mir Leitlinien zu geben.
Am Nachmittag des 21. August 1940 hatte ich eine wichtige Unterredung mit dem Grafen in der schönen Brüsseler Residenz von Pierre Daye. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mich nicht gerührt. Selbst meine Zeitung Le Pays réel war nicht wieder erschienen. Das ging so weit, dass die Deutschen den Papierbestand von Le Pays réel beschlagnahmten, den wir später nie wieder auftauchen sahen und der uns nie zurückerstattet wurde. Sie sehen, wie sehr wir von den Deutschen mit Papier überschüttet wurden! Es waren nicht sie, die uns mit Papier versorgten, sondern sie waren es, die unser Papier plünderten!
Bevor ich die Anweisungen des Königs erhielt, hatte ich keinen einzigen deutschen Würdenträger in Belgien getroffen. Ich wollte niemanden sehen und keine Geste im Sinne einer Zusammenarbeit machen, bevor ich nicht wusste, was das verfassungsmäßige Oberhaupt meines Landes dachte.
Bei dieser Unterredung erhielt ich die absolut entscheidende Meinung des Königs. Es ist nicht möglich, darauf zurückzukommen, obwohl Leopold, der 1940 die Kollaboration befürwortete, versuchte, sich 1945 noch einmal auf unsere Kosten reinzuwaschen, wie er es am 10. Mai 1940 getan hatte, als er unsere Leute ins Gefängnis und an den Hinrichtungspfahl schicken ließ.
Glücklicherweise habe ich den analytischen Text dieses Interviews aufbewahrt.

Q. — Besitzen Sie diesen Text? Haben Sie ihn aufbewahrt?

R. — Diesen analytischen Text habe ich in *La Cohue de 1940* vor mehr als 20 Jahren sehr ausführlich veröffentlicht. Er wurde nie vom Herrscher angefochten. Und das aus gutem Grund.
Die Anweisungen des Königs waren kategorisch: Wir mussten zusammenarbeiten, wir mussten uns mit den flämischen Nationalisten verbünden — was mir nichts ausmachte, da wir uns seit 1936 verbündet hatten -, wir mussten uns mit Henri de Man verbünden, wir mussten eine Einigung mit den Deutschen suchen.
Zu allem Überfluss hatte ich die gefährliche Frage gestellt: "Was ist, wenn ich Hitler sehe?
Selbst das hatte der König akzeptiert. Er war kurz davor, Hitler selbst im Oktober 1940 in Brûly-de-Pesche zu treffen, um ihm seine Zustimmung zur Bildung einer Regierung Degrelle-de Man zu geben.
Diese königlichen Positionen waren nicht unehrenhaft. Im Herbst 1940 glaubte König Leopold wie mindestens 95% der Belgier und Franzosen, dass, wie Spaak es verängstigt formulierte, "Hitler Europa für

tausend Jahre beherrschen würde". Wir konnten nicht zulassen, dass unser Land immer tiefer in den Sumpf der Niederlage geriet. Belgien musste sich aufrichten, sich reinigen und wiedergeboren werden.
Wie wiedergeboren? Durch wen?
Hitlers Armeen lagerten auf unserem Boden. Unser Schicksal hing von seinen Entscheidungen ab. Es war sinnlos, mit einfachen deutschen Beamten in Brüssel zu verhandeln, man musste ganz oben ansetzen. Ich war der einzige Politiker in meinem Land, der Hitler persönlich kannte. Mein Hauptziel wäre es daher, ihn zu treffen, den Sack zu leeren und zu sehen, was auch er wollte.
Wir hatten lange auf dieses Treffen gewartet. Nur wenn ich die russische Front überqueren würde, würde ich es als geachteter Soldat schaffen, der dann ohne Komplexe sprechen könnte.

Q. — Haben Sie in der Zwischenzeit Ihre Zeitung Le Pays réel wieder herausgegeben?

R. — "Gehen Sie! Erscheinen Sie so schnell wie möglich wieder", war die Antwort des Königs.
Ich ging also aus der Unterredung vom 21. August 1940 mit einer uneingeschränkten Ermutigung von Leopold bezüglich meines Plans zur Zusammenarbeit hervor. Zustimmung und Ermutigung wurden uns während der entscheidenden Jahre des Krieges immer wieder bestätigt. Die Zusammenarbeit im Königlichen Palast, die nach 1945 so ungeschickt geleugnet wurde, war außerordentlich und erstreckte sich sogar auf ganz erstaunliche, ja sogar schmerzhafte persönliche Vertraulichkeiten. Alle im Palast, ob König Leopold, die alte Königinmutter Elisabeth oder Prinzessin Marie-José, schütteten ihre Geheimnisse in den Schoß von Oberst Kiewitz, ihrem obersten Wächter, der von Hitler in ihre Nähe gesetzt worden war und der fast zu ihrem Beichtvater wurde. Was sie ihm erzählten — und was er mir später erzählte — war atemberaubend. Ihre familiären Vertraulichkeiten über die väterliche Härte waren herzzerreißend und fast schamlos, da sie an einen Fremden und Feind gerichtet waren.
Der andere deutsche Intimus von Leopold war General Gebhard, ein SS-General, der 1946 in Nürnberg gehängt wurde. Dieser hatte vom Monarchen ein großes Porträt mit einer liebevollen Widmung erhalten und — wie ich selbst gesehen habe — auf dem Kaminsims seiner Bibliothek aufgestellt.

Q. — Alles, was Sie hier erzählen, wurde von den Betroffenen feierlich bestritten!

R. — Nach dem Krieg war es üblich, alles zu leugnen. Und vor allem zu schweigen. Alle königlichen Geheimnisse wurden unter Beton begraben. Aber wir, die Überlebenden, müssen uns nicht dem feigen Gesetz der Abdankung der Wahrheit unterwerfen. Der Rat, den mir der König, der höchste Garant der Verfassung und der Gesetze, gab, war kategorisch. Erst nachdem sie mir von Graf Capelle mitgeteilt worden war, begann unsere "Zusammenarbeit", als letzte, am Ende des kollaborierenden Gedränges der Geldgruppen und der alten Parteien.
Die Daten sind da: Erst am 28. August 1940, d.h. drei Monate nach der Kapitulation, erschien meine Tageszeitung Le Pays Réel wieder, eine Woche nachdem König Leopold mich formell dazu aufgefordert hatte.
Aber selbst dann war ich noch trotzig.
Ich wollte unsere Tageszeitung nicht persönlich wieder herausbringen: Mein Name würde nur noch als Gründer der Zeitung am Anfang stehen. Vom König gesteuerte Mitarbeiter, wie Robert Poulet, warfen mir damals sogar meine Vorsicht vor! Ich wollte nicht mehr der Direktor meiner Zeitungen sein. Ich wollte mich zurückhalten. Ich war mir noch nicht sicher, was man von den Deutschen erwarten konnte, insbesondere von Hitler, der stumm und in das Geheimnis seines Sieges gehüllt war.
Das Ziel war da, sicherlich großartig: endlich eine große Einheit des Westens, ja sogar Europas zu schaffen. Aber wie? Auf welchem Fundament? Auf welcher Grundlage? Das war es, was ich nicht richtig spürte.
Ich begann es erst zu ahnen, als die Abetz-Affäre kam.

KAPITEL 21
EINE REGIERUNG DEGRELLE — DE MAN?

Otto Abetz als Botschafter in Paris — Glaube an das Leben — Ideen, Temperament und Prinzipien — Der Westen über den Vaterländern; Europa über dem Westen — Die französische Vereinbarung — Der Sozialist de Man trifft sich mit Degrelle bei dem Deutschen Abetz — Degrelles Ziel: die Eroberung der sozialistischen Massen — Bündnis Degrelle-de Man — Warten auf Hitlers Auto — Auf dem Weg zu einer sozialistisch-rexistischen Regierung — Absage des Treffens.

Q. — Was war die Abetz-Affäre, die Ihre Politik im Sommer 1940 endgültig zu bestimmen schien?

R. — Otto Abetz war der junge Botschafter des Dritten Reiches in Paris. Er war ein charmanter, feiner Junge, der einst Mandoline spielend durch ganz Italien gereist war. Wir waren seit 1936 befreundet. Ich hatte ihn kennengelernt, als ich bei Ribbentrop zum Mittagessen war. Seine Frau war Französin. Wir hatten uns verbrüdert, übrigens viel mehr auf intellektueller als auf politischer Ebene. Abetz war vor allem ein Künstler, anmutig, humorvoll, unvoreingenommen, sehr frankophil und träumte, nachdem er die steinigen Ufer der Politik betreten hatte, von nichts anderem als einer tiefen Verbrüderung zwischen Franzosen und Germanen.
Auf dem Rückweg von meinen Gefängnissen hatte ich bei ihm in Paris Halt gemacht. Wir hatten auf der mit Blumen geschmückten Terrasse der Botschaft des Deutschen Reiches zu Mittag gegessen. Der hübsche Palast in der Rue de Lille, die ehemalige Residenz von Königin Hortense, hatte seine Gärten bis zum linken Seine-Ufer ausgedehnt. Abetz hatte eine Wehrmachtskapelle auf dem Rasen aufstellen lassen, die während des Essens für uns beide allein ihre Aubaden spielte. Das war lustig. Wir saßen da, strahlend vor Kraft, glücklich, nach großen Gefahren aufzublühen, und amüsierten uns über unsere Abenteuer, ich am Vortag noch Sträfling und er plötzlich Botschafter auf dem wichtigsten diplomatischen Posten des Westens.

Q. — Wie gefällt Ihnen das Leben?

R. — Ja, das ist es. Vor allem, wenn es so schlimm ist, wie ich es gerade erlebt habe. Wenn ich nicht durch das ganze Leben hindurch von einem grundlegenden Optimismus geprägt gewesen wäre, wie hätte ich dann durchhalten können?
Ich hatte alles gesehen: einen erbarmungslosen politischen Kampf, schreckliche Gefängnisse und dann vier Jahre Krieg an der Ostfront mit dem Tod die ganze Zeit vor Augen. Und nach der Niederlage würden meine Eltern in ihren Kerkern sterben, meine Kinder würden verschwinden, ich selbst würde überall aufgespürt werden und wäre der Gnade von Entführungen ausgeliefert! Wenn Sie also nicht von vornherein Freude in sich haben, wie können Sie dann damit umgehen?
Seit der Universität hatte ich über meiner Tür eine große Inschrift angebracht: "Das Leben ist fröhlich". Es ist manchmal rotzig, aber das Leben ist trotzdem ein wunderbarer Segen! Die eigene Kraft zu spüren, alle Möglichkeiten der Eroberung auf das Universum zu richten, jedes Wesen mit Neugier zu betrachten — denn jedes ist anders — und mit Appetit — denn jedes ist zu nehmen —, was für ein Fest!
Und dann, sagen Sie, warum sollte man angesichts der Existenz kleinlich sein? Das wirkt ernst! sagen die Bauern. Wenn man ihnen glaubt, ist man entweder ein Pontifex oder nicht glaubwürdig. Ich hasse es, zu päpstlich zu sein, auch wenn es nicht seriös ist.
Ich habe hundertmal lächelnd die Topos von angeblich Weisen gelesen, die mir meine Lebensfreude vorwerfen.
Das ist potaktisch", sagten sie ernst. Degrelle war schon immer ein Potache!
Das gefällt mir besser, als nach Moder zu riechen. Alle diese alten Zensoren stinken nach Schimmel. Warum sollte man nach Schimmel riechen, d.h. nach einem Werk, das vergeht, das verdirbt, das zu Ende geht? Die Schöpfung ist immer Jugend, Jugend, die sich aufschwingt, die ihre Lebenswellen aussendet. Warum sollte man die Freude am Schaffen nicht auf andere übertragen können? Warum sollte man, sobald man etwas tut, die fleißige, bestürzte, verklemmte Miene eines Disziplinarpräfekten aufsetzen?
Ich habe oft bemerkt, dass diejenigen, die mir meine Art, das Leben freudig anzugehen, vorwarfen, auf die eine oder andere Weise physisch Versager waren. In Versager steckt Milz. Sie haben Schmerzen in der Milz, im Pylorus, in der Blase oder in den Nieren. Daher ihr Grummeln. Daher ihre Verärgerung über Menschen, die vor Gesundheit strotzen, die das Leben mit einem fröhlichen Auge sehen, die in all ihren Handlungen die Kraft ihres Blutes und ihre Freude an der Existenz zeigen. Die Miesepeter sollen sich aufhängen! Ich habe

gelebt, gekämpft und viel ertragen, ohne mich zu beschweren, und habe sowohl die schlechten als auch die guten Zeiten fröhlich gemeistert. Meine Taktik ist die richtige. Nörgler sind Giftmischer! Es lebe das Leben!
Einer meiner Großonkel, der Jesuit war, hieß Pater Edmond Degrelle. Auch er glaubte lange vor mir, dass ein fröhliches Wort oftmals mehr Eindruck macht als ein gedrungenes. Er hatte immer einen lustigen Spruch auf Lager. Er war kurz vor seinem Tod. Er scherzte noch. Der Pater Rektor von Mons, der sich über den Sterbenden beugte, konnte nicht umhin, ihm zuzuflüstern:
"Pater Edmond, Sie sind so geistreich!
- Das Unglück ist, dass man ihn zurückgeben muss", erwiderte er mit seinem letzten Augenzwinkern.
Ich bin von der Rasse des Pater Edmond! Ein fröhliches Augenzwinkern für das Leben!

Q. — Haben Sie die gleichen Prinzipien bei der Entwicklung Ihrer politischen Programme angewandt?

R. — Auch hier gilt für die gleichen Zensoren, dass man erst dann ein Programm hat, wenn man verwirrende Theorien in einer Reihe von unlesbaren Büchern zusammengefasst hat. Bevor man handelt, muss man in ihren Augen auf Hunderten von Seiten, Paragraph für Paragraph, ein Programm für alles, was man tun wird, aufstellen.
Was geschieht danach? Wenn sich die Umstände ändern?
Wenn Ihr Wirtschaftsprogramm eine große industrielle Entwicklung vorsieht und die Krise eintritt? Wenn Sie die Rückkehr zum Land propagiert haben und drei Viertel der Menschen das Land verlassen? Ein Programm ist eine ständige Schöpfung, die nicht von den Ereignissen abhängig ist, sondern diese berücksichtigt. Genau wie im Kampf: Der Sieger ist derjenige, der blitzschnell schaut, der in der Sekunde eine Möglichkeit erkennt, der sich auf den Umstand stürzt und durch ihn in die kaum geöffnete Lücke eintaucht.
Die Sieger im Leben haben vor allem Temperament. Es sind die Charaktere, die gewinnen.
Stumpfe Theoretiker sind empört über Aussagen wie die meinen. Aber was haben sie am Ende ihres Lebens erreicht?
In allem ist es so. Der Theoretiker, der eine gelehrte Abhandlung über die Liebe schreibt, wird beim ersten Kuss, den er zu geben wagt, einen Schlag ins Gesicht bekommen.
Ideen sind nur dann wertvoll, wenn sie lebendig projiziert werden. Alles, was ich getan habe, war lebendig, auch wenn für tausend Päpste das Ausstrahlen von Leben, das Projizieren von Leben und das Schaffen von Leben nur in der Trauer denkbar ist. Mein Publikum täuschte sich nicht. Für den "ewigen Potache" kämpften meine Anhänger nicht nur, sondern sie würden auch sterben. Zweitausendfünfhundert meiner Kameraden fielen an meiner Seite an der Ostfront. Hätten sie es getan, wenn ein älterer Herr sie zum höchsten Geschenk geführt hätte?

Q. — Was ist Ihrer Meinung nach notwendig, um in der Politik erfolgreich zu sein?

R. — Man muß Ideen haben, mehr als einen Plan, einfache, klare Ideen, die für die Massen erreichbar sind, Ideen, die nicht durch das Einrollen in das Pech der "Ernsthaftigkeit" verdrießlich gemacht werden. Und noch mehr als Ideen sind Prinzipien erforderlich, die unveränderlich sind, die sowohl aus der Intelligenz als auch aus dem Gewissen kommen und die dem Handeln eine Art heiligen Charakter verleihen.
Diese aus dem Glauben geborene Handlung, die das Beste des Seins auf die Eroberung richtet, warum sollte sie, da sie rein und aufrichtig ist, nicht im Optimismus aufblühen?
Man hat mir das vorgeworfen. Ich bin froh darüber.
Wie auch immer, Abetz und ich — zurück zum Mittagessen! — Wir hatten an diesem Mittag am Ufer der Seine viel Spaß, während fünfzig dicke Deutsche mit silbernen Schulterklappen, die wie Schwalbennester aussahen, in der Sonne lagen und für uns beide ihre Instrumente donnern ließen. Haben wir uns amüsiert? Vielleicht haben wir das ja! Zumindest in den Augen der mürrischen Inquisitoren! Aber das hinderte uns nicht daran, mit glücklichen Augen und unter Trommelwirbel den Aufbau eines neuen Europas zu planen.

Q. — Haben Sie gemeinsam konkrete Pläne ausgearbeitet?

R. — Otto Abetz wollte mich mehrmals nach Paris zurückbringen und schickte sein Auto, um mich in Brüssel abzuholen. Ich lud meine alten Atlanten aus dem 16. Jahrhundert in das Auto, in denen der Ruhm der Siebzehn Provinzen, der ehemaligen Großen Niederlande, die auch Großburgund oder Germania inferior genannt wurden, d.h. das Land zwischen Friesland und der Somme, aufblühte. Meine Idee war, dass ich, wenn es wieder zu geographischen Zusammenschlüssen kommen würde, nicht die Gelegenheit verpassen

würde, die meinem Volk geboten wurde, um seine Einheit aus den Zeiten des Reichtums und des Ruhmes der Vergangenheit wiederzufinden.
Mit den Jahren würde sich mein Ziel erweitern. Kein französischer Politiker hatte persönlich Einfluss auf Hitler, aber ich würde eine beträchtliche Überzeugungskraft auf den Führer erlangen, die selbst von den hasserfülltesten Fanatikern nicht mehr bestritten werden kann. Ich würde das Beste daraus machen, im Interesse der Franzosen und meines eigenen Volkes.

O. — Waren Ihre Augen nicht größer als Ihr Bauch? Mussten Sie bestimmte Ambitionen verletzen?

R. — Ich fürchtete die unmittelbaren Ambitionen einiger deutscher Imperialisten. Ja, ich hatte Befürchtungen. Ich wollte so viel westlichen Raum wie möglich vor ihrer Gier schützen und auch diskret meinen burgundischen Plan vorantreiben, den ich, wenn der Tag gekommen war, in einen Hebel für den gesamten Westen, allen voran Frankreich, umwandeln würde.
Ich wusste, dass wir früher oder später die zu engen Grenzen unserer Länder überwinden und gleichzeitig die Einheit, die sie vereinen würde, ausbalancieren mussten. Es gab kein Europa, das möglich war, ohne dass die großen Realitäten der westlichen und der slawischen Welt auf beiden Seiten der deutschen Welt sich in ihm entfalten konnten. Wir alle waren Europäer, durch das Blut, durch die religiösen Überzeugungen und durch die Zivilisation. In dieser großen Neuordnung des gesamten Kontinents wäre Frankreich, das tausendjährige Herz des Abendlandes, trotz seiner Niederlage wieder auf seinen historischen Sockel in einem größeren Ganzen gestellt worden.
Wir waren zu diesem Zeitpunkt nur Pioniere, die versuchten, die erste provisorische Brücke zu schlagen, über die die anderen gehen würden. Die französischen Minister, mit denen ich in diesen Jahren lange und offen diskutierte, verstanden mich sehr gut und unterstützten meine Taktik voll und ganz. Der tapferste von ihnen, Joseph Darnand, Innenminister, bat Himmler 1944 sogar darum, sich mir an der Ostfront als Freiwilliger in der 28. Division "Wallonie" der Waffen-SS anschließen zu dürfen; er wollte nicht in die politischen Streitigkeiten der französischen Kollaborateure verwickelt werden.
Darnand, mit dem ich eine sehr kameradschaftliche Beziehung pflegte, sagte mir dies selbst, als ich mit ihm im November 1944 in Wildlechen die französische Division Charlemagne inspizierte.

Q. — Was sagte Abetz zu all dem?

R. — Mit Otto Abetz hatte ich lange Gespräche über diese westlichen Probleme geführt, die ihn, als guten Frankophilen, der er war, sofort begeisterten.
Er hatte gut gesehen, dass ich entschlossen war, die Sache voranzutreiben. Ich tat dies allein, ohne unnötige Fackelträger in die Debatte einzubeziehen. Ob es den Befürwortern von Multilösungen gefällt oder nicht, Ideen sind nur dann gut, wenn ein Mann sie repräsentiert, sie verkörpert und ihnen ein physisches Leben verleiht.
Unsere Gespräche waren erfolgreich gewesen. Abetz sagte zu mir: "Ich werde nun die Geschäfte leiten und eine Entscheidung vorschlagen".
Ich betonte: "Ich bin nicht an den goldgedrehten Papierkratzern in Brüssel interessiert: Was ich brauche, ist eine Lösung, die nach einer direkten Vereinbarung mit dem Führer beschlossen wird".
Einige Wochen später fährt der Wagen von Otto Abetz erneut bei meinem Anwesen in der Drève de Lorraine in Brüssel vor, mit einer Nachricht: "Ich würde es sehr begrüßen, wenn Sie nächsten Sonntag zum Abendessen in die Rue de Lille kommen würden".
Ich stieg in den Mercedes ein. Kaum saß ich am Abend auf der Terrasse der Pariser Botschaft, als Otto Abetz mit einem Herrn vorfuhr, der wie ein strenger Professor aussah, aber ein lustiges kleines Auge hatte: Es war Henri de Man.

Q. — Sie kannten Henri de Man nicht persönlich?

R. — Abgesehen von den Treffen im Parlament hatte ich nie wirklichen Kontakt mit ihm. Vor dem Krieg war der Minister de Man der Vorsitzende eines Clans; er blieb auf seinem Parkplatz und ich auf meinem. Dies waren die dummen Verbote demokratischer Systeme. Wir ignorierten einander. Allgemeiner gesagt, ohne sich zu kennen, hasste man sich.
Im Nachhinein war es ein Ausländer, ein Deutscher wie Otto Abetz, der einen Landsmann und einen Landsmann, die beide im Stillen seit mehreren Jahren das Gleiche dachten, freundschaftlich zusammenbringen sollte.

Von Anfang an sagte ich mir: "Dieses Treffen ist kein Zufall, es ist die erste Phase einer sorgfältig vorbereiteten politischen Operation".
Der ehemalige Vorsitzende der belgischen Sozialistischen Partei wurde von einer sehr schönen jungen Frau, Frau Didier aus Brüssel, begleitet, die vor den Feindseligkeiten eng in die Annäherungsarbeiten der Deutschen in der belgischen Hauptstadt involviert war. De Man hatte an den halbgeheimen Beratungen teilgenommen, die diese anmutige Egeria in ihrem Haus mit Nationalsozialisten des Dritten Reiches abgehalten hatte, deren erbitterter Gegner de Man offiziell war, da er der große Chef der ersten antinazistischen Partei in Belgien war!

Q. — Wie verlief das Abendessen?

R. — Während des gesamten Abendessens in der Pariser Botschaft hatten wir die Gelegenheit, unsere Standpunkte ausführlich zu diskutieren. Ich ging nicht so weit wie Henri de Man, den Nationalsozialismus zu unterstützen. Ich hörte ihm mit Vorsicht zu. Aber de Man repräsentierte die große Masse des belgischen Proletariats, was mein lebenslanges Ziel war. Die Hälfte des belgischen Volkes sind Arbeiter. Von diesen Arbeitern hatte ich einen großen Teil erobert, was mir die heftige Opposition der sozialistischen Pfründner einbrachte, in deren vorbehaltenem Gebiet ich die Frechheit besessen hatte, auf die Jagd zu gehen. Ich hatte ihre Führer heftig bekämpft und ihre Skandale aufgedeckt, da sie mit denselben Räubereien wie die Katholiken befleckt worden waren. Insbesondere ihre "Bank der Arbeit" hatte Hunderte von Millionen der Ersparnisse des Volkes verschleudert. Aber die Sozialisten waren in Belgien immer noch eine große Macht. Es ist offensichtlich, dass Abetz leidenschaftlich daran interessiert war, diese Kräfte in die Kollaboration einzubeziehen.
Ich meinerseits war an dieser Öffentlichkeit der Sozialistischen Partei mehr als an jeder anderen interessiert und wollte sie als Ganzes für mich gewinnen.

Q. — Warum, mehr als alle anderen?

R. — Für mich war es tausendmal interessanter, mit der Masse der belgischen Arbeiter durch ihren Führer einen Block zu bilden, als Großbürger für Rex zu gewinnen, die sich wohl oder übel unserem Plan anschließen würden, wenn ich gewinne. Vor allem, wenn mein Florett sie diskret in den Hintern piekste.
De Man war der Vorsitzende der seit Mai 1940 ruhenden Sozialistischen Partei, ein ehrlicher, aufrichtiger Vorsitzender, der keine Fäden in der Hand hatte, keinen finanziellen Meister, aber auch keine große persönliche Ausstrahlung. Er war ein bemerkenswerter, aber komplizierter Intellektueller. Kein belgischer Arbeiter hatte je ein Wort seiner postmarxistischen Theorien verstanden. Und er war ein schlechter Redner. Diese beiden Mängel störten mich nicht, im Gegenteil, sie erleichterten meine Arbeit. Was ich brauchte, war, dass mir die Türen zum Volk geöffnet wurden. Wenn de Man sie mir öffnete, würde ich in sechs Monaten diese Volksmasse umrühren und versteinern.
Das Bündnis mit de Man machte mir also keine Angst. Ich trage in meinem ganzen Wesen die strahlenden Kräfte, die anziehen und einfangen. Ich war mir sicher, dass ich gewinnen würde. Also stimmte ich zu.
So kam es am Ende eines diplomatischen Abendessens zu einem Bündnis zwischen der Masse der Arbeiter, der fleischlichen Stütze der Nation, die sich in der ehemaligen sozialistischen Partei von Henri de Man zusammengeschlossen hatte, und dem Rexismus mit seinen Kohorten junger Jungen mit feurigem Glauben, die entschlossen waren, ihr Land moralisch und materiell zu verändern.

Q. — Wie wollten Sie dieses ehrgeizige Programm umsetzen?

R. — Wir hatten das Essen beendet. Dann wurde Abetz mitgeteilt, dass er ans Telefon gerufen wurde. Es war Berlin. Der gute Otto stand auf und verschwand. Eine Viertelstunde später taucht er wieder auf, kommt mit leuchtenden Augen auf mich zu: "Ich habe gerade mit Ribbentrop und dann mit dem Führer gesprochen und ihnen über unsere Ergebnisse berichtet. Auch dort ist man begeistert. Halten Sie sich bereit. Sie werden in Kürze einberufen werden. Bleiben Sie in Brüssel. Ein Wagen des Kanzleramtes wird Sie abholen".
So erreichte ich ein außergewöhnliches Ergebnis: wie ich es immer gewollt hatte. Ich war über den Sumpf gesprungen, in dem fünfzig oder hundert Ministerkandidaten aus Brüssel herumplanschten, die alle ohne irgendwelche Ideale hofften, sich an die deutsche Macht klammern zu können, um wieder Plätze und Käse zu bekommen. Ich hatte auch die Verwaltung der deutschen Spitzenbeamten in Brüssel übersprungen, die frech und pingelig waren, Überlebende des alten Regimes, die nur an die Interessen des deutschen

Expansionismus dachten. Ich hatte ein außergewöhnliches Bündnis mit dem Führer der belgischen Arbeitermasse geschlossen und würde jeden Tag von Hitler empfangen werden.
Daraufhin kehrte ich am nächsten Tag nach Brüssel zurück. Ich wartete auf Hitlers Auto mit einem Optimismus, der von Tag zu Tag schwächer wurde.
Ich würde lange warten müssen.

Q. — Aus welchen Gründen?

R. — In der Zwischenzeit hatte ein unvorhergesehener internationaler Zwischenfall die Maschine entgleisen lassen.
Das Treffen zwischen Hitler und Degrelle war, wie alles, was die Deutschen planen, gründlich vorbereitet worden. Es sollte in Belgien selbst, in Brûly-de-Pesche, in der Nähe von Yvoir, am 26. Oktober 1940 stattfinden. Hitler würde mich am Morgen empfangen. Am Nachmittag würde er de Man empfangen. Am nächsten Tag würde er Leopold empfangen, um ihm seine Entscheidung mitzuteilen, eine Entscheidung, die der König nur akzeptieren konnte, da mein zukünftiger Teamkollege Henri de Man der wichtigste seiner politischen Mitarbeiter war. Die Sache war also in trockenen Tüchern.

Q. — Warum wurde nichts davon umgesetzt?

R. — Das ist so. Hitler begann seine Reise durch Südwesteuropa in seinem Sonderzug, der den schönen Namen "Erika" trug. Im Vorbeifahren sah er kurz Laval. Dann fuhr er weiter nach Spanien. In Hendaye trifft er Franco. Der vorsichtige, verschlagene Spanier versucht, Hitler mit vagen Versprechungen zu umgarnen, der schließlich ein solches Gespräch als unangenehmer empfindet, als sich ein halbes Dutzend kariöser Zähne ziehen zu lassen.
Auf dem Rückweg hatte er in Montoire eine Unterredung mit dem glorreichen und schweigsamen Marschall Pétain. Er wird am 25. Oktober 1940 zu unserem Treffen in der Region Entre-Sambre et Meuse eintreffen. Zu diesem Zeitpunkt erreichte ihn in seinem Zug die Nachricht von dem bevorstehenden Ereignis, das alle unsere belgischen Pläne vorübergehend über den Haufen werfen würde und das vor allem katastrophale globale Auswirkungen haben würde, da es die Grundlage für das Scheitern der vollständigen Eroberung des russischen Raums im Jahr 1941 sein würde.
Diese plötzliche Nachricht war die Ankündigung, dass Mussolini jeden Moment in Griechenland einmarschieren würde.

KAPITEL 22
EIN JAHR BESATZUNG

Mussolinis gescheiterte Offensive in Griechenland — Hitler hasste Leopold III — Die gescheiterte Unterredung in Berchtesgaden — Belgien am Boden des Brunnens — Belgische Kartoffeln — Die Verdrossenheit der Barbaren — Das verbitterte Belgien gerät ins Stocken — Die Machenschaften der Deutschen des alten Schlages. Regimes — General von Falkenhausen — Die belgische Regierung in London drängt schriftlich auf die Herstellung eines Krieges für die Deutschen — Die Ermordung des Bankiers Galopin — Gutt und Spaak hätten vor ein hohes Gericht gestellt werden sollen — Die dramatische Wendung vom 21. Juni 1941.

Q. — Wie konnte Mussolinis Offensive in Griechenland im Oktober 1940 einen Einfluss auf Ihre Pläne haben?

R. — Aufgrund des italienischen Ansturms im Jahr 1940 blieb das besetzte Belgien lange Zeit im Nebel.
Die Wahrheit ist, dass diese Militäroffensive absolut unvorhersehbar und für niemanden vorstellbar war, da sie militärisch keinen Sinn ergab. Italien war in keiner Weise auf eine solche kriegerische Expedition vorbereitet, obwohl es sich um eine kleine Angelegenheit handelte. Es war schlecht bewaffnet und schlecht befehligt. Marschall Badoglio war ein naphthalinisierter Militär, der einen oder zwei Kriege zu spät kam, wie sein französischer Kollege Gamelin, wie fast alle hochrangigen Berufsmilitärs, die während des Zweiten Weltkriegs ihr Unwesen trieben.
An veralteten Formeln klebend, intellektuell eingefahren, stolz auf eine überholte Wissenschaft, hatten alle diese Galoniere eines anderen Zeitalters absolut nichts von der revolutionären Strategie und Taktik verstanden, die von Hitler erfunden worden war, die, Durch die Zusammenführung und Kombination der motorisierten Artillerie der Luft (Stukas) und der motorisierten Artillerie des Bodens (Panzerdivisionen) eroberte der Führer Polen, Dänemark und Norwegen, dann Holland, Belgien und Frankreich.
Hitler selbst erfand die norwegische Landung, den Ansturm auf Abbeville und die Einkesselung der Alliierten. Sie, die alten Generäle von 1870 und 1918, waren nur noch Armeeschreiber. Hitler war das Genie, das Strategie und Taktik auf einfache, entscheidende, weil unvorhergesehene Daten reduzierte.

Q. — Was war Mussolini als Kriegsherr wert?

R. — Mussolini besaß keine der funkelnden militärischen Gaben des Führers. Er verstand nie etwas von diesen Problemen. Kaum hatte er sich auf das unbekannte Terrain begeben, stürzte er von einer Niederlage in die nächste. Vor den Franzosen in Nizza und Tunesien. Vor den Engländern in Libyen. In der Luft. Auf den Meeren. Alles ging schief. Mussolini war wütend, eifersüchtig und verbittert.
Hitler, sein anfänglicher Sekundant, war seit 1940 zum großen Boss geworden. Er hatte ganz Europa vom Nordpol bis zu den Pyrenäen überrollt. Mussolini, der den Führer sieben Jahre zuvor in Venedig ein wenig wie einen ungeschliffenen Lehrling behandelt hatte, litt unter seinem Stolz. Auch er wollte sich durch einen militärischen Erfolg durchsetzen. Bisher hatte er nur miserable Ergebnisse erzielt. Er wollte seinerseits einen großen Schlag ausführen, um das Gleichgewicht wiederherzustellen.
Er glaubte, dass er sich gut vorbereitet hatte. Ciano hatte Millionen von Geldern zur Verfügung gestellt, die diskret unter den Mitgliedern der griechischen Regierung aufgeteilt wurden, damit diese nur verbalen Widerstand leisten würden. Die schlauen Hellenen hatten die Millionen eingesteckt und Widerstand geleistet! Ciano selbst, halb schadenfroh, halb gefasst, erzählte mir dieses Abenteuer an einem Abend im Juni 1942, als ich mit dem Flugzeug über Rom flog.
Aufgrund des unvorhergesehenen Widerstands der Griechen brach sich Mussolini innerhalb weniger Tage die Nase, was zu fatalen Folgen führte. Nachdem Mussolini nach Albanien zurückgedrängt worden war, stürzten sich die Anlgais an seiner Stelle auf Griechenland und errichteten dort ihre Flugfelder. Sie bedrohten die Ölquellen in Rumänien und bereiteten den Staatsstreich in Jugoslawien vor.
Der Balkan war zu einer riesigen Falle geworden.

Q. — Wurde Hitler nicht selbst in diese Falle gelockt?

R. — Dies war der Zeitpunkt, an dem Hitler, wie geplant, Anfang Mai 1941 nach Russland hätte marschieren sollen. Stattdessen musste er fünf Wochen verlieren, um Südeuropa zu säubern, weil Mussolinis Fehlschlag die gesamte rechte Flanke der bevorstehenden Offensive in der UdSSR aufgedeckt hatte.
Diese Verzögerung würde sich rächen.

Hitler würde zu spät nach Russland eindringen und seine Offensive nicht vor dem Winter endgültig abschließen können. Ohne Mussolinis katastrophalen Fehlschlag an der griechischen Grenze Ende Oktober 1940, hätte Hitler höchstwahrscheinlich bereits im November 1941 die UdSSR vollständig beherrscht.

Q. — Wenn ich richtig verstanden habe, wurde die dreimalige Unterredung mit Hitler — insbesondere Ihre Unterredung — aufgrund des militärischen Fehlers Mussolinis und der Verpflichtung des Führers, diesen Fehler zu beheben, abgesagt. Hatte dies unangenehme Folgen für Sie?

R. — Ich würde es tun und ich würde es nicht tun. Letztendlich wurde alles später besser. 1940 war es zu früh. Wir waren in einer zu offensichtlichen unterlegenen Position. Aber in der unmittelbaren Zukunft fielen alle unsere politischen Pläne plötzlich in sich zusammen. Anstatt mich in Brûly-le-Pesche zu empfangen, musste Hitler seinen Zug abzweigen und nach Florenz rasen, in der Hoffnung, noch rechtzeitig zu kommen, um Mussolini davon zu überzeugen, sich nicht in diesem Kampf zu verirren.
Er kam zu spät.
In Albanien selbst waren die Italiener in Gefahr, ins Meer geworfen zu werden. Sie mussten gerettet und die Verteidigung organisiert werden. Kurzum, unsere Verabredung Hitler-Degrelle-de Man-Leopold war hinfällig.
Was sollten wir also tun? Was sollten wir tun oder gar denken?
Alles sollte durch eine Ungeschicklichkeit des Königs noch mehr gefährdet werden.

Q. — Noch mehr? Was für eine?

R. — Verbissen — und das ist der Beweis dafür, dass er 1940 glaubte, dass Zusammenarbeit die einzige Lösung sei — wollte Leopold die Angelegenheit persönlich wieder in Gang bringen. Vielleicht — wer weiß? — dachte er, dass er von Hitler als alleiniger Führer akzeptiert werden könnte, unabhängig von einem Degrelle, der, selbst wenn er von de Man überwacht wurde, die sozialistische Revolution für seinen Geschmack zu sehr vorangetrieben hätte. Er wusste nicht, dass Hitler genau über die geheimen Vereinbarungen informiert war, die er General Delvoie im Oktober 1939 mit dem französischen Generalissimus Gamelin treffen ließ und die der belgischen Pseudoneutralität den Hals brach.
Um an Hitler heranzukommen, nutzte Leopold die guten Dienste seiner Schwester Marie-José, der Frau des Kronprinzen von Italien. Letzterer war ein öliger, kurzsichtiger Schwindler. Hitler wusste das, aber Umberto war auch der Sohn seines damaligen Hauptverbündeten, König Viktor Emanuel, ein Zwerg mit einem Schnurrbart wie eine alte Katze unter einer riesigen Pfauenschwanzfeder. Leopold schickte also Prinzessin Marie-José, um an Hitlers Tür in Berchtesgaden zu klingeln, in der naiven Annahme, dass der Führer, der von ihr geleitet wurde, einen Herrn des alten Regimes gegenüber meiner Art bevorzugen würde.
Marie-José war ein schönes, großes Mädchen, mit einer prächtigen Kutsche, intelligent und ziemlich intrigant. Sie drängte Hitler so sehr, dass er nicht in der Lage war, nein zu sagen. Unmittelbar nach diesem halben Ja kam Leopold nach Berchtesgaden.
Es war ein absoluter Fehlschlag.
Hitler hatte absolut kein Interesse am belgischen König. Im Gegenteil, er hasste ihn. Wie mir Oberst Kiewitz erzählte, hatte der Führer Leopold in den Himmel gelobt, als ihm Ende Mai 1940 mitgeteilt wurde, dass man meine Leiche unter den zerfetzten Körpern der Ermordeten von Abbeville gefunden hatte. Er machte den König für dieses Massaker verantwortlich. Indirekt, das war richtig, denn Leopold hätte sich am 10. Mai 1940 gegen diese absurden Verhaftungen stellen müssen, wenn er ein mutiger Mann gewesen wäre, der denen treu geblieben wäre, die ihm aufopferungsvoll gefolgt waren. Er hatte Angst. Einundzwanzig Leichen waren auf dem Pflaster zurückgeblieben.
"Dieser Mann wird nie wieder auf seinen Thron zurückkehren!", rief Hitler, als er die Nachricht von meinem Tod hörte und schlug mit der Faust auf den Tisch seines Salonwagens. Leopolds Rechnung ging auf. Für Hitler war er ein Januskopf — was ziemlich genau war — dessen Krone herabgefallen war. Er würde es ihm nicht erlauben, sie wieder aufzuheben.
Ihn in Yvoir zu empfangen, damit er Amen zu einer Regierung Degrelle-de Man sagt, ist okay. Das wäre das Mindeste. Aber mehr zu erwarten, sich vorzustellen, dass Hitler ihm seine Wiedereinsetzung an der Spitze des belgischen Staates unter der Schirmherrschaft von ehemaligen politischen und finanziellen Potentaten wie dem ehemaligen Minister Lippens gewähren würde, davon konnte keine Rede sein! Die Dekadenz des alten Regimes konnte höchstens darauf hoffen, dass man bereit war, sie unter Einhaltung der Formalitäten zu beerdigen, anstatt sie auf die Müllhalde zu werfen, wie es der politische Anstand verlangte.
Leopold hatte so sehr darauf bestanden, in Berchtesgaden empfangen zu werden, dass er seine Zeit verschwendet hatte. Hitler bot ihm etwas Tee und einige Makronen an. Man plauderte eine Weile. Dann gab

es nichts mehr. Leopold reiste mit leeren Händen ab. Belgien fiel wirklich auf den Grund des Brunnens. Monatelang würde es dort in Dunkelheit und Kälte herumtappen.

Q. — Wie beurteilen Sie Belgien Ende 1940 und Anfang 1941?

R. — Die Belgier begannen schnell zu murren, weil sie nicht mehr genug Kartoffeln hatten, das mystisch-nationale Gemüse, ohne dessen massiven Verzehr sie sterben würden. Alle waren auf dem Schwarzmarkt tätig. Es gab nichts anderes mehr, was zählte. Wie kann man Dosen beschaffen und anhäufen? Wie kann man sie in Verstecken lagern?
Essen, der Belgier ist sehr darauf bedacht. Sonst verkümmert das Herz des Tapfersten. Die großen Erneuerungsideen von 1940 verblassten und zerfielen in dem Maße, wie die Portionen Pommes frites immer kleiner wurden.
Die alten Politiker sahen, dass ihre Plattmachübungen sie nicht weiterbrachten, dass man sie nicht herausfischen würde, gingen in ihre Kaninchenställe zurück und bewegten sich nicht mehr.
Was uns betraf, so wagten wir angesichts der Unbeweglichkeit der Deutschen nur mit Sorge, einzugreifen.

Q. — Wie sollten wir eingreifen?

R. — Ich versuchte gerade im Januar 1941 in einem Artikel in "Pays réel" und in Lüttich bei einer großen Kundgebung ein "Heil Hitler" auszusprechen, in der Hoffnung, den Schiedsrichter von Berchtesgaden zu wecken. Aber Hitler war zu diesem Zeitpunkt bereits mitten in den Vorbereitungen für den Russlandfeldzug. Er hatte andere Sorgen als die belgischen Katzen.
Er hatte die Gespräche mit Molotow, Stalins Außenminister, beendet, der nichts Geringeres vorhatte, als halb Europa zu verschlingen. Das war in der Tat das, was die Sowjets 1945 für sich beanspruchten. Aber 1940 wollte Stalin diese Gebiete kostenlos und sofort erhalten.
Seit September 1939 hatte er sein militärisches Potential enorm gesteigert. Marschall Schukow prognostizierte, dass er im Frühjahr 1942 bereit sein würde, um in den Westen zu stürmen. Daher die sowjetische Erpressung.
Hitler hatte nicht sein ganzes Volk mobilisiert, um den Sowjets ein solches Geschenk zu machen. Von dem Moment an, als Stalin solche Forderungen stellte, war der Krieg sicher. Es gab keine andere Möglichkeit mehr.
Hitler müsste innerhalb weniger Monate seine Vorbereitungen treffen, zumal die UdSSR fabelhaft aufrüstete. Sie besaß bereits 17.000 Panzer, d.h. fünfmal mehr als Deutschland. Im nächsten Frühjahr würde sie 42.000 Panzer haben. Noch ein Jahr Pause und Stalin würde mit Kräften anrücken, die denen des Reiches weit überlegen waren. Je länger Hitler warten würde, desto größer würde die Gefahr einer Überflutung werden. Es war also die größte Invasion der Geschichte, die dringend gegen die UdSSR organisiert werden musste, wenn man nicht, wie von Molotow gefordert, mehr als 100 Millionen Europäer seiner Tyrannei ausliefern und den gesamten Westen in tödliche Gefahr bringen wollte.
Darüber hinaus musste Hitler wegen Mussolinis griechischem Abenteuer seine rechte Flanke, d.h. den gesamten Balkan, schnellstmöglich räumen.

Q. — Kommen wir zurück zu Belgien! Welchem Schicksal war es ausgesetzt?

R. — Welche Bedeutung hatte das kleine Belgien im Weltmaßstab zu diesem Zeitpunkt? Es war gespalten, verbittert, zornig, von der Kartoffeljagd geplagt! Es versank, es versank.
Was gab es in London auf der anderen Seite? Eine mittelmäßige belgische Pseudoregierung, in der sich die Überlebenden des Billardsaals von Sauveterre und die unglücklichen Inhaber der unbezahlten Schecks von Vichy zusammengerottet hatten. Sie klammerten sich an Churchills Schuhe und Brieftasche. Ihre Möglichkeiten waren tausendfach.
Alles im Land zerfiel. Die konservativen Deutschen in Brüssel waren so gut wie alle Beamte, die den alten industriellen Imperialismus der Deutschen von 1914 fortsetzen wollten, die nur daran dachten, den deutschen territorialen Raum zu erweitern und das Wirtschaftsleben dieser reichen, gut ausgestatteten, arbeitenden und ertragreichen Regionen an sich zu reißen. Die Schaffung Europas interessierte die Generäle à la Falkenhausen nicht. Sie war in ihren Augen nur eine weitere Marotte des verhassten Hitlers. Ein Abkommen mit der belgischen Hochfinanz schien ihnen dagegen ein Ziel von größtem Interesse zu sein.
Darüber hinaus manipulierten sie die Flamen, indem sie sie glauben machten, dass Flandern alles bekommen und alles besitzen würde, dass die Wallonen nicht zählten und dass sie in die Finsternis geworfen würden.
Für uns war dies Anfang 1941 noch ein Verdacht. Es gibt jetzt offizielle Dokumente, die den Plan dieser deutschen konservativen Führer, die sich nach der Niederlage in Belgien niedergelassen hatten,

dokumentieren. Sie wollten die Wallonen in jeder Hinsicht ablehnen und den Flamen in jeder Hinsicht helfen. Es war ein teuflisches Spiel. Wenn wir nachgegeben hätten, wäre unser Land geteilt worden.
Wirtschaftlich war es das Gleiche.

Q. — Viele Belgier — auch Wallonen — haben dennoch kollaboriert?

R. — Mit General von Falkenhausen und seinem pro-kapitalistischen Team war keine Zusammenarbeit denkbar.
Ich hütete mich davor, diesen alten, scherzhaften Junker auch nur ein einziges Mal zu sehen, bevor ich nach Russland ging. Ich mied ihn wie die Pest. Er lebte wie ein Mandarin — er hatte lange Zeit in China gelebt — in einem prächtigen brabantischen Schloss in Seneffe, das einem defenestrierten Juden gehörte. Er verehrte seinen Hund, der in allem Schiedsrichter war und durch sein Bellen oder sein versöhnliches Schweigen anzeigte, ob der Besucher abgewiesen oder willkommen geheißen werden sollte. Zu Ehren des Hundes ließ Falkenhausen in Gent reiche Zigaretten aus englischem Tabak herstellen, die das Porträt des Hundes wie eine kostbare Kamee trugen.
Vor allem aber wurde Falkenhausen durch die Kraft einer klugen italienischen Prinzessin aufgeputscht. Für ihn bedeutete die Besatzung nachts die deutsch-italienische Zusammenarbeit und tagsüber die sarkastische Verbrüderung mit den großen Finanzmanitous. Diese Zusammenarbeit mit dem Hyperkapitalismus war die einzige Inspiration für seine Entscheidungen, die nicht ohne Intelligenz und eleganten Zynismus waren.
Wenn man sich an die alte Mentalität der Deutschen von 1914 hält, war sein Verhalten logisch, denn 1914 war der Krieg imperialistisch. Vor allem ein wirtschaftlicher Imperialismus. Falkenhausen wollte diese Politik wiederbeleben und sich die vollständige Kontrolle über die belgische Produktion mit Hilfe der willfährigen Behörden sichern, nicht nur in Brüssel, sondern sogar in der belgischen Pseudo-Regierung in London, so unglaublich das auch klingen mag.

Q. — Sie werden doch nicht behaupten, dass die Deutschen in dieser Angelegenheit mit einer gewissen Zustimmung der belgischen Regierung in London rechnen konnten?

R. — Das ist so. Die belgische Pseudo-Regierung in London hat diese hyperkapitalistisch ausgerichtete belgisch-deutsche wirtschaftliche Zusammenarbeit voll und ganz unterstützt.
Ich werde Ihnen alle Erklärungen geben, die Sie wünschen. Wenn eine große Anzahl belgischer Industrieller und belgischer Finanziers im Sommer 1940 aus Frankreich nach Belgien zurückkehrten, anstatt die wirtschaftlichen Kriegsanstrengungen im Vereinigten Königreich fortzusetzen, geschah dies auf Anweisung von Pierlot, Spaak und Co. und insbesondere von Minister De Schrijver, der ihnen schriftlich Bescheinigungen übergab, in denen er sie den deutschen Behörden empfahl.
Diese Großkapitalisten arbeiteten von diesem Moment an zu 100 Prozent für die Deutschen im besetzten Belgien, weil die belgische Regierung in London, wie auch König Leopold, ihnen dies befohlen hatte. Dieser Zynismus ging so weit, dass Spaak und Finanzminister Gutt 1941 den größten Industriellen im besetzten Belgien schrieben, dass sie die Zusammenarbeit mit den Deutschen billigten, "auch wenn es sich fast ausschließlich um Kriegsprodukte handelte".
Um Arbeitslosigkeit in Belgien zu vermeiden? Das ist möglich. Um eine Tür offen zu halten, wenn Hitler gewinnt? Auch das ist möglich.
Spaak vermerkte eigenhändig die Dokumente, die dem großen belgischen Bankier Fabry anvertraut wurden.

Q. — Gibt es diese Dokumente wirklich? Wurden sie jemals produziert?

R. — Diese Dokumente waren in Lissabon versteckt und wurden zufällig einige Jahre nach dem Krieg entdeckt. Sie wurden öffentlich, unbestreitbar und unbestritten. So drängte die falsche belgische Regierung in London insgeheim mit unglaublicher Unverschämtheit auf eine vollständige wirtschaftliche Zusammenarbeit mit dem Nazi-Reich, "obwohl fast alle Lieferungen Kriegsmaterial waren"!
Und wer unterzeichnete diese unglaublichen Zeilen? Dieselben, die scheinheilig aus der Ferne die mutigen Belgier beschimpften, die politisch versuchten, ihr Land durch eine schwierige Vereinbarung mit den Deutschen zu retten.
Um sich selbst zu entlasten, hatte die Regierung Pierlot-Spaak die Stirn, 1945 die Industriellen, die sie selbst schriftlich ermutigt hatte, für Hitler zu arbeiten, als "wirtschaftliche Mitarbeiter" ins Gefängnis zu schicken.
Bei Kriegsende waren sich die Londoner Minister sicher, dass die Gutt-Spaak-Schriften nie wieder auftauchen würden. Im Parlament bestritt Spaak vehement, der wirtschaftlichen Zusammenarbeit zugestimmt zu haben. Als er und seine Kumpane durch die Veröffentlichung der Lissaboner Dokumente in voller Länge durch die Tageszeitung La Libre Belgique verwirrt wurden, stellten sie sich tot. Ein Jahr später hatte die

Öffentlichkeit die Angelegenheit vergessen, wie es in allen Demokratien üblich ist, in denen alles, was stört, vertuscht wird. Wer spricht heute noch in Belgien von den Dokumenten von Lissabon?

Q. — Stehen diese dunklen Geschichten über die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit den Deutschen auf höchster Ebene in Zusammenhang mit der mysteriösen Ermordung von Gouverneur Galopin, dem großen Chef der Société Générale de Belgique, kurz vor Kriegsende, wie einige behaupten?

R. — Galopin, der wichtigste belgische Bankier, war am 15. Mai 1940 auf Ersuchen der Regierung Pierlot-Spaak in Brüssel geblieben und von ihr in Abwesenheit mit der geheimen Leitung der Staatswirtschaft beauftragt worden. Er war es, der 1941 die Anweisungen seiner Londoner Mentoren weiterleitete, die eine industrielle Zusammenarbeit mit den Deutschen, einschließlich Kriegsmaterial, empfahlen.
Vor dem Ende des Krieges wurde Galopin auf mysteriöse Weise ermordet. Es wurde behauptet, dass er von Einheimischen ermordet wurde. Das war eine komplette Lüge. Niemand von Rex mischte sich in diese dunkle Geschichte ein. Später hieß es, es seien Flamen gewesen. Aber der Flämischstämmige, der für den Mord angeklagt wurde, wurde freigesprochen, in einer Zeit, in der der geringste Verdacht einen sofort an den Pfahl oder zumindest für viele Jahre ins Gefängnis brachte.
Wem sollte diese Beseitigung des Großfinanziers Galopin nützen, wenn nicht denjenigen, die ihm eine Art geheime Verwaltung Belgiens anvertraut hatten und von denen aufgrund dieses geheimen Mandats die unerhörten Anweisungen von Gutt und Spaak weitergeleitet wurden? Seine Beseitigung konnte nur für die belgische Pseudo-Regierung in London von Interesse sein, die ein großes Interesse an seinem Schweigen hatte und während der Besatzung in Belgien über Mörder verfügte.
Er war ein unbequemer Zeuge. Wenn er noch am Leben gewesen wäre, hätte er nach dem Konflikt sicherlich erklären müssen, warum und wie er während des Krieges mit den Deutschen kollaborierte und die belgischen Industriellen dazu brachte, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Er hätte mit offiziellen Texten belegt, wie die belgische Regierung in London über Fabry ihm dringend dazu geraten hatte. Seine Aussage hätte also überwältigend sein können. Wer hätte in London gedacht, dass die anklagenden Dokumente rechtzeitig beiseite gelegt worden waren und Jahre später wieder auftauchen würden, nachdem Galopin auf dem Parkett gelegen hatte...? Und so war es auch. In einem normalen Staat hätten derart schwerwiegende Enthüllungen, die in einer der wichtigsten Zeitungen Belgiens veröffentlicht wurden, Gutt und Spaak vor ein hohes Gericht gebracht. Dank des Mordes an Galopin konnten beide in ihren Betten sterben. Die Hunderte von Menschen, die nach 1944 wegen Kollaboration erschossen wurden, hatten nicht alle das gleiche Privileg.

Q. — Was ist mit den Rexisten? Haben sie auch kollaboriert?

R. — Welche Hoffnung blieb uns angesichts einer deutschen Verwaltung, die den flämischen Nationalisten politische Gunst gewährte und sie zum Narren hielt, während sie auf wirtschaftlicher Ebene nur die hyperkapitalistischen Kräfte beachtete?
Diese Kräfte hatten Belgien vor dem Krieg ausgeplündert und vergiftet. Wir hatten sie mit wildem Ungestüm bekämpft. Und nun, in den dunkelsten Tagen des Zweiten Weltkrieges, genossen sie die Unterstützung der Konservativen des Reiches und der belgischen Pseudo-Regierung, die zu den Briten geflohen war!
Ich hatte am 1. Januar 1941 einen verzweifelten Schrei in Richtung Hitler ausgestoßen, als wollte ich ihm sagen: "Hören Sie, alles, was unsere Jugend sich an Großem wünscht, dieses Europa, von dem wir alle träumen, wird hier ermordet". Aber die Umstände waren gegen uns: der große Russlandfeldzug stand kurz bevor. Er nahm Hitler ganz in Anspruch. Jeden Moment würden gigantische Umwälzungen Europa erschüttern. Wie hätten unsere fernen Stimmen noch gehört werden können?
Der große Tag sollte jedoch kommen, der uns Recht geben würde und an dem starke Herzen zeigen würden, dass die Besiegten des Vortages durch ihren Mut im Kampf den Siegern von 1940 ebenbürtig werden konnten.
Dieser Tag würde der 21. Juni 1941 sein. Der Krieg gegen die Sowjets würde die Welt verändern, würde ein völlig neues Universum schaffen, ob Hitler nun gewinnt oder verliert. Wenn Hitler gewinnen würde, würde sich ein mächtiges Europa, wie man es sich nie hätte vorstellen können, über eine Breite von 10.000 Kilometern von Cherbourg bis Wladiwostok erstrecken, die Europäer mit allen Rohstoffen versorgen, die sie für ihre Wirtschaft benötigten, und der gesamten Jugend, ob deutsch, holländisch, französisch, italienisch oder belgisch, einen großartigen Lebenszweck geben.
Selbst wenn Hitler verlieren sollte, würde das geschehen, was geschehen ist, nämlich dass zumindest eine verfluchte Welt zu Boden geworfen würde.
Plötzlich, am 21. Juni 1941, standen wir, ein kleines, vernichtetes Volk, vor gigantischen Möglichkeiten.
Wir würden ihnen entgegenlaufen.

TEIL 3
EUROPA GEGEN DIE SOWJETS

KAPITEL 23
FREIWILLIGE GEGEN DIE SOWJETS

Stalin bereit zum Sprung über Europa — Europa, was war das? — Sorgen und Misstrauen in Belgien — Wer sich von Europa fernhielt, war dem Untergang geweiht — Warum meldete sich Degrelle als einfacher Soldat? — Wir gehen, um unser Land mit Ehre zu vertreten, um Rechte für es zu erwerben" — Die feldgraue Uniform — Internationale und materielle Motive — In London und an der russischen Front: das belgische Wappen.

Q. — Als das Dritte Reich in die UdSSR einmarschierte, warum haben Sie sich entschieden, sich zu melden?

R. — Es ist heute schwierig, insbesondere für Tausende von jungen Menschen, die versuchen zu verstehen, was damals geschah, sich den Schock vorzustellen, den der Einmarsch in Sowjetrussland für Europa bedeutete.
Sowjetrussland war seit fast 25 Jahren das Monster. Es stand für schreckliche Erinnerungen, Millionen von Menschen, die nach 1917 gefoltert und massakriert wurden, die unerbittliche Herrschaft von Lenin und Stalin. Es waren die Säuberungen. Es waren die Zehntausende von Offizieren, die erschossen wurden. Es waren die riesigen Todeslager in ganz Sibirien. Es gab keine Freiheit, keine intellektuelle und nicht einmal körperliche. Gegen die Tyrannei der UdSSR hatte sich die große Mehrheit der Völker erhoben.
Ein Jahr lang hatte Europa eine Art Aufschub erlebt, da Hitler 1939 ein vorübergehendes Abkommen mit Sowjetrussland geschlossen hatte. Dies gelang ihm jedoch nur, weil die Alliierten Moskau während der monatelangen Verhandlungen alles angeboten hatten, um Stalin auf ihre Seite zu ziehen und Hitler wie Wilhelm II. 1914 zwischen die Fronten zu drängen.
Hitler musste, um nicht zugrunde zu gehen, mit dem Rücken nach Osten ausweichen, da er wusste, dass er im Westen Frankreich und England gegenüberstehen würde, wie es ihm im Sommer 1939 angekündigt worden war.
Aber die Aufrichtigkeit dieses stalinistisch-hitlerischen Arrangements hatte niemanden überzeugt. Jeder wusste, dass es nur einen Augenblick lang gültig sein würde. Bereits einige Monate nach der Unterzeichnung hatte Stalin mit seinen Raubtierkiefern große Teile der Nachbarländer entlang seiner westlichen Grenzen von Estland bis Bessarabien zerbissen. Er bereitete sich auf weitere bulimische Übungen vor. Er hatte vor, die verschiedenen Balkanstaaten zu verschlingen.
Das Warten konnte nicht mehr lange dauern.
Für junge Leute wie uns, die von großer Erfüllung träumten, war ein solcher Krieg zur Liquidierung des Kommunismus und zur Schaffung Europas ein Epos, ein gigantisches Epos. Man musste in die Zeit Alexanders des Großen zurückgehen, der bis zum Indus vordrang, um sich einen Feldzug vorzustellen, der ganz Russland und Sibirien durchqueren würde, um vielleicht sogar auf dem Balkon von Indien und Persien zu landen. Für Millionen von Jungen, die seit 1940 den Zusammenbruch einer zerbrochenen Welt miterlebt hatten, eröffneten sich hier völlig unerwartete Perspektiven. Dies erklärt, warum sich auf dem gesamten Kontinent sofort und überall Freiwilligenlegionen bildeten. Von Anfang an waren es Zehntausende, die schnell zu Hunderttausenden werden sollten. Allein innerhalb der Waffen-SS würden sie auf 600.000 anwachsen! Wir gingen vom deutschen Fall, dem Hitler-Fall und unseren kleinen Fällen besiegter Länder zu einem hundertmal größeren Plan über, dem europäischen Plan, der all jenen angeboten wurde, die, unabhängig von ihrem alten Heimatland, Großes wollten und weitsichtig waren.

Q. — Was bedeutete Europa für Sie damals?

R. — Wir dürfen nie vergessen: Diese Hunderttausende von jungen Männern — die nicht einmal Deutsche waren, von denen einige sogar Antideutsche waren — gingen auf die Schlachtfelder der UdSSR, um ihr Leben anzubieten, in erster Linie, um die kommunistische Expansion zu beenden, um das Universum von diesem Übel zu säubern.

Zweitens boten sie dort ihre Jugend an, um Europa endlich die Möglichkeit zu geben, sich zu verwirklichen, denn es gibt kein Europa, das möglich ist, ohne die riesige slawische Welt, die heute von der Oder bis zu den Kurilen von den Sowjets beherrscht wird.
Das Europa, das 1941 um sein Leben spielte, war dies: 300 Millionen Menschen, die von der gleichen Zivilisation durchdrungen und durch Jahrzehnte der gleichen intellektuellen Entwicklung geformt wurden. Tausende von Kunstwerken, die perfektesten in der Geschichte der Menschheit. Es ist das Recht, das seit dem Rom der Cäsaren kodifiziert wurde. Es ist der Glaube, der unsere verschiedenen Völker zweitausend Jahre lang geistig unterstützt und zusammengehalten hat. Es sind die Genies, die sie wie Fackeln vor der Nacht der anderen Welten erleuchtet haben.
"Wir sind das Volk, das aus der Finsternis zum Licht strebt", sagte Goethe, der europäischste aller Dichter. Europa war die beeindruckendste Gesamtheit der geistigen Schöpfungen. Und wenn es allen europäischen Völkern gelang, einander zu verstehen und sich zu vereinen, konnte dies auch die absolute wirtschaftliche Unabhängigkeit bedeuten, indem Rohstoffe, Techniken und Märkte gemeinsam genutzt wurden.
Dieses Europa wäre die schönste und vollständigste Einheit des Universums gewesen, aufgebaut auf dreißig Jahrhunderten einer unvergleichlichen Vergangenheit und offen für eine fast grenzenlose Zukunft. Das von Hitler geschmiedete Europa wäre der Herrscher der Welt gewesen.

Q. — War das nicht reine Utopie? Viele Völker waren nicht bereit für eine solche Fusion und lehnten sie sogar vehement ab.

R. — Was bedeuteten neben diesem vereinten Europa, das wir mit unseren Anstrengungen und Waffen schaffen wollten, noch die Kurzsichtigkeit der Zurückgebliebenen? Die kleinlichen Rivalitäten der Clans? Die erbärmlichen kleinen Bürgerkriege unserer engstirnigen und verkümmerten Nationalismen?
Dies war vielleicht das letzte Mal, dass eine solche europäische Geste möglich war. Also, was soll's! Es lohnte sich zu kämpfen und zu sterben!
Wir haben gelitten. Wir haben die Niederlage erlebt. Aber unser Plan war der richtige und Europa hat sich nie von unserer Vernichtung erholt. Nur Angeber oder Blinde können sich noch über den vorübergehenden Triumph der selbstmörderischen Demokratien im Jahre 1945 wundern, die alles verfehlt haben, sogar ihren Sieg.
Was ist davon übrig geblieben? In einem Drittel des überlebenden Europas kleben kleine, raffgierige Ladenbesitzer egoistisch in einem Markt, der passenderweise Gemeinsamer Markt genannt wird. Die Demokratie der tausend oder zweitausend parlamentarischen Pantoffelhelden hat unsere Völker nur zu Anarchie, Arbeitslosigkeit und moralischer Abstumpfung geführt.
Der Rest des Kontinents ist vergiftet durch den Verfall der Sitten, durch die Unordnung der Staaten und durch die abscheulichsten Formen des Terrorismus.
Die Sowjets lagern zwei Wagenstunden von Frankreich entfernt. Sie können, wann immer es ihnen gefällt, nach Paris, Lissabon oder Gibraltar stürmen. Ihre Raketen können uns alle in Sekundenschnelle zerquetschen.
Ist der Yankee-Hyperkapitalismus besser? mit seinen immer wieder gescheiterten Kriegen in Asien, Amerika und Afrika, trotz der Diktatur seiner Milliarden Dollar, seinen Napalmfluten und seinen Zehntausenden von Atomraketen, die bereit sind, die Erde und den Himmel zu zerschmettern...?

Q. — Sind Sie immer noch der Meinung, dass ein blutig geschmiedetes Hitler-Europa besser gewesen wäre und möglich gewesen wäre?

R. — Zunächst möchte ich Ihnen sagen, daß das Europa, das wir aufbauen wollten, nicht "hitlerisch" gewesen wäre, wie Sie es nennen, sondern europäisch, d.h. alle unsere Völker wären Teil davon gewesen, unter Achtung ihrer Persönlichkeit, wobei Hitler der Ansporn und der Vereiniger gewesen wäre. Die europäischen Nationen sollten nach unserer Vorstellung auch nicht notwendigerweise blutig zusammengefügt werden. Wir hassten den Krieg. Seine Entfachung war nichts anderes als eine Rettungsaktion der Demokratien.
Vier Jahre lang war die europäische Einigung durchaus möglich. Noch heute versuchen viele Staatsmänner, zweifellos zu spät, sie zu erreichen, obwohl die Hälfte der Völker, die an unserem großen Projekt hätten teilnehmen können, 1945 unter Stalins Stiefeln fielen. Aber warum, um Himmels willen, sollte ich angesichts des Versagens der falschen Sieger weniger überzeugt sein? Diejenigen, die die Länder Europas in diese Erniedrigung und doppelte Herrschaft geführt haben, können ihre Brustmuskeln grotesk aufblähen, die wahren Verlierer sind sie. Wir ziehen es vor, die Überlebenden eines intelligenten Epos zu sein, dessen

Bedeutung überdauern wird, als die Totengräber zu sein, die noch immer prahlerisch ihre eigene Beerdigung leiten.
Wir bedauern nur eine Sache und wir sagen es ganz offen, dass wir nicht gewonnen, alles überflutet und alles umgewandelt haben. Es gibt keine Reue in irgendeiner Form! Wirklich nicht! Was sollte man bereuen? Natürlich wären wir Sieger mit einer harten Faust gewesen, aufgerichtet, mächtig, auf unseren Schlachtpferden. Soviel zu den Weichlingen, den Schwächlingen, den Waschlappen! Die Welt ist nur dann groß, wenn sie von wahren Meistern geprägt wird.

Q. — Die Welt nahm eine beeindruckende Wende, aber das belgische Problem war noch nicht gelöst. Sie haben sicher noch darüber nachgedacht? Hatten Sie gezögert, bevor Sie sich in den anti-bolschewistischen Krieg stürzten?

R. — Um die Wahrheit zu sagen, zögerte ich noch einige Tage im Juli 1941, bevor ich die Jugend meines Landes in eine solch fabelhafte militärische und politische Expedition verwickelte.
Es ging um Europa, aber auch um mein Heimatland. Erstens, gab es eine minimale Chance für uns Belgier, unsere Teilnahme am Krieg eines Tages in eine Überlebensmöglichkeit für unser Land umzuwandeln? Und zweitens, was würden wir in einem solchen Abenteuer darstellen? Wir waren ein sehr kleines Volk, verloren auf einem Gebiet, das siebenhundert Mal kleiner war als das Sowjetreich!
Aber der gesamte europäische Kontinent war in Bewegung. Die Spanier schickten eine ganze Division an die Ostfront. Die Franzosen versammelten ihre Jungen vom Mittelmeer bis zur Nordsee. Die Holländer, Dänen und Norweger gingen auf die Reise. Und die Italiener: 60.000 Freiwillige für den Anfang, die zehn Monate später 200.000 sein würden. Und die Ungarn, die Rumänen, die Kroaten, die Slowaken! Also musste eine Entscheidung getroffen werden. Wer in diesen historischen Wochen abseits stand, würde in der Stunde des Endsiegs abseits stehen.
Und wer zweifelte im Juni 1941 am Endsieg?

Q. — Was taten die Flamen?

R. — Genau, die Entscheidung der Flamen, in der UdSSR zu kämpfen, war der letzte Anstoß, der uns vorwärts trieb. Wir hätten unsere letzten Möglichkeiten verloren, das politische Überleben einer Hälfte unseres Landes und einer Hälfte unserer Landsleute zu verteidigen.
Die Flamen hatten sich nicht nur sofort entschieden, sich zu engagieren, sondern taten dies leider auf eine ziemlich ungeschickte Art und Weise. Die Ungeschicklichkeit ihrer Politik ließ mich während des gesamten Krieges verzweifeln. Sie hatten sich im Juni 1940 zu schnell in die Arme der Deutschen geworfen. Sie hatten Umarmungen erhalten, aber keine Garantien. Sie stürzten sich auf die gleiche Weise in das Abenteuer der Ostfront und traten in die Reihen der Waffen-SS ein, ohne die geringsten politischen Zusagen erhalten zu haben, ohne dass ihnen auch nur das Recht zugestanden wurde, in ihrer Sprache und von Männern ihres Volkes befehligt zu werden. Bis zum letzten Tag des Krieges sollte ihr Kommandeur ein Deutscher sein. Sie, die jahrelang ihren Slogan "in Vlanderen Vlaamsch" wiederholt hatten, würden — ohne gefragt worden zu sein — zugeben, dass sie in Russland ihre alte, zivilisationsgeladene Sprache aufgeben und nur noch Deutsch als Befehlssprache verwenden würden!

Q. — Und Sie, haben Sie es geschafft, sich gegenüber den Deutschen besser zu behaupten?

R. — Ich habe keinen Grund, die Wahrheit zu verbergen.
Selbst zu diesem Zeitpunkt, als wir unser Leben für eine gemeinsame Sache opfern wollten, wurde das teuflische Spiel einiger deutscher Annexionisten im Geheimen weitergeführt, vergiftend und manchmal entsetzlich.
Diese Imperialisten arbeiteten daran, uns zu trennen. Sie warfen die Flamen im August 1941 in die Arme der Waffen-SS, wo die Gefahr groß war, dass sie geknetet wurden. Die Waffen-SS war eine Macht, aber eine gefährliche Macht: Sie durfte nur mit Gewalt betreten werden.
Wir Wallonen hingegen wurden taktisch in die Einheiten der Wehrmacht katapultiert, der alten Armee, die der Waffen-SS in vielerlei Hinsicht entgegengesetzt war.
Obwohl wir aufbrachen, um eine größere politische Einheit, nämlich Europa, zu bilden, teilten uns einige Deutsche schon vor der Abreise in zwei Teile: Wallonen auf der einen Seite, Flamen auf der anderen!
Und das mit sorgfältig berechneten Hintergedanken. Die Waffen-SS — in unserem Fall die flämischen Freiwilligen — waren die Reinen, die Harten, die Doktrinären, diejenigen, die nach dem Krieg die Schöpfer

und Garanten des politischen Europas sein würden, während die Wallonen, die der Wehrmacht angehörten, wie die alten Wehrmachtssoldaten nur noch die Rentner spielen konnten. Sie wären aus dem Verkehr gezogen, geehrt, aber politisch nutzlos.
Der Wille zur Diskriminierung war offensichtlich. Es würde so weit gehen, dass die Flamen ganz in den Norden Russlands geschickt würden, an die Schwelle von Leningrad, während die wallonischen Freiwilligen in die entgegengesetzte Richtung geschickt würden, nach Donetz und dann in den Kaukasus! Wir waren dreitausend Kilometer voneinander entfernt! Mehr konnte man uns nicht trennen! Die perverse Ausrichtung war offensichtlich.

Q. — Wie meinen Sie das?

R. — Die Leute sind erstaunt, wenn ich das sage: aber wir haben in der Anfangszeit dieses Abenteuers fast genauso gegen die Deutschen wie gegen die Sowjets gekämpft! Zumindest gegen einige Deutsche.
Wir fühlten, dass die Situation unseres Landes verzweifelt war, dass es von Trennung und Absorption bedroht war, dass wir nur durch das Erreichen einer gleichberechtigten Situation vielleicht eines Tages die Position der Stärke erlangen könnten, die es uns erlauben würde, mit den Deutschen als respektierte Männer zu verhandeln.
Die Gelegenheit war also da, eine gefährliche Gelegenheit, aber die einzige Gelegenheit, die unserem Land wahrscheinlich blieb, um diese absolut unerlässliche Machtposition zu erreichen.
Es gibt keine Möglichkeit, der Geschichte zu entkommen. Wir mussten 1941 in den großen Konflikt zwischen Europa und den Sowjets eintreten, aber es ging darum, so schwierig es auch sein mochte, mit Ehre einzutreten und nicht alles zu akzeptieren.
Was nützte es uns, uns ein Europa vorzustellen, das sich bis Wladiwostok erstreckt, wenn unser kleines Land, anstatt sich an dem Gedanken zu erfreuen, in einer großen europäischen Einheit wieder aufblühen zu können, nicht einmal seine winzige Persönlichkeit bewahren konnte.
Lange Zeit mussten wir, weil einige deutsche Führer sich immer noch wie engstirnige Imperialisten verhielten, zwischen Opposition und Zusammenarbeit, angenehmen und unangenehmen Zwischenfällen hin und her wechseln. Es musste viel Blut vergossen werden, viel bittere und gewalttätige Sprache ausgetauscht werden, bevor wir unsere Kernforderung durchsetzen konnten: die Föderation der Vaterländer und nicht das Durcheinander der Vaterländer.

Q. — In der Zwischenzeit mussten Sie, wie ich annehme, mit den deutschen Besatzungsbehörden rechnen?

R. — Das ist richtig.
Als wir unsere Legionen unter so schwierigen Umständen aufstellten, hatten wir nur die deutschen Besatzungsbehörden vor uns, mit denen ich nicht vorhatte zu verhandeln.
Stellen Sie sich die Situation vor!
Aber was soll's, wir Patrioten hatten nicht das Recht, ihnen das Recht zuzugestehen, unser Land zu besetzen.
Andererseits sahen wir bei ihren wichtigsten Vertretern in Brüssel keine Bereitschaft, unsere nationalen und sozialen Forderungen zu erfüllen.
Daher verhandelte ich nicht mit ihnen. Ich schickte ihnen einen Gesandten namens Rouleau, der den Vorteil hatte, Deutsch zu sprechen.

Q. — Warum haben Sie keine direkten Verhandlungen geführt?

R. — Weil ich das nicht wollte. Für mich waren diese Besatzungsbehörden nicht die Zukunft. Ich wollte noch einmal deutlich machen, dass ich von oben, d.h. von Hitler und nirgendwo anders, meine Arbeit fortsetzen und zu politischen Schlussfolgerungen gelangen wollte. Ich würde dies erst nach endlosen Monaten der Anstrengung, der Prüfungen und des Leidens erreichen. Aber ich würde es schaffen.
Wie Sie sehen, starteten wir unsere Legion auf holprige Weise, weil uns einerseits unser Glaube zu diesem Kreuzzug trieb, andererseits aber auch, weil unsere Abwesenheit das Ende jeglichen Anspruchs auf Einheit und vielleicht sogar auf das Überleben unseres Volkes bedeutet hätte.
Unser Abschied von Brüssel am 8. August 1941 erfolgte unter den lauten Klängen der "Brabançonne", unserer Nationalhymne, die seit Mai 1940 nicht mehr in Belgien gespielt worden war und von der ich verlangt hatte, dass sie bei unserem Abschied gespielt werden sollte.
Es war eine deutsche Militärmusik, die sie feierlich spielte.

Trotz allem und bei jeder Gelegenheit würden wir wiederholen, dass wir Europa nur in dem Maße wollten, in dem unser Vaterland seine Seele behielt und mit Kraft in die Gemeinschaft, die sich schmieden würde, einfließen würde.
Von diesem Moment an erwarb ich mir auf Seiten einiger rückwärtsgewandter Deutscher — wie man leicht verstehen kann — einen guten Ruf als unliebsamer Widersacher. Aber meine Methode war und blieb unnachgiebig: Wir durften uns von niemandem auf die Füße treten lassen; im Gegenteil, wir mussten darauf reagieren, indem wir die Füße anderer energisch zertraten, wenn sie in unseren eigenen Raum vordrangen; wir mussten unsere vernünftigen Forderungen, die für unsere Nation von vitalem Interesse waren, in allen Bereichen energisch aufrechterhalten.

Q. — Warum sind Sie persönlich an die russische Front gegangen? War das nicht ein Verzicht auf die Möglichkeit, eine wichtige politische Rolle im besetzten Belgien zu spielen?

R. — Ich muss zugeben, dass dies ziemlich erstaunlich war. Ich war zu diesem Zeitpunkt der einzige belgische Politiker, den Hitler persönlich kannte. Wenn dem neuen Belgien eine anständige politische Zukunft geboten werden sollte, würde ich wahrscheinlich eine bedeutende Rolle spielen. Dies war bekannt, da ich von Hitler vor allen anderen zu den Verhandlungen von Yvoir eingeladen worden war, die für den 26. Oktober 1940 angesetzt waren. Warum also ließ ich alles stehen und liegen, um als einfacher Soldat nach Russland zu gehen?

Q. — Sind Sie wirklich als einfacher Soldat gegangen?

R. — Ja, ich ging als einfacher Soldat. Ich war überzeugt, dass es in Belgien nichts zu tun gab, solange der Krieg andauerte. Und ich hatte Recht. Wenn ich zu Hause geblieben wäre, hätte ich mich nur um kleine Dinge gekümmert. Ich hätte mich in den Schlamm geworfen, wie es Quisling in Norwegen tat, wie es Mussert in Holland tat und wie es in einem anderen Grad der schlaue Laval und Marschall Pétain in Frankreich taten. Wenn ich sie nachahmte, konnte ich mich nur in einem Sumpf von mittelmäßigen Sorgen und mittelmäßigen Zielen erschöpfen. Ich war fest entschlossen, erst im großen Moment die Bühne zu betreten.
Und warum ging ich als einfacher Soldat?
Auch das war klar: Ich ging dorthin, um Rechte für mein Volk zu erlangen. Ich war nie Soldat gewesen, da ich das älteste Kind einer kinderreichen Familie war. Als Ältester einer Familie mit acht Kindern hatte ich von dem belgischen Gesetz profitiert, das den Erstberufenen vom Militärdienst befreit. Als Offizier hätte ich also nur aus Gefälligkeit Offizier werden können. Und dieses Entgegenkommen zeigte sich sofort. Sobald die Presse meine Abreise angekündigt hatte, erhielt ich ein Telegramm von Hitler, in dem er mich zum Leutnant ernannte. Ebenso ernannte Hitler die wichtigsten flämischen und französischen politischen Führer, die sich für die Ostfront verpflichteten, zu Leutnants.
Ich schickte sofort ein Telegramm, in dem ich diese Ernennung ablehnte. Ich hatte kein Interesse daran. Ich wäre ein Operettenoffizier gewesen. Für alle echten Offiziere an der Front wäre ich ein Eindringling gewesen. Was ich wollte, war, ganz unten anzufangen, das Leben der unglücklichsten meiner Kameraden brüderlich zu leben, so schwer es auch war, sie immer wieder zu ermutigen, indem ich die gleiche Last wie sie trug, mich durch Opfer und Kämpfe gegen die Deutschen durchzusetzen. Wie hart war das? Hart und rein, sagte Rex! Warum gingen wir an die russische Front? Um zu sterben! Wir wussten das im Voraus. Um die Zukunft unseres Volkes zu retten! Also, ich, der die anderen aufforderte, in die Schlacht zu ziehen, was konnte ich tun, außer den Ton anzugeben?
Als einfacher Soldat zu gehen, bedeutete, den Ton anzugeben.
Ende Juli 1941 war ich also entschlossen, zu gehen und auf dem bescheidensten Posten zu kämpfen, den es gab.

Q. — Wie verhielten sich die Deutschen?

R. — Die deutsche Führung in Brüssel — ich weiß nicht, ob aus Berechnung oder aus Naivität — ergriff manchmal unglaubliche Initiativen. Als ich sie absichtlich ignoriert hatte, kamen sie mit einer riesigen Fahne mit dem wallonischen Hahn zu mir, um unsere Freiwilligen in den Kampf zu führen. Aber wenn wir an der Ostfront kämpfen würden, dann für ein vergrößertes Belgien und nicht für ein schrilles, anmaßendes, regionales Geflügel, das es in unserer politischen Geschichte noch nie gegeben hatte. Ich lehnte den Hahn ab. Die Deutschen zogen mit ihrem Hahn beschämt ab.

Bis zur letzten Minute gab es kleine Konflikte zwischen uns. Aber am 8. August 1941 war es endgültig! Dennoch gelang es den Deutschen, mich zu verärgern, indem sie mich um den Text der Rede baten, die ich halten sollte. Ich sagte nein. Ich war nie bereit, den Deutschen während des Krieges irgendeinen Text zur Verfügung zu stellen. Manchmal war ich kurz davor, überhaupt nicht zu sprechen. So zum Beispiel in Wien im Dezember 1944, wo mich mein alter Freund Baldur von Schirach, der damalige Gauleiter, eingeladen hatte. Eine Stunde lang ließ ich das ganze Wiener Großgemüse und das große Publikum warten. Es kam nicht in Frage, auch nur den Plan meiner Rede an angebliche Zensoren zu übergeben. Ich gab nicht nach. Sie waren es, die nachgaben. Es war eine Frage der Würde. Ich würde vielleicht in der nächsten Woche an der Front getötet werden und man würde meinen Worten nicht trauen!
Ich hielt im Palast der Schönen Künste in Brüssel am Tag der Abreise, dem 8. August 1941, eine Rede, die eine Charta war. Dort warf ich den deutschen Besatzern, die dennoch gekommen waren, um sich unter meiner Tribüne in Reih und Glied aufzustellen, unsere formellen Gründe für unsere Verpflichtung vor: "Wir gingen für unser Land in den Osten, um es ehrenvoll zu vertreten, um Rechte zu erwerben; wir gingen auch für Europa dorthin, um diese große Einheit zu schaffen, die die Lebensform ist, nach der die verschiedenen Völker des Kontinents seit mehr als tausend Jahren streben.
Eine Zusammenarbeit dieser Art hatte, wie Sie sich vorstellen können, nichts mit der so sehr geschätzten Zusammenarbeit der Großbanken und der Reste des Hyperkapitalismus zu tun, die von Spaak und Gutt aus London so nachdrücklich ermutigt wurden.
Der Text meiner Rede im Palais des Beaux-Arts existiert noch. Jeder kann ihn in der Nationalbibliothek in Brüssel lesen. Jeder kann wissen, warum wir gegangen sind, vor allem getrieben von höchstem Patriotismus. Im Angesicht der Deutschen — Deutsche des alten Regimes, aber schließlich diejenigen, die zu dieser Zeit in unserem Land das Sagen hatten — haben wir mit klarem Verstand und energischen Worten unseren unerschütterlichen Willen zur nationalen Wiederauferstehung verkündet.

Q. — In deutscher Uniform?

R. — Das ist ein Problem, zu dem — da haben Sie Recht — wir trotzdem ein paar Worte sagen müssen.
Die große Mehrheit unserer Landsleute hat das nie verkraftet. Wir waren in Zivil oder in Uniformen der Kampfverbände der Rexistenz-Bewegung losgezogen und haben dann eine feldgraue Uniform angezogen. Das ist richtig. Das wurde uns vorgeworfen und wird uns, so glaube ich, bis zum Ende der Jahrhunderte vorgeworfen werden.
"Warum, um Himmels willen, haben Sie sich diese verdammte deutsche Uniform angezogen? Es war die Uniform der Leute, die uns 1914 überfallen hatten und die uns 1940 ein zweites Mal überfallen hatten! Also wollten Sie sich diese Uniformen auf die Haut setzen!"
Ich antwortete einfach: "Sie können sich nicht vorstellen, dass es für uns alle keine Qual war, diese Kleidung anzulegen. Ich sehe noch den Tag vor mir, an dem wir uns in graugrün kleiden mussten. Einige unserer Offiziere, die an beiden Kriegen teilgenommen hatten, waren den Tränen nahe. Es war ein schrecklicher Gewissenskonflikt.
— Warum, warum, warum haben Sie es getan?
— Wir haben es getan, weil es absolut keine andere Möglichkeit gab. Weder wir noch irgendjemand in Europa. Ansonsten waren wir militärisch gesehen nur noch Freischärler, Gesetzlose".

Q. — Wie meinen Sie das?

R. — Die Haager Konvention ist formell: Da sich Belgien nicht im Krieg mit der UdSSR befand, wäre unsere nationale Uniform von den Sowjets nicht toleriert worden.
Unsere Soldaten wären ohne eine international anerkannte Uniform erschossen oder als ausländische Freischärler behandelt worden, wenn sie von den Russen gefangen genommen worden wären. Den gleichen Konflikt erlebten alle Freiwilligen in Europa. Selbst die stolzen Spanier mussten bei ihrer Ankunft in Deutschland ihre spanische Armeeuniform ablegen und die feldgraue Uniform anziehen, die damals die Uniform aller Europäer an der Ostfront war.
Auch das wurde nicht verstanden!
Wenn Sie sich vorstellen können, dass es den Deutschen besser gefiel als uns, dass wir ihre alte Kleidung trugen! Diese Entscheidung hatte in ganz Deutschland Unbehagen hervorgerufen. Die deutschen Soldaten waren empört über den Gedanken, dass ihre glorreiche Kleidung aus zwei Kriegen von Neutralen oder, schlimmer noch, von ihren Feinden vom Vortag getragen werden sollte!

Es gab sowohl auf der einen als auch auf der anderen Seite negative Reaktionen. Und dann war da noch die materielle Frage.

Q. — Welche materielle Frage?

R. — Wie können Sie sich vorstellen, dass die Freiwilligenarmeen aus 28 verschiedenen Ländern, die eine riesige, sich bewegende Front mit schwierigen Zugängen und enormen Hindernissen durchquerten, Uniformdepots von 28 verschiedenen Armeen mit sich führen konnten? Und in diesen achtundzwanzig verschiedenen Armeen alle Waffen und Munition, die ebenfalls verschieden waren! Das war völlig unrealisierbar!
Wir Wallonen z.B. gingen zur Donetz-Front, zur Charkow-Front, zur Kaukasus-Front, nach Tscherkassy am Dneper. Danach gingen wir zur Front in Estland. Wir kehrten zur Ostsee, nach Pommern und zur Oder zurück. Wir legten 5.000 Kilometer entlang der verschiedenen Fronten zurück! Stellen Sie sich vor, dass wir mit unserem Privatbestand durch giraffenhohen Schnee, Schlamm wie der, auf dem die Arche Noah stehen blieb, und all die Komplikationen dieser endlosen Front wandern mussten! Aber nichts wäre gefolgt! Wir wären in Stücke gerissen worden. Es ist offensichtlich, dass es technisch keine andere Lösung gab, als alle die gleichen Einlagen zu verwenden. Andernfalls wäre das Chaos enorm gewesen. Mehr noch: unüberwindbar.

Q. — Aber es hat viele Belgier abgestoßen!

R. — Wir konnten nicht anders handeln.
Übrigens taten unsere Landsleute, die in London, zehnmal weniger als wir, an der Seite der Alliierten kämpften, genau das gleiche wie wir: Sie trugen auf dem Ärmel ihrer englischen Uniform ein Wappen, das genau unserem Wappen entsprach, das in den belgischen Farben geprägt war, genau auf die gleiche Weise. Es ist sogar lustig! Man fragt sich, wer das Modell an den anderen weitergegeben hat!
Nur dieses Wappen unterscheidet während des gesamten Krieges die belgischen Kämpfer in London von ihren alliierten Kameraden, wie auch uns von unseren französischen, dänischen, holländischen, lettischen usw. Kameraden, die als mehr als eine halbe Million Freiwillige an die Ostfront eilten.
An der Seite der Engländer, wie auch an der Seite der Armeen des Dritten Reiches, würden wir alle in den Kampf ziehen, vor allem für unser Vaterland, dessen Farben, diese armen kleinen Farben, die seit 1940 fast vergessen waren, während des gesamten Krieges nur noch auf den Ärmeln junger idealistischer Jungen leuchten würden, die unter alliierten Einheiten oder in der russischen Weite kämpften und litten, vorübergehende Feinde, aber dennoch Brüder in beiden Formen der Aufopferung.
Das war die Sache mit unseren Uniformen. Der Rest ist eine kleinliche Schikane. Das Wesentliche, das Unerlässliche in unseren Augen war nicht die Farbe einer Jacke, es war die Rettung eines Landes, für das unsere Jungen zu Tausenden ihr Leben opferten, während so viele andere, die es sich erlauben, sie heute noch zu beleidigen, stillstanden und darauf warteten, dass der Sturm vorüberging.

KAPITEL 24
KÄMPFE BIS ZUM KAUKASUS

Der Winter 1941-1942 — Fünf Wochen Gegenangriffe bei 42° unter Null — Die Eisbrücken von Gromowaja-Balka — Der gepanzerte Angriff von viertausend Russen — Zweihundert wallonische Tote — Das Ziel erreicht: Gleichheit im Heldentum — Der große Ansturm des sowjetischen Marschalls Timoschenko — Die Heldentaten der Wallonen in der Schlacht von Charkow — Der Ansturm auf Asien — Am Don, am Kuban, an den Gipfeln des Kaukasus — Eine Woche Nahkampf bei Tschershakov — Die Begegnung mit der Waffen-SS — Die Verschwörungen der Gestapo — Ein Bericht an Himmler — Hundertdreiundvierzig Überlebende.

Q. — Wann wurden Sie an der sowjetischen Front eingesetzt?

R. — Ende Oktober 1941 kamen wir in Russland an der Dnjeper-Front an. Nach drei Wochen Ausbildung — mehr nicht — wurden wir für kampffähig erklärt. Erste Patrouilleneinsätze. Psychologisch schwierig. Niemand wusste, wer wir waren. Ich sehe noch einen deutschen General, der aus seinem Geländewagen heraus unsere Kolonne auf einer schlammigen Piste in der Ukraine beobachtete. Er fragte einen unserer Männer: "Wie viele Bataillone hat die Legion Wallonien?". Unser Mann antwortet tapfer: "Ich weiß nicht genau wie viele. Aber wir sind das erste"! Es gab natürlich kein anderes. Wir waren nur zwölfhundert Freiwillige. Aus dem Bataillon würde ein Regiment werden. Dann eine Brigade. Dann eine Division. Aber wir begannen mit zwölfhundert.
Ein schrecklicher Winter, Es gibt tausende Dokumente über diese geplagten Monate. Zweiundvierzig oder fünfundvierzig Grad unter Null. Wir waren alle erfroren, unsere Nasen waren nässend und geschwollen und unsere Ohren sahen aus wie Orangen, aus denen rötlicher Eiter tropfte.
Zu diesem Zeitpunkt kam es zu unserem schrecklichsten Kampf im ersten Winter des Ostkrieges.
Im Januar und Februar 1942 mussten wir eine fünfwöchige Gegenoffensive durchführen. Stellen Sie sich das vor: Schnee, der drei, vier oder fünf Meter hoch lag, und schreckliche Kälte.
Wir waren bis zur Wasserscheide zwischen dem Dneper und dem Dnjestr vorgedrungen. Dort hatten wir zwischen den gefrorenen Teichen ein kleines Dorf namens Gromovaya-Balka erobert. Dieser seltsame Name bedeutete: "Das Tal des Donners". Das war der richtige Name! Dort kämpften wir zehn Tage und Nächte lang, vom Frost zerstört, hinter Eisbrüstungen.
Dann kam der große Schock der sowjetischen Gegenoffensive. Ein Schock, der von den Russen wohlüberlegt war. Zivile Überläufer hatten ihnen gesagt, dass wir keine Deutschen seien, dass wir kein Deutsch sprechen würden. Sie hatten daraus geschlossen, dass wir Italiener waren, von denen drei Divisionen in der Region lagerten. Die Italiener hatten einen — ziemlich ungerechten — militärischen Ruf, der nicht immer der von Julius Cäsar war.

Q. — Wie kam es zu der Schlacht von Gromovaya-Balka?

R. — Wir mussten den massiven Angriff der Sowjets überstehen. Es war 6.30 Uhr am Morgen des 28. Februar 1942. Plötzlich waren sie da! Da war ein Schwarm von riesigen Panzern, da war ein Sturzflug von 4.000 Angreifern! Man musste die Russen sehen, wie sie in dichten Reihen geradeaus marschierten, mit ihren Gewehren unter dem Arm, wie bei einer Parade! Eine riesige violette Mauer! Wir, eine Handvoll armer Wallonen, ohne die Unterstützung eines einzigen Panzers! Wir kämpften bis zum Abend einen schrecklichen Kampf. Ich war ein einfacher Maschinengewehrschütze. Ich war zwei Wochen zuvor am Fuß verwundet worden und bei dieser Gelegenheit war ich zum Korporal ernannt worden. Ich war ein Gefreiter, wie der Gefreite Hitler im Ersten Weltkrieg! Da ich drei Brüche in meinem linken Fuß erlitten hatte, konnte ich mich nur sehr schwer hüpfend bewegen. Ich hatte mich so gut es ging mit meinem Maschinengewehr zwischen zwei toten Pferden niedergelassen.
Die Panzer rannten umher und brachten unsere Leute durcheinander. Ich blieb an meinem Maschinengewehr, zwischen meinen versteinerten Pferden. Was hätte ich auch anderes tun können? Wir kämpften alle auf verzweifelte Weise. Wir hatten 200 Tote in ein paar Stunden. Wir hielten das Gelände fest, bis nach endlosen Stunden der deutsche Gegenangriff mit Panzerwagen kam.
Der deutsche General, der an der Spitze seiner Soldaten lief, stürzte sich auf mich und stach mir sein Eisernes Kreuz zweiter Klasse aus der Brust. Ich selbst hatte gekämpft, solange ich konnte. Alle unsere Soldaten hatten ihre Pflicht wunderbar erfüllt. Die Hälfte von ihnen war gefallen oder verwundet worden.

Wir hatten vor der deutschen Armee bewiesen, was unser Volk wert war. Nach sechs Monaten des Leidens, in entsetzlichen Situationen, verloren an dieser endlosen Front, bei schrecklichen Temperaturen, wurden wir auf die Tagesordnung der deutschen Armee gesetzt. Zweiunddreißig unserer Soldaten wurden mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, was zu diesem Zeitpunkt eine außergewöhnliche Zahl war. Wir hatten den ersten Schritt gemacht, wir waren echte Soldaten. Für die Deutschen an der Front waren wir zu Kameraden geworden. Der Plan zur Rettung unseres Landes durch Gleichheit im Heldentum wurde erfüllt, so wie wir es beabsichtigt hatten.

Q. — Was geschah als nächstes?

R. — Der erste Winter endete nach sieben Monaten blendenden Weiß, das bis zum Ende des trockenen Himmels reichte.
Im Mai 1942 fand die Schlacht von Charkow statt, die zweite große Schlacht in der Ukraine und die erste große Offensive der Sowjets im Süden der UdSSR. Die Russen unter Marschall Timoschenko hatten sich ausgedacht, dass sie vor den Deutschen in den Kampf ziehen würden, damit diese nicht zurückschlagen könnten. Die roten Truppen stürmten in einem gewaltigen Ansturm in Richtung Dnepopetrovsk, der großen Industriemetropole am Dneper. Es war ihnen gelungen, die deutsche Front zu durchbrechen. Das war nur eine Woche, bevor wir anderen hätten starten müssen.
Wir konnten nicht länger auf der Stelle treten! 1941 waren die Siege von Hitlers Armeen immens gewesen, aber sie wurden durch die Kälte gestoppt, weil fünf Wochen auf dem Balkan verloren gegangen waren, um die Schäden von Mussolinis griechischem Abenteuer zu beheben. Der Angriff, der im Dezember unterbrochen worden war, musste wieder aufgenommen werden. Alles war in Ordnung. Während wir die letzten Vorbereitungen trafen, stürmten die Sowjets mitten in das Zentrum des ukrainischen Sektors. Deutsche Flüchtende, die nach Süden abgedrängt worden waren, erreichten unsere Stellungen. Wir beobachteten sie ziemlich verblüfft.
Doch im deutschen Oberkommando gab es keine Regung der Ungeduld. Hitlers Kriegsmaschinerie war wunderbar. Jeder blieb an seinem Platz. Alle warteten, bis die Russen weit gelaufen waren und sich in einen immer enger werdenden Darm begeben hatten, bis sie 12 km vor Dnjepopetrowsk, mehr als 100 km von ihrem Ausgangspunkt entfernt waren.
Genau zu diesem Zeitpunkt, genau am geplanten Datum, dem 17. Mai 1942, um vier Uhr morgens — drei Minuten vor vier — starteten wir alle zum zweiten Mal einen gewaltigen Angriff.
Die Schlacht von Charkow, in der die Reichstruppen, die einen aus dem Norden, die anderen aus dem Süden, eine Woche später ihre eisernen Zangen in den Rücken der Sowjets schlossen, etwa 200.000 Gefangene machten und ihr gesamtes schweres Gerät erbeuteten. Unsere Wallonen waren wieder einmal außergewöhnlich. Zu diesem Zeitpunkt gewann ich das Eiserne Kreuz erster Klasse und wurde zum Leutnant "für den Wert" ernannt. Ich war daran interessiert, ein Offizier zu sein. Nicht als Phantasieleutnant, der aus Gefälligkeit ernannt wurde, sondern als Leutnant, weil ich gut gekämpft hatte, weil ich mit all unseren Jungs durch die russische Front gestürmt war und weil wir gewonnen hatten!
Von da an war ich unter den deutschen Offizieren, mit meinem Eisernen Kreuz erster Klasse auf der linken Seite, militärisch den Besten gleichgestellt. Wir gingen mit erhobenem Kopf voran.
Ohne Verzögerung setzten wir unseren Weg fort, bis wir den Dnjestr erreichten, der mit verwesenden Leichen übersät war und von Myriaden von entzückenden und wilden Moskitos begleitet wurde.
Einen Monat später erfolgte der große Start in Richtung Don und Kaukasus.

Q. — Welche Rolle konnten die Wallonen angesichts ihrer geringen Anzahl in dieser Offensive spielen, die bis zu den asiatischen Grenzen im Süden der UdSSR reichen sollte?

R. — Wenn ich an die Jungen unserer Zeit denke, die da draußen in der Ungewissheit waten, die nicht wissen, wo sie etwas Großes finden können, dem sie sich hingeben können, dann möchte ich, dass sie sich in die Haut eines unserer damaligen jungen Soldaten versetzen. Ein Junge von sechzehn Jahren. Oder siebzehn Jahre alt. Wir hatten gerade ein Bataillon aus Belgien als Verstärkung erhalten, das aus neuen Freiwilligen bestand, von denen die meisten in diesem Alter waren. Sie waren die Spitze der "Schwüre", die die rexistische Jugend versammelten. Drei von ihnen hatten ihre Papiere gefälscht, da sie erst 15 Jahre alt waren.
Sie hatten kaum Zeit gehabt, auf die Stoppelfelder und die schwarzen Brunnen der ersten Isbas zu blicken, als die Befehle eintrafen: Es war soweit, wir würden nach Asien marschieren!
Eine fünfwöchige Offensive! Elfhundert Kilometer Marsch und Kämpfe! Und all die glänzende Ukraine, der prächtige, riesige Don mit seinen jahrtausendealten Gräbern am linken Ufer, die Kamele, die neben den

Weinbergen blickten. Und dann die großen, sternenklaren Seen des Manitsch. Und dann die Ankunft am Kuban-Fluss, der grün durch seine roten Felsen hüpfte, die riesigen Felder mit goldenen Sonnenblumen an einem Stück, der gigantische Anblick der schneebedeckten Gipfel der Kaukasusberge, die über fünftausend Meter hoch waren. Für einen jungen Menschen war es ein aufregender Ritt.

Q. — Und die Kämpfe?

R. — Sobald wir die große Ölstadt Maikop hinter uns gelassen hatten, kam die große Prüfung für uns alle: die wilden Kämpfe in der Kaukasuskette.
Die deutsche Armee hatte die äußerste Grenze ihrer Anstrengungen und Offensivmöglichkeiten erreicht, während die Russen, die in fast undurchdringlichen Wäldern lauerten, noch ein Maximum an Defensivmöglichkeiten hatten.
Kaum waren wir in diese riesigen Berge eingedrungen, kamen wir nur noch von einem Hinterhalt zum nächsten. Wir kämpften uns durch unberührte Wälder, die von hundertjährigen Eichen durchschnitten wurden, die ineinander gefallen waren. Wir mussten uns mit Äxten vorwärts bewegen und uns in meterhohen, wilden Schlehen verfangen, die dicht und kompakt wie die Stacheln von Stachelschweinen standen. Man konnte erst weitergehen, wenn man alles vor sich niedergeschlagen hatte. Wir mussten Lianenbrücken über die großen Flüsse improvisieren, die von Fels zu Fels sprangen.
Dann erlebten wir die schrecklichen Kämpfe von Cherjakov: sieben Tage und sieben Nächte im Nahkampf. Der Führer unserer Jugend, John Hagemans, starb in dieser Schlacht. Wir wurden fast alle verwundet. Es war eine schreckliche Sache, Tag und Nacht im Nahkampf mit wilden Truppen, die sich durch Maisfelder, die weit über unsere Köpfe hinausragten, auf uns stürzten. Die Russen hatten alles mitgebracht, was sie an Strafgefangenen hatten sammeln können. Alle Gefängnisse im Kaukasus waren geräumt worden und die Banditen wurden sofort in den Kampf geworfen.
In diesen schrecklichen Gefechten wurde unsere große Wende vorbereitet.

Q. — Die Hinwendung zur Waffen-SS?

R. — Die Truppen, mit denen wir in diesem südwestlichen Teil des Kaukasus taktisch vereint sein würden, waren nicht mehr die Jäger der Gebirgsdivision, die wir zuvor begleitet hatten, sondern eine der berühmtesten und ruhmreichsten Divisionen der Waffen-SS, die "Wiking". Es ist eine historische Tatsache, dass diese Division eine großartige Kampfeinheit war. Um ein Mitglied der Waffen-SS zu werden, musste man groß sein — mindestens 1,75 m groß — ein körperlich perfekter Typ, voller Mut, mit einem stählernen Willen und einer eisernen Disziplin.
Alle hatten eine stark revolutionäre politische und soziale Ausbildung erhalten und waren durch eine neue Weltanschauung auf die Eroberung ausgerichtet. Die Waffen-SS — eine Million Freiwillige aus ganz Europa, von denen 402.000 im Kampf fielen — war die fantastischste Truppe, die je auf der Erde gesehen wurde, was Geist, Charakter und Kampfgeist betrifft. Mit ihnen hätte Napoleon die Welt umrunden können.
Der Anführer der "Wiking" im Jahr 1942, General Steiner, war ein äußerst vornehmer Mann. Er trug immer, selbst im Nahkampf, eine makellose weiße Krawatte, wie die von Pierre Laval.
Wir trafen ihn bei fast allen unseren großen Feldzügen im Kaukasus, am Finnischen Meerbusen und an der Oder.

Q. — Aber hatten Sie politisch nach einem Jahr der Kämpfe ein Ergebnis erzielt? Sollte der erste Kontakt mit einer Einheit der Waffen-SS etwas in Ihrem Fall ändern?

R. — Das ist eine Frage, die jeder sich und uns stellen kann. Hatte eine solche kriegerische Anstrengung politisch etwas bewirkt oder nicht? Waren all unsere Toten dazu benutzt worden, die Neuklassifizierungsmöglichkeiten unseres Landes zu verbessern? Hatten die Deutschen verstanden, was wir taten?
Ich gebe offen zu, dass wir zahllose Probleme hatten. Ja, auf Hitlers Seite wussten wir, dass unsere Kämpfe Eindruck gemacht hatten, da wir vom Großen Hauptquartier auf die Tagesordnung gesetzt worden waren. Aber wir waren auch an der Front selbst bestimmten polizeilichen Maßnahmen ausgesetzt, die wirklich skandalös waren.

Q. — Ich glaube nicht, dass Sie dies jemals erwähnt haben. Worum ging es dabei?

R. — Ich hatte während der Kaukasusoffensive entdeckt, dass die Brüsseler Gestapo bei uns einen üblen Spitzeldienst eingerichtet hatte. Im letzten Freiwilligenkonvoi wurden uns zwei Brüsseler Polizisten übergeben, die in den Dienst der Gestapo gewechselt hatten. Angeblich freiwillig, waren sie in unseren Reihen nur dazu da, um uns auszuspionieren, um Akten zu unseren Lasten anzulegen, damit am Tag des möglichen Sieges, wenn wir im Namen unseres Volkes die Anerkennung der erworbenen Rechte fordern würden, andere uns einen Haufen niederer Polizeiberichte ins Gesicht schleudern könnten. "Und Sie, Degrelle? Und Sie, so und so? Und Sie, ein anderer? Wir wissen doch, was Sie dort gemacht haben!
Absolut zufällig, als ich im Postbündel eine Aufschrift auf der Rückseite eines Umschlags sah, hatte ich einen Verdacht bezüglich eines Unteroffiziers. Ich ließ den Brief vom Kommandanten öffnen. Der Brief stammte von einem Gestapobeamten in Brüssel, der den Erhalt eines Berichts gegen mich bestätigte und nachdrücklich weitere Berichte forderte. Ich hatte den Spitzel zu meinem kleinen Landposten in einer Isba bringen lassen. Ich war in apokalyptische Wut geraten. Ich schlug mit einer Faust, die wie ein Keulenschlag wirkte, den Tisch in zwei Teile. Der Mann war entsetzt und gestand alles. Er nannte sogar seinen Komplizen. Ich hatte seinen Rucksack beschlagnahmen lassen, in dem sich die Duplikate aller seiner Berichte befanden. Es war eine abscheuliche Sache. Dieser Verräter beschmutzte uns auf methodische Weise. Er hatte auch die Briefe der Deutschen von der Brüsseler Gestapo in seiner Tasche, die ihm zynisch schrieben: "Haben Sie keine Angst, die Notiz zu erzwingen! Je mehr Sie gegen Degrelle sagen, desto besser."
Mit welcher Wut war ich kilometerweit zum Stab von General Sanne geritten, der die 97. Division befehligte, von der wir damals taktisch abhängig waren. Er war der Cousin ersten Grades des Ministers von Ribbentrop. Ich forderte ihn empört auf, die beiden Spitzel wegen versuchter Demoralisierung einer militärischen Einheit im Kampf vor das Kriegsgericht zu stellen. Sanne antwortete mir bestürzt: "Mein armer Degrelle, aber Sie wissen nicht, was die Gestapo ist! Es ist nicht möglich, dass ich mich in eine solche Geschichte einmische!

Q. — Wie kamen Sie aus dieser Situation heraus?

R. — Ich sagte zu dem General: "Ich kümmere mich darum", und stieg auf mein Pferd, das "Kaukasus" genannt wurde, ein riesiges Tier.
Ich rief sofort das Bataillon zusammen, ließ die beiden Spionagepolizisten mit aufgepflanztem Bajonett vorführen, erklärte ausführlich ihre Zusammenarbeit mit den deutschen Polizisten in Brüssel und rief dann der Truppe zu: "Schwören Sie alle, daß diese beiden Männer, sobald Sie können, zwei tote Männer sein werden".
Allgemeines Gebrüll: "Ich schwöre es!"
Dann flüsterte ich den Wachen ins Ohr: "Passt auf, wenn sie es versuchen, lasst sie laufen".
Sie waren in der nächsten Nacht geflohen. Dann ritt ich auf meinem Pferd zu General Sanne und sagte ihm: "Jetzt sind sie Deserteure, verhaften Sie sie". Das war normal und absolut durchführbar. Fünf Tage später wurden sie von der Gendarmerie an der Dnieper-Überquerung aufgegriffen. Sie wurden zu uns zurückgebracht. Ich ließ sie zu fünf Jahren Festungshaft verurteilen. Ich hatte die Runde gegen die Brüsseler Gestapo gewonnen.
Aber der Beweis war erbracht: Ich hatte immer noch giftige Gegner in den deutschen Kreisen zu Hause.
Ich hatte von General von Falkenhausen, dem militärischen Befehlshaber Belgiens, eine Entschuldigung verlangt. Er schickte sie mir per Telegramm und war erfreut, da er — was ich damals noch nicht wusste! — Er war selbst ein Feind und Zielscheibe der Gestapo. Es gab keinen Zweifel mehr, dass ich von Verschwörern belauert wurde, die mich trotz meiner Kämpfe nicht akzeptierten.
Ich war fest entschlossen, mir das nicht gefallen zu lassen. Aber man sieht, welche Gefahren uns drohten, von den Russen auf der anderen Seite, von den Geheimpolizisten auf der Rückseite. Wir mussten in der Ungewissheit jede Stunde den Tod für die Rettung unseres Landes riskieren. Und das Land verstand uns nicht einmal. Wir konnten nicht noch mehr Hindernisse überwinden.
Kurz nach diesem langen, unheimlichen Kampf kam es zu einem plötzlichen Zusammentreffen mit der Division "Wiking" der Waffen-SS.

Q. — Wie kam es zu Ihren ersten Beziehungen mit der SS?

R. — Die Monate der Kämpfe im Kaukasus unter dem Generalkommando der "Wiking" sollten für uns politisch entscheidend sein. Ich sage "politisch", weil die Waffen-SS in erster Linie eine politische Armee war. Steiner hatte festgestellt, dass unsere Legion militärisch hervorragend war, aber gleichzeitig von einer Ideologie ohne Risse angetrieben wurde. Unter den Bannern von Rex waren wir alle politisch eine Einheit.
Für die Waffen-SS, die im Falle eines Sieges Hitlers zum Rückgrat Europas werden würde, war eine Legion wie die unsere daher eine außergewöhnliche Einheit. General Steiner und seine Soldaten verbrüderten sich schnell mit uns. Ich ging manchmal mit ihm zu seinem Kommandoposten unter den alten Eichen, um mit ihm zu essen.
So verbrachten wir wunderbare Monate aufrichtiger Kameradschaft trotz der schrecklichen Härte der Kämpfe, an der Schwelle des Winters, der die Wälder entlaubte, die Ufer der Bäche ausriss und unsere Einheiten oft von jeglichem Kontakt abschnitt.
Steiner, ein alter politischer Soldat mit einem guten Riecher, schickte zu diesem Zeitpunkt und völlig ohne mein Wissen einen Bericht an Himmler und sagte: "Man sollte diesen wallonischen Freiwilligen Aufmerksamkeit schenken. Sie sind bemerkenswerte Soldaten. Ich habe gerade zwei Monate mit Degrelle verbracht, er ist ein Mann, der beachtet werden muss!
Unsere Kämpfe in diesem phänomenal bewaldeten Kaukasus waren schrecklich und wir lieferten uns unvorstellbare Nahkämpfe auf den Gipfeln, die für diese bewaffneten Aufstiege überhaupt nicht ausgerüstet waren. Wir hatten so viele Menschen verloren, dass wir, als wir mit zwölfhundert Mann loszogen und durch ein ganzes Bataillon junger Leute verstärkt wurden, im November 1942 nur noch 143 Überlebende waren. Alle anderen waren tot oder verwundet.
Ich selbst war schwer verletzt worden, mein Bauch war 17 cm lang aufgerissen und meine Speiseröhre an acht Stellen aufgeschlitzt. Ich möchte nicht auf weitere Details eingehen. Natürlich blieb ich in der Bise und den Granaten auf dem Gipfel unseres Gipfels. Ich war nicht einen Tag im Krankenhaus gewesen. Das war wirklich undenkbar. Ich würde auch später nie dort bleiben. Unsere Jungen zu verlassen, hätte bedeutet, eine Katastrophe zu riskieren. Trotz meines vierjährigen Kampfes an der Ostfront und trotz sieben Verwundungen habe ich nie einen Kampf in der "Wallonie" versäumt. Ein Führer kann eine Truppe nur halten, wenn er immer präsent ist und bereit ist, sich mehr als jeder andere zu opfern.
Jeder von uns hatte Belgien Ehre gemacht.

KAPITEL 25
ZWEI JAHRE RUSSLAND

Napoleon überholt — Eine Front von dreitausend Kilometern — Mehrere Millionen Männer im Schnee gestoppt — Hunderttausend erfrorene Füße — Lebende Würmer, Nahrung der Russen — Meere aus Schlamm — Verrückte Angriffe der Kosaken — Nachts in eisigen Flüssen — Zwölf Ablösungen pro Tag, bei 40° unter Null — Von Läusen aufgefressen — Die Hühner am Don — Das Paradies der Wassermelonen — Am Ende der Kräfte im Kaukasus — Die Füße in verfaulten Leichen — Schreckliche Sitzstangen.

Q. — Abgesehen von allen politischen oder militärischen Erwägungen, welche persönlichen Erinnerungen haben Sie an die ersten zwei Jahre des täglichen Lebens mit Ihren Soldaten an der russischen Front?

R. — Trotz allem, was veröffentlicht oder gezeigt wurde, können sich die Menschen nur schwer vorstellen, wie schrecklich der Russlandfeldzug war.
Viele erinnern sich immer noch an den Feldzug Napoleons.
Napoleons russischer Winter? Aber Napoleon verbrachte nicht einmal einen einzigen Wintertag in Russland. Am 6. Dezember 1811 war alles für die Grande Armée vorbei, die letzten französischen Überlebenden hatten die litauische Grenze erreicht! Die Beresina war im November! Der Rückweg von Moskau war im Oktober, entlang einer Hauptstraße, auf der sich zahlreiche Relais und Hilfsposten befanden.
Stellen Sie sich vor! Die deutsch-russische Front von 1941-1944 war dreitausend Kilometer breit. Wir hatten uns in einer gigantischen Welle in die unendlichen Steppen und Kiefernwälder vom Arktischen Ozean bis zum Schwarzen Meer gestürzt. Wir waren tausend Kilometer vom Hinterland getrennt. Alle Eisenbahnlinien waren gesprengt worden. Alle Brücken waren gesprengt worden. Der Nachschub kam nur mit größter Mühe an. Zuerst musste die Munition durchgebracht werden.
Es war nichts für einen Kampfwinter vorgesehen, da die Offensive nach den Plänen im November 1941 beendet sein sollte. Das hätte sie auch sein können. Nachdem Stalin ausgeknockt worden war, hätte die Armee den Winter über ohne Kämpfe irgendwo in der einheimischen Hühnerfarm kaserniert. Sie hätte sich mit Schilfrohr und Maiskolben geheizt, wie die Bauern.
Aber so war es nicht gewesen.
Im Dezember 1941 saßen wir zu mehreren Millionen in der Steppe fest, in unseren Sommeruniformen aus synthetischen Stoffen. Wir hatten nicht einmal Handschuhe. Wir hatten nicht einmal Ohrenschützer. Und wir hatten russische Truppen vor uns, die an das Klima gewöhnt waren — es war ihr Leben — und die Kleidung trugen, die für solche Elemente entworfen worden war, Fleecekleidung, die übereinander gelegt wurde. Sie waren nicht wie wir auf armselige kleine Socken reduziert, in denen unsere Füße nass wurden und dann erfroren. Die Russen hatten sehr breite Schuhe, eine Nummer größer als normal, damit sie ihre Füße in breite Stoffstreifen wickeln konnten, die oft mit Zeitungsschnipseln gefüttert waren.
Zehntausende, Hunderttausende von Jungen verloren ihre Zehen nur wegen dieser dummen Details. Wir bedeckten unsere Hälse mit alten Prawda-Ausgaben, die wir aus den Bretterwänden der Isbas herausgerissen hatten.
Wir hatten nichts zu essen. Die Russen konnten von gefrorenen Kartoffeln, Maiskörnern oder Sonnenblumen leben. Wenn sie nichts anderes hatten, schluckten sie gierig lange Würmer, die aus dem Dung gezogen wurden. Sie verschlangen sie mit größter Freude.
Wir waren westliche Völker, d.h. dekadente Völker mit vielfältigen Bedürfnissen, deren Widerstand durch schlechte Gewohnheiten geschwächt war.

Q. — Wo befanden Sie sich zu Beginn des Winters?

R. — Anfang November 1941, wie ich Ihnen bereits sagte, hatten wir den Dneper überquert. Der Fluss führte riesige Eiszapfen mit sich, Eiszapfen, die so groß wie Inseln waren. Es war sehr schön. Aber kaum waren wir auf der anderen Seite des Flusses, kam der Schlamm. Man denkt immer an den Schnee in Russland, aber der russische Schlamm ist noch schrecklicher als der Schnee. Der Boden der Ukraine ist ein ölgetränkter Boden, der ölig ist, sobald es regnet. Der fettige Kleber klebt an Ihren Beinen. Sie versinken in einem Schlamm, der einen halben Meter tief ist.
Ich sehe uns noch vor mir, wie wir in den ersten Tagen in das Donetz-Becken vordrangen: wir mussten uns mit Seilen aneinander binden, um denjenigen zu retten, der unterging. Einer unserer Soldaten, der sich in

diesem Schlamm verfangen hatte, beging Selbstmord, weil er so am Ende war. Er richtete sein Gewehr auf und schoss sich selbst in den Kopf. Sein Name war Adam, der Arme, wie der erste Mensch auf der Welt.
Kaum waren wir mit diesem schrecklichen Schlamm fertig, als plötzlich innerhalb von vierundzwanzig Stunden der Frost über uns hereinbrach.
Es begann mit zwanzig Grad unter Null. Dann dreißig Grad unter Null. Dann vierzig Grad unter Null. Der Frost Ende November 1941 blockierte fast sofort die Straßen, weil der Schlamm, während er sich verhärtete, zu Kämmen erstarrte. Sie hatten überall gefrorene Schlammkämme, die einen halben Meter hoch waren, sehr scharf, wie scharfe Messer, die alle Karosserien aufschlitzten. Innerhalb einer Woche gab es keinen einzigen LKW mehr, der sich bewegen konnte.

Q. — Was ist mit dem Schnee?

R. — Es fiel Schnee, vergessen Sie das nicht, der vier oder fünf Meter hoch sein konnte und in dem man oft Gräben öffnen musste, um vorwärts zu kommen. Der einzige Grund, warum wir uns nicht zu sehr verirrten, war, dass die versunkenen Pfade mit großen, zehn Meter hohen Pfählen markiert waren, auf deren Spitze sich ein riesiger Strohballen befand. Sie leiteten unsere Wanderungen durch die schneebedeckte Steppe.
Jede Woche wurde es schrecklicher, da wir jede Woche weiter und weiter in die Kälte gingen.
Schließlich gelangten wir zu den Kohlengruben am Ende des Donetzbeckens. Die Kohlengruben waren von den Sowjets zerstört worden. Alle Pferde waren von ihnen auf dem Grund der Schächte geschlachtet worden. Es gab einen abscheulichen Gestank. Wir zelteten in diesem Elend der russischen Städte, von dem sich niemand im Westen eine Vorstellung machen kann. In den sogenannten modernen Vierteln hatten die Sowjets hohe Gebäude in der Art der Sozialwohnungen in unseren Ländern errichtet. Aber das musste man gesehen haben! Die Wände waren rissig wie Marzipan, die Zementtreppen waren völlig zerfetzt. Die elektrischen Leitungen waren blank und hingen wie Banderolen herab. Die Menschen verrichteten ihre Notdurft draußen. Ein Meer aus gefrorenen Exkrementen umschloss alle Gebäude.
Es gab so gut wie keine Versorgung mehr für unsere Außenposten. Die wenigen armen kleinen Pferde und Ponys, die es mühsam bis zu uns schafften, sprenkelten den Schnee mit ihren Blutstropfen. Das Blut tropfte ihnen in feinen violetten Sternen von der Nase. Diese elenden Fuhrwerke brachten uns Eier, die völlig grau waren, weil sie gefroren und versteinert waren.
Unter diesen Bedingungen mussten wir im Januar und Februar 1942 die Gegenoffensive am Donetz durchführen, fast die ganze Zeit bei vierzig oder fünfzig Grad unter Null.

Q. — Wie hielten sich die Sowjets?

R. — Die Sowjets konnten noch mehr oder weniger kämpfen. Zumindest ihre Kosaken. Diese waren wunderbar geritten. Sie ritten auf ihren kleinen, nervösen Pferden, unerschrockenen Reitern mit Weiden- oder Aluminiumsätteln. Sie ritten, verkrampft, unermüdlich, warm gekleidet, ganz in weiß, mit einer Wodkaflasche am Gürtel. Sie führten große Säbel aus der Zarenzeit, die noch den alten kaiserlichen Adler auf dem Griff trugen. Ja, Stalins Kosaken trugen den zaristischen Adler!
Ich sehe noch oft in meinen quälenden Träumen die wütenden Angriffe dieser prächtigen und ungestümen Reiter. Ungestüm, aber ziemlich nutzlos, denn an der Front, wie überall, reicht es nicht aus, nur zu stürmen, sondern man muss auch denken. Sie wurden in galoppierenden Wellen zu uns geschickt, ohne eine andere Waffe als den großen Säbel, der über den weißen Horizont wirbelte! In Blagodatch, der Ortschaft, die wir fast erfroren erreichten, waren sie wie ein Orkan losgestürmt. Vier Maschinengewehre hatten 544 von ihnen niedergemäht. Nicht ein einziger dieser prächtigen Reiter war durchgekommen.
Wir mussten die Offensive fortsetzen. Ein weiteres himmlisches Debakel war der Regen! Diesmal mitten im Winter! Ohne Vorwarnung verdünnten sich die Wolken, ertränkten uns und bedeckten Schnee und Eis mit einer riesigen Überschwemmung. Wir tanzten fast auf dem Eis und standen bis zur Körpermitte unter Wasser. Plötzlich flog man mit seinen Waffen durch die Luft und wurde bis über den Helm hinaus von den eisigen Wellen verschluckt. Man kam ertrunken und erfroren wieder auf. Man erreichte, von Eiszapfen durchsetzt, nach Stunden und Stunden des nächtlichen Voranschreitens, die eine oder andere verlorene Kolchose, ganz schwarz, unbeschreiblich armselig, übersät mit toten Pferden, die die Russen auf ihrer Flucht überall getötet hatten.
Bei der Ankunft in einem dieser Kolchosen, in einer tuschefarbenen Nacht, war ich so nass und eiskalt, dass ich das arme, steife Tuch, das mein einziges Hemd war, an einem Stock über ein Feuer hielt, das aus den Überresten einer Getreidekiste improvisiert worden war. Puh! In einer Sekunde stand mein Hemd in

Flammen. Ich hatte bis zum Sommer kein anderes Hemd mehr und trug nur noch eine zerfetzte Jacke, die auf der Haut lag. Ich hatte nichts anderes mehr. Das zeigt, wie arm wir waren....
Wir hatten nach vielen Winterwochen einen winzigen Ohrenschützer bekommen. Es gibt Fotos von mir aus dieser Zeit, sie sind schrecklich. Meine Augenbrauen hatten sich in zwei weiße Büsche verwandelt und selbst der Atem gefror, wenn er sie erreichte. Die Wimpern waren zusammengewachsen und mit Eisperlen verknotet. Die Ohren schwollen von Eiter an, der rötlich austrat und gefror.

Q. — Konnten Sie unter diesen Bedingungen kämpfen?

R. — Nach vier Wochen solcher Kämpfe und Abenteuer gelang es uns im Februar 1942, die Hügel zu erobern, die den Wasserfall zum Dnieper und Dniester überblicken. Die Isbas waren halb zerstört, die Dächer von Granaten zertrümmert. Natürlich gab es keine Fenster mehr. Überall lagen Pferdekadaver in den Hütten. Wir waren mit 40 Personen in einer Isba zusammengepfercht. Das heißt, es gab keine Möglichkeit für mehr als die Hälfte der Männer auf einmal auf dem Boden zu schlafen. Die andere Hälfte musste zusammengekauert oder stehend bleiben. Es wurde abgewechselt. Hinzu kam, dass wir alle zwei Stunden in die Kampfpositionen gehen mussten. Wir hatten zwei Stunden Schneestellung und zwei Stunden sogenannte Entspannung. Zwölfmal in vierundzwanzig Stunden musste man sich zu seinem Posten schleichen, der halb durch große Eisblöcke geschützt war. Es gab keine Möglichkeit, sich länger als zwei Stunden im Freien aufzuhalten. Wir wären vor Kälte an der Brüstung festgefroren.
So tauchten wir alle zwei Stunden wieder in unsere fast klaffende Höhle, 200 Meter weiter hinten. Eine Hälfte der Männer musste sich so gut es ging auf der kalten Erde ausbreiten, die anderen blieben stehen und warteten, bis sie an der Reihe waren.
Ich war zu allem Überfluss durch meine Fußverletzung behindert. Drei Brüche. Mit meiner üblichen Glückssträhne hatte ich in der Steppe einen dieser Panzerstiefel gefunden, die die Panzersoldaten über ihre normalen Schuhe zogen. Er diente als Stütze für meine Brüche. In unserer Isba gab es an der Wand eine kleine Tischlerbank, die etwa 30 cm breit und 2 m lang war. Meine Kameraden zogen mich daran hoch und ich ruhte mich eine Zeit lang aus, so gut es ging. Die Ruhezeit dauerte nicht einmal zwei Stunden, denn man musste noch ein paar Minuten damit verbringen, seine Waffen und sein Geschirr abzulegen, wenn man zurückkam, dann musste man sich wieder ausrüsten und weitergehen, bevor die zwei Stunden vorbei waren.
Das war das Leben von Millionen von Jungen in Europa entlang der gesamten Front.
Als der Frühling kam, hatten wir ein paar wunderbare Tage, an denen wir alle wie Bettlaken in der Sonne lagen. Wir saugten diese mächtige Wärme auf, die uns nicht nur von der Kälte, dem Schnee und dem Frost, sondern auch von Ungeziefer befreite.
Auch kann sich niemand vorstellen, wie es ist, monatelang von ihnen aufgefressen zu werden. Wir alle trugen Läuse in unglaublichen Mengen mit uns herum. Als westliche Zivilisten wussten wir nicht, was Läuse sind. Wissen Sie das überhaupt? Ich bezweifle es sehr! Was würden Sie tun, wenn Sie von Hunderten von Läusen aufgefressen würden und kein einziges Insektizid hätten?

Q. — Was würden Sie tun, um die Läuse loszuwerden?

R. — Was haben wir getan? Wir töteten sie zwischen den Fingernägeln und vernichteten sie zu Hunderten. Ein paar Stunden nach dem Massaker fraßen sie Sie wieder auf! Aber all diese verdammten Läuse, woher kamen sie immer wieder? Ich war der erste, der ihre Taktik entdeckte. Als ich meine Hose auf der Suche nach ihnen komplett umkrempelte, sah ich in den Nähten Hunderte von wunderbaren kleinen, glänzenden, kristallinen Perlen. Das waren die Eier unserer Läuse. Diese Mistkerle legten ihre Eier fast industriell. Aus diesen Eiern schlüpften jeden Tag in dichten Reihen neue Läuse, die vor Appetit nur so strotzten. Wir vernichteten ganze Bataillone von ihnen, aber die Mütter, bevor sie starben, hatten ihrerseits Hunderte von neuen Eiern gelegt. Am nächsten Tag wurde jeder von uns von zwei- bis dreihundert weiteren Läusen belagert. Bevor wir sie platt machten, hatten sie schon wieder neue Eier gelegt. Wir konnten nicht aufhören, uns in den Hühnerstall zu setzen.
Am Ende hatte ich eine Lösung gefunden. Ich hatte über einem Holzfeuer ein heißes Blech aufgestellt, auf dem ich meine Kleidung ausschüttelte, da sie sich in den Kleidern in langen Reihen wie Maiskörner festsetzten. Es waren intelligente Tiere. Sie erwischten immer den gewünschten Farbton und wechselten die Farbe wie Chamäleons. Nur die Hitze des heißen Blechs ließ sie den Stoff loslassen und auf das heiße Metall stürzen, wo sie zu Hunderten wie kleine Granaten in alle Richtungen zerplatzten.
Sie können sich nicht vorstellen, wie nervtötend und demoralisierend dieses ständige Blutpumpen war. Diese verdammten Tiere saugten uns das Leben aus.

Endlich, dank des Frühlings, waren wir im Mai 1942 von diesem zusätzlichen Krieg befreit. Wir liefen alle so gut wie nackt herum und trugen nur eine kleine, ausgefranste Unterhose auf unserer weißen, von den Bissen gesprenkelten Haut.

Q. — Abgesehen von diesem Kampf gegen die Läuse, an welchen Operationen waren Sie im Frühjahr 1942 beteiligt?

R. — Wir mussten wieder unsere zerschlissenen Uniformen anziehen und die Schlacht von Charkow gewinnen.
Einen Monat später folgte der große Ritt in den Kaukasus.
Dort erlebten wir eine wunderbare Zeit. Die Don-Ebene ist reich und das Kuban-Tal ist reich. Es sind paradiesische Länder, mit Tausenden von riesigen Wassermelonen, die die Sonnenblumenfelder überstrahlen. Die Sonnenblumenfelder erstreckten sich über Dutzende von Kilometern in die Tiefe. Hier und da gab es gackernde Geflügelfarmen. Wir haben noch nie so viele Hühner verzehrt. Zwei unserer Soldaten schafften es, innerhalb von drei Tagen 21 Hühner zu essen. Ich sah andere, die eine ganze Gans zum Frühstück verzehrten. Es war so gewaltig, dass 12.000 Soldaten, die so viel Fett zu sich genommen hatten, gelb wie die Fahne des Papstes im Kaukasus ankamen. Bevor wir von den Russen besiegt wurden, wurden wir fast von der Gelbsucht besiegt!
Dass wir gerettet wurden, verdanken wir einer tapferen Belgierin namens Marie Thumas. Diese Marie Thumas hatte einst einer großen Fabrik für Gemüsekonserven in Löwen ihren Namen gegeben. Die gesamte Kaukasusarmee wurde mit dem Gemüse in Dosen dieser Elite-Mitarbeiterin ernährt. Sie rettete die Armee des Deutschen Reiches, die von den Don-Gänsen bedroht wurde, die genauso gefürchtet waren wie die Gänse auf dem Kapitol.

Q. — Und im Kaukasus?

R. — Dort, auf dem Gipfel des Kaukasus, waren wir nur noch ein ausatmender Atemzug. Wenn Divisionen mehr als tausend Kilometer zu Fuß im Kampf zurücklegen, sind sie erschöpft. Selbst wenn sie viele Hühner gegessen haben! Wenn man keinen einzigen Panzer mehr bei sich hat — weil die Panzer nicht durch die wilden Wälder klettern konnten — fühlt man sich schrecklich hilflos.
Wenn der Feind jedoch überall Fallen in den Erdbeerbäumen, Schlehen und dichten Büschen aufstellen konnte, wird die Belagerung schwächer und die Truppe zerfasert.
Normalerweise hätten wir die Grenzen der Türkei und Persiens erreichen müssen. Asien lag vor uns. Aber wir waren am Ende unserer Kräfte. Der Sommer war vorbei und wir hatten nicht gewonnen.
Die letzten Wochen im Kaukasus waren für uns sehr schmerzhaft. Wir mussten die letzte Offensive in einem tropfenden Oktober durchführen, durch tief eingeschnittene Täler, über Berge, die steil wie Leitern waren, und durch Flüsse, die mit Leichen übersät waren. Im Wasser stieß man bei jedem Schritt auf eine, oder, wenn es tief war, bei jedem Schwimmzug. Nachdem wir mit äußerster Mühe die Gipfel erklommen hatten, mussten wir uns noch erschöpft auf den gequälten und so hart eroberten Gipfeln halten.
Dort waren wir von unzähligen russischen Leichen umgeben, die sich in einem völlig verwesten Zustand befanden. Nachts, wenn wir auf Patrouille waren, steckten wir den ganzen Fuß in diese verfaulten Bäuche. Wir waren alle in einem unbeschreiblich mageren Zustand. Wir kamen erst kurz vor Weihnachten 1942 von diesen schrecklichen Sitzstangen herunter. Unsere Einheit war auf fast nichts reduziert.
Nur wenige Monate würden genügen, um aus der bescheidenen Legion Wallonien von 1941 mit Tausenden neuer Freiwilliger bis 1943 eine mächtige Stoßtruppenbrigade zu machen, die sich in Tscherkassy für immer auszeichnen sollte.

KAPITEL 26
STALINGRAD UND PAULUS

Portrait von Paulus — Die geleerten Schubladen — Der Tod von von Reichenau, Kommandeur der 6. Armee — Paulus als Beamter und Lückenbüßer — Hitlers Fehler Nr. 1 — Paulus der Schwindler — Paulus' Plan in den Händen der Sowjets — Paulus, der Nachzügler am Don — Hubes Panzer an der Wolga — Einkreisung der Russen dank eines abtrünnigen Paulus — Tiflis als Querschläger verpasst — Hitlers Dreifachplan — Die russische Offensive im November 1942 — Paulus in Panik, in drei Tagen eingekesselt — Seine missglückte Befreiung — Die Kapitulation eines defätistischen Weichlings — Wodka beim Sieger — Ein Unfähiger und ein Renegat.

Q. — Als Sie im November 1942 vom Kaukasus herunterkamen, war dies fast auf den Tag genau der Zeitpunkt, an dem General Paulus von den Sowjetarmeen in der Region Stalingrad eingekesselt wurde. War diese Einkreisung der Beginn der deutschen Niederlage in der UdSSR, wie behauptet wurde?

R. — Paulus befehligte 1942 eine sehr große Truppe — 300.000 Mann — die bis dahin noch nie geschlagen worden war. Sie hatten ganz Europa siegreich durchquert. Sie hatten die Gewissheit, dass sie unbesiegbar waren. Dieses menschliche Werkzeug war unvergleichlich. Paulus war nicht in der Lage, es in Stalingrad zu benutzen oder es auch nur zu bewahren.
Er war der Typ eines Beamten, der intelligent Stabspläne entwirft, aber untätig bleibt, wenn es darum geht, Truppen zu führen. Er hatte nie eine größere Einheit als ein Bataillon befehligt. Und selbst das war 10 Jahre zuvor geschehen.

Q. — Warum wurde ihm dann ein so großes Kommando gegeben?

R. — Während der Schlacht um Moskau im Dezember 1941 und Januar 1942 behaupteten Hitlers Generäle in Panik, dass sie sich 300 km weiter westlich zurückziehen würden. Das war absurd. Das gesamte schwere Gerät wäre im Eis stecken geblieben und verloren gewesen. Die Truppen hätten nach einem entsetzlichen Rückzug, in zischendem Schnee, bei 40 Grad unter Null, kahle Gebiete erreicht — oder nicht erreicht —, wo absolut nichts vorbereitet war. Sie wären vernichtet worden. Das wäre zehnmal schlimmer gewesen als das Ende von Napoleons Grande Armée.
Hitler, die Energie selbst, hatte die fast verlorene Schlacht um Moskau sofort wieder unter Kontrolle gebracht. Er hatte persönlich die Führung der Operationen übernommen. In einem solchen Extremfall gab es nur eine Lösung: sich auf dem Eis an jeder beliebigen Isba festhalten und weder die Panzer noch die Kanonen, die im Eis steckten, zurücklassen. Das Gelände würde durch das Zurückweichen nicht weniger vereist werden.
Hitler musste etwa 30 defätistische Generäle entlassen und ersetzte sie durch die kämpferischsten unter ihnen. Aber er hatte seine Schubladen geleert. Armee, General von Reichenau, ein hervorragender Anführer, der die Streitkräfte des Reiches in Charkow befehligte, bei 30 Grad unter Null mit der Nase voran in den Schnee fiel und an einer Kongestion erkrankte.
Angesichts dieser neuen Unannehmlichkeiten war Hitler sehr hilflos. Wer sollte Reichenau ersetzen? Paulus war während der Offensive in Frankreich 1940 der Stabschef der 6. In dieser Position eines höheren Bürokraten war er seinen Aufgaben gewachsen. Hitler hatte ihn lange vor sich gesehen, wie er als guter Theoretiker in seinem Büro im Hauptquartier saß.
Wie auch immer, nach Hitlers Plänen für 1942 würde die 6. Armee keine wesentliche Rolle in der zukünftigen Offensive spielen. Ihre Aufgabe würde lediglich darin bestehen, die nördliche Flanke der Armeen zu schützen, die im Sommer in den Kaukasus vorstoßen würden. Paulus wollte unbedingt ein Kommando erhalten. Hitler ernannte ihn in Ermangelung eines besseren. Fehler Nummer eins in seinem Leben.
Dieser Paulus war zu allem Überfluss — und im Krieg ist das schlimmer als alles andere — ein Spießbürger.

Q. — Teilen Sie Napoleons Meinung über unglückliche Generäle?

R. — Spießbürger sind unbrauchbare Wesen. Unglück führt zu Unglück. Man kann Mitleid mit den Pechvögeln haben, aber man muss sie unerbittlich aus dem Weg räumen. Sie ziehen einen in ihren Bann.
Das Unglück haftete Paulus an, kaum dass er sein Kommando übernommen hatte. In der Schlacht von Charkow im Mai 1941, die Marschall Timoschenko einkreisen sollte und ihn auch einkreiste, erwies sich

Paulus als unfähig, die nördliche Phase der Einschließung von Hunderttausenden von Sowjets, die unvorsichtigerweise nach Dnepropetrovsk vorgestoßen waren, zu vollenden. Unentschlossen und ohne Schwung war es Paulus kaum gelungen, 15 km vorzurücken. Die Operation gelang nur, weil der südliche Flügel der Offensive — an der die Wallonen beteiligt waren — die Operation fast allein durchführte. Der Gipfel: Paulus hatte sogar fast Charkow verloren, anstatt weiter voranzukommen!
Eine weitere, noch viel gefährlichere Enttäuschung ereignete sich zehn Tage vor dem Beginn der Kaukasusoffensive. Einer von Paulus' Stabsoffizieren, ein einfacher Leutnant, hatte eines Nachmittags die verrückte Idee, mit einem kleinen Flugzeug an der Front spazieren zu gehen. Hitler hatte es den verschiedenen Befehlshabern der Armeen, die an der riesigen Expedition nach Südrussland teilnehmen sollten, strengstens verboten, Kopien der Operationspläne, die ihren eigenen Sektor betrafen, anzufertigen. Jeder musste sein eigenes Exemplar unter strengster Geheimhaltung aufbewahren.
Paulus hatte gegen diese formellen Anweisungen verstoßen und sieben Kopien anfertigen lassen. Der junge Offizier des Flugzeugs trug eines davon bei sich, das er einem Freund an einem vorgeschobenen Posten zeigen wollte, um den wichtigen Mann zu spielen.
Er war so unvorsichtig oder dumm, dass er einen kurzen Ausflug in den sowjetischen Himmel machte, vorbei an den Stellungen seines Kameraden. Plötzlich durchschlug eine russische Kugel, eine einzige, seinen Benzintank. Das Flugzeug stürzte sofort in den feindlichen Sektor.
Auf Befehl Hitlers musste ein Großangriff durchgeführt werden, um die Überreste des Flugzeugs zu erobern. Es war zerstört. Keine Spur vom Leutnant. Schließlich wurde ein Gelände entdeckt, von dem eine kurze Fläche umgegraben worden war. Es wurde gegraben. Man stieß auf eine nackte Leiche: es war die von Leutnant de Paulus, dem Träger der berühmten Kopie! Natürlich hatten die Russen das Dokument mitgenommen. Eine Woche vor der Offensive hatte Paulus den Sowjets also Hitlers Offensivplan für den Sektor seiner 6.
Er würde dafür teuer bezahlen. Die Russen, die so gewarnt waren, würden sich an Woronesch klammern, der fast unverzichtbaren Drehscheibe, die Paulus in den ersten Tagen einnehmen sollte, und die er wegen dieses dummen Zwischenfalls nie vollständig erobern würde.

Q. — Welche Rolle spielte Paulus letztendlich in der deutschen Offensive im Kaukasus?

R. — Paulus' Aufgabe, während die Hauptoffensive in den Kaukasus lief, war indirekt. Er sollte lediglich als Flankenschutz dienen, um die Offensive aus dem Süden vor einer russischen Gegenoffensive aus dem Norden zu schützen. Nachdem er Stalingrad neutralisiert hatte, würde Paulus sich zwischen dem Dnjestr und der Wolga in einer defensiven Linie aufstellen.
Paulus musste keine wirklichen natürlichen Hindernisse über die sanft geschwungenen Ebenen des Don überwinden. Es waren nur einige hundert Kilometer, während wir, bevor wir die kaukasischen Berge erreichten, elfhundert Kilometer im Windschatten zurücklegen mussten. Vor Paulus war kein Widerstand zu erwarten. Die Russen flohen. Die Region, die die 6. Armee durchqueren sollte, war reich an Nahrungsmitteln. Die Soldaten kämpften mehr gegen die Hühner und Gänse als gegen die Sowjets. Paulus zog sich jedoch endlos in die Länge, bevor er den großen Fluss Don erreichte, der 110 km von seinem ersten Ziel, der Wolga, entfernt war.
Ich besitze den Text der Briefe von Paulus an seine Frau während dieser Wochen des zu langsamen Vorankommens. Dieser Chefbeamte beklagt sich nur über seine Durchfälle. Es waren vor allem diese, die ihn in diesen historischen Wochen mit Sorge erfüllten.
Ein nicht kolikartiger und etwas dynamischerer General hätte sicherlich spätestens Ende Juli 1942 den Don überquert und acht oder zehn Tage später Stalingrad an der Wolga besetzt.
Ende August 1942, als wir bereits zwei Wochen in den kaukasischen Bergen waren, erreichte Paulus endlich die nördlichen Vororte von Stalingrad.
Das war nicht einmal sein Verdienst. Es war General Hube, der berühmte Panzergeneral, ein untersetzter einarmiger Mann, der mit Ruhm bedeckt war. Am 21. August befreite er sich von der endlosen Abwartehaltung seines Chefs und ließ seine Panzerdivision, die bis dahin von Paulus westlich des Don zurückgehalten worden war, direkt vor sich herstürmen. Einhundertzehn Kilometer reiten seine Panzer an einem einzigen Morgen! Am Nachmittag desselben Tages schlug Hube sein Lager am linken Ufer der Wolga auf und überblickte den Fluss, wo Paulus, wenn er ein Mann von Charakter gewesen wäre, schon längst hätte stehen müssen.
Als er sah, dass Paulus so lange trödelte und den sowjetischen Truppen die Möglichkeit geben würde, ihre Kräfte an beiden Ufern der Wolga zu sammeln, musste Hitler, von wachsender Sorge erfüllt, sich widerwillig dazu entschließen, einen Teil der Panzer aus dem Kaukasus abzuziehen und sie schnellstens zurückzuschicken, um dem Nachzügler zu Hilfe zu eilen.

Einer der bemerkenswertesten deutschen Panzerführer, General Hoth, kam vom Kuban herunter und tauchte am 30. August 1942 südlich von Stalingrad auf und drängte die Russen zurück. Paulus musste nur noch 25 km auf ihn zugehen, um die Falle zu schließen und den beiden sowjetischen Armeen, die sich mühsam zwischen Don und Wolga zurückzogen, den Rückzug abzuschneiden und fast eingekesselt zu sein.
Zu diesem Zeitpunkt waren dank der Furchtlosigkeit von General Hube die Panzer der 6. Armee nördlich der Vororte von Stalingrad aufgereiht. Zwei weitere Stunden Marsch von den Panzern von Paulus zu den Panzern von Hoth würden die Hunderttausende von sowjetischen Soldaten, die vom Don flohen, zur Kapitulation zwingen.
Daraufhin erklärte Paulus, dass er zwei Tage für die Vorbereitung des Zusammenschlusses benötige. Ich besitze den Text der Telegramme, die zwischen General Hube und dem Chef der Panzerdivision Hoth ausgetauscht wurden, der von einem so langen Lauf erschöpft war, aber nur einige Dutzend Kilometer von den Panzern der 6. Es gab keine Diskussion: innerhalb eines halben Tages hätte die Verbindung hergestellt werden können. Nachdem die beiden russischen Armeen am Don eingeschlossen waren, wäre die Wolga-Metropole innerhalb weniger Stunden untergegangen, da der militärische Gegner aus der Region eliminiert worden wäre. Es hätte nie eine Schlacht von Stalingrad gegeben.
Eine weitere katastrophale Folge von Paulus' Charakterschwäche: Obwohl er sich selbst hätte helfen können und müssen, war die Operation zur Rettung der Panzer im Süden — von der er nicht einmal profitierte — für die gesamte Offensive fatal, da sie die Kaukasusarmee der gepanzerten Kräfte beraubte, die die Besetzung des Ölgebietes von Baku sichergestellt hätten, wahrscheinlich Tiflis und die Grenze zum Iran erreicht hätten, was die endgültige Liquidierung des Krieges im gesamten Süden des Sowjetreiches bedeutet hätte. Dies hätte schnell dazu geführt, dass der Großteil der deutschen Truppen nach Nordrussland, der letzten Bastion, die es zu zerstören galt, zurückgezogen worden wäre.

Q. — Welches genaue Ziel hatte Hitler für Paulus festgelegt?

R. — In Stalingrad selbst, nachdem die beiden sowjetischen Armeen aufgrund seiner Schwäche gerettet und auf dem Westufer der Wolga wieder fest etabliert worden waren, legte Paulus erneut eine fatale Langsamkeit an den Tag. Seine Truppen waren bewundernswert gewesen. Unter fester Führung hätten sie bis Ende August 1942 fertig sein sollen. Stalin selbst war voller Angst, dass er Stalingrad verlieren würde, wie seine ängstlichen Telegramme und sein bestürztes Geständnis an Churchill belegen.
Die deutschen Armeen im Kaukasus hatten seit Anfang August den Fluss Kuban überquert und das wichtige Ölzentrum Maikop erobert. Sie hatten es sofort überholt. Gebirgsjäger hatten die Hakenkreuzfahne auf dem 5.000 Meter hohen Berg Elbrus aufgestellt. Zur gleichen Zeit trampelte Paulus immer noch am Don herum und wurde von seiner verdammten Kolik geplagt.
Seine Mission war es, schnell zu handeln und das kleine Hindernis von Stalingrad zu beseitigen, das so klein war, dass sein Name in den ersten Plänen der Südoffensive von 1942 nicht einmal erwähnt wurde.
Nachdem die Wolga in Stalingrad erdrosselt und der Riegel vorgeschoben worden war, sollte die 6. Armee in voller Bewegung nach Norden gehen, um mit ihren 300.000 Kämpfern und Hunderten von Panzern die rumänischen, ungarischen und italienischen Truppen abzulösen, tapfere, aber zweitklassige und schlecht bewaffnete Truppen, die nur vorübergehend als Sperre entlang des oberen Don aufgestellt worden waren, um auf die Divisionen von Paulus zu warten.
Im nächsten Jahr, d.h. 1943, würden alle Armeen des Reiches von dort aus in Richtung der oberen Wolga und Moskau vorstoßen.
Dies war der dritte und letzte Schritt in Hitlers großem strategischen Plan. Im Jahr 1941 hatte er ein riesiges Gebiet in Westrussland besetzt und fünf Millionen Gefangene erbeutet, konnte jedoch seinen Blitzkrieg nicht zu Ende führen. Die zweite Etappe zielte 1942 darauf ab, Südrussland auszuräumen, die kaukasischen Quellen zu besetzen und Russland von seinem Öl und dem Großteil der ausländischen Lieferungen abzuschneiden, die von den Alliierten über Persien und das Kaspische Meer geliefert wurden. Im dritten Jahr — 1943 — würden Hitlers Armeen von der Don-Wolga-Linie nach Moskau, Archangelsk und zum Arktischen Ozean vorrücken und damit den Russlandfeldzug beenden.

Q. — Kommen wir zurück zu Paulus...

R. — Anfang September 1942 hätte Paulus seine neuen Dnjestr-Don Positionen einnehmen müssen. Er würde es weder jetzt noch später schaffen, da sein Gehirn durch das Hindernis gelähmt war. Nur sein ständiges Zögern und seine Charakterlosigkeit ermöglichten es den Sowjets, während dieser zwei Monate der Stagnation ihre siegreiche Offensive im November 1942 vorzubereiten.

Acht Tage im Voraus hatten die Deutschen die russischen Vorbereitungen perfekt durchschaut. Und acht Tage im Voraus hatte Hitler befohlen, eine Panzerdivision, die er in Reserve hielt, in den Don-Sektor zu schicken — wo die Sowjets nach den Beobachtungen der Luftwaffe ihren Rammstoß durchführen sollten.
Diese blieb zu drei Vierteln etwa 40 km vom Don entfernt stecken. Und warum war das so? Ein unglaubliches Missgeschick: alle elektrischen Systeme seiner Panzer waren von Ratten zerfressen worden, unter den riesigen Mühlsteinen, in deren Flanken sie in den vergangenen Wochen versteckt worden waren, um nicht entdeckt zu werden! Es waren diese elektrophagen Ratten, die den Sowjets mit ihrem erstaunlichen Appetit den tödlichen Durchbruch in Stalingrad ermöglichten.
Paulus wusste genau, dass er schnell handeln musste, um sich gegen die geplante russische Aggression zu wehren, die Hitler ihm angekündigt hatte. Er hatte nicht nur nicht die notwendigen Vorsichtsmaßnahmen getroffen, sondern war in der ersten Stunde des sowjetischen Angriffs in Panik geraten und aus Stalingrad mehr als 100 km westlich der Wolga und sogar über den Don geflohen, wo er sich ohne Erlaubnis in den Kommandoposten setzte, von wo aus er die Operationen seiner 6. Armee ab September 1942 auf der neuen Don-Linie hätte leiten sollen, nachdem Stalingrad vernichtet worden war.
Hitler musste Paulus brutal befehlen, zu seinem Kommandoposten in Stalingrad zurückzukehren. In der Zwischenzeit war jedoch in nur zwei Tagen der gesamte Don-Sektor wegen dieser Schwäche des Führers weggefegt worden. Der Nordflügel der sowjetischen Offensive konnte sich mit dem Südflügel in Callatz, dem wichtigsten Brückenkopf am Don, vereinigen. Dieser wurde aufgrund eines dummen Fehlers nicht einmal verteidigt, da die Verteidiger die anrückenden russischen Panzer mit den sich zurückziehenden deutschen Panzern verwechselten. Die Einkreisung war nun vollendet. 300.000 Mann waren in der Falle gefangen.
Paulus wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und wäre, wenn er ein sowjetischer General gewesen wäre, noch am selben Abend erschossen worden.

Q. — Wie erklären Sie sich seine Haltung?

R. — Es ist nicht so, dass Paulus keine Ahnung von Militärwissenschaft hatte. Im Gegenteil, theoretisch war er ein Ass. Aber der Mann besaß nicht die moralische Festigkeit, die für einen Kriegsherrn unerlässlich ist. Der Fall von Paulus ist wirklich der Fall eines Wissenschaftlers, eines Professors einer Militärschule, der mit seinen Truppen bei einem Kriegsspiel jongliert und in der Stunde der tatsächlichen Aktion aufgrund von Charaktermangel den Kopf verliert.
Dieser Mangel an Temperament von Paulus würde sich durch die gesamte Tragödie von Stalingrad hindurchziehen.
Hitler unternahm eine enorme Anstrengung, um ihm zu ermöglichen, Widerstand zu leisten. Er schickte seinen besten Strategen, Feldmarschall von Manstein, nach Rostow, um von dort aus bei der Rettung zu helfen, der zu diesem Zeitpunkt an der Nordfront kämpfte, um Leningrad zu vernichten. Er musste diesen dringend benötigten Feldzug abbrechen und nach Rostow abstürzen. Das war ein großes Opfer.
Die mächtige Kolonne von Befreiungspanzern, die Manstein losschickte, um den tauben Paulus zu befreien und ihn zur Mündung des Don zurückzubringen, wenn dieser Rückzug wirklich notwendig war, würde durch schreckliche Kämpfe bis zu 38 km südwestlich von Stalingrad gelangen. Ein endgültiger Ausbruch von Paulus hätte genügt und er wäre gerettet gewesen. Paulus verfügte an diesem Tag noch über mehr als 100 Panzer mit großen Benzinreserven, die während des Marsches durch die vielen Treibstoffkanister ergänzt wurden, die Hitler befohlen hatte, entlang der 38 km langen Strecke abzuspringen. Die Möglichkeiten für einen erfolgreichen Durchbruch waren also groß.
Tatsache ist, dass wir ein Jahr später bei Tscherkassy mit neunmal weniger Panzern als Paulus die zweite große sowjetische Umzingelung des Zweiten Weltkriegs unter weitaus schwierigeren Umständen durchbrechen würden. Dennoch gelang es uns nach 23 Tagen erbitterten Nahkampfes, die russische Umzingelung zu durchbrechen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Es sind die Schwachen, die verlieren.

Q. — Aber die Luftunterstützung?

R. — Paulus wurde von Anfang an aus der Luft versorgt. Unvollkommen, das stimmt. Aber die von seinen Diensten angegebenen Anwesenheitszahlen waren übertrieben und bewusst aufgebläht, um mehr Lebensmittel zu erhalten. Darüber hinaus waren 32.000 Pferde ebenfalls eingekesselt worden. So mager sie auch geworden waren, sie waren immer noch eine große Speisekammer!
Und dann, was soll's! Im Angesicht des Todes gibt man nicht nach! Was taten die in Leningrad eingeschlossenen Russen in denselben Jahren? Sie hungerten und hielten trotzdem 900 Tage lang durch. Hier musste die sowjetische Führung neben den Kämpfern auch Hunderttausende von Zivilisten ernähren. Sie

konnten nicht nach ihren zweitausend Kalorien verlangen! Frauen und Kinder starben zu Tausenden, trocken wie totes Holz. Aber die Stadt hielt fast drei Jahre lang stand. Der Magen drückte, der Wille war angespannt, aber niemand gab nach. Und der Mut siegte.

Q. — Loben Sie das russische Volk?

R. — Ja, Ruhm für das Heldentum der Soldaten und Zivilisten von Leningrad! Und sicherlich ein Fluch für den menschlichen Lumpen Paulus, der in der Stunde der Prüfung nicht in der Lage war, ein echter Führer zu sein.
Der letzte Fehler, der ihm zum Verhängnis wurde, war seine Passivität bei der Kontaktaufnahme mit den Panzern, die Manstein ihm entgegengeschickt hatte.
In diesem Moment, in dem er keine Sekunde mehr warten konnte, um sich auf seine Retter zu stürzen, was antwortete Paulus?
"Ich brauche sechs Tage, um mich vorzubereiten."
Immer die gleiche Leier: sich vorbereiten! Als ob man in solchen Momenten sechs Tage warten würde, um sich auf das Hindernis zu stürzen! In einem Moment, in dem dreihunderttausend Männer zu sterben drohen, nimmt ein wahrer Anführer all seine Energie zusammen und springt der Rettung entgegen, indem er selbst an der Spitze seiner Armee kämpft!

Q. — Sie verurteilen also die Haltung von Paulus eindeutig?

R. — Es ist offensichtlich, dass Paulus nicht gerettet wurde, weil er nicht gerettet werden wollte, weil er nicht den Mut hatte, sich auf den Weg zu machen. Man reichte ihm die Stange. Er ließ die Arme sinken. Manstein musste dann den Befehl zum Abzug geben, nachdem er vergeblich Männer und Panzer geopfert hatte, um einen General aus Pappmaché zu befreien.
Von dieser Weigerung an war Paulus nur noch ein Wrack. Während des letzten Monats inspizierte er nicht ein einziges Mal seine Truppen, er besuchte nicht einmal die Gefechtsstände seiner Divisionskommandeure. Seit Anfang Januar 1943 lebte er in der Unterführung eines Supermarktes, lag auf einer Pritsche und rauchte im Halbdunkel unaufhörlich Zigaretten.
Wenn er der Meinung war, dass alles verloren war, hätte er wenigstens ein Gewehr ergreifen und sich vom Feind töten lassen können! Weil Hitler sicher war, dass es so sein würde, ernannte er Paulus am vorletzten Tag zum Feldmarschall. Paulus erwies sich dieser Auszeichnung kläglich unwürdig. Als die Stunde der Kapitulation gekommen war, war ihm vor allem eines wichtig, nämlich dass die Sowjets ihm ein Auto zur Verfügung stellen würden, wenn er aus seinem Versteck herauskommen würde. Die Russen taten dies mit einer Bereitwilligkeit, die man sich vorstellen kann! Eine Stunde später wartete ein sowjetisches Auto direkt vor der Tür seiner Höhle auf ihn.
Paulus verließ Stalingrad in diesem feindlichen Auto, während mehr als 100.000 seiner Soldaten, die aufgrund seiner Unfähigkeit und seines fehlenden Charakters in Gefangenschaft geraten waren, zu Fuß in die Todeslager gingen.
Die Russen brachten Paulus zu ihrem Großen Hauptquartier, wo er freundlich zum Mittagessen eingeladen wurde. Er beging die Niedertracht — oder Dummheit — sein Wodkaglas zu Ehren von Stalins Armee zu erheben, die gerade dabei war, seine Truppen zu zerschlagen! Die Russen hatten dafür gesorgt, dass dieser Toast aufgezeichnet wurde. Von dieser Stunde an war Paulus der Gehirnwaschmaschine ausgeliefert, die bei den Sowjets so weit verbreitet war. Es würde nicht lange dauern, bis sein Gehirn gereinigt werden musste. Ein paar Monate würden genügen, um diesen verängstigten Beamten, der noch am Vorabend seines Zusammenbruchs aus seinem Keller in Stalingrad Proklamationen zum Ruhm des Hakenkreuzes herausgegeben und dem Führer seine Treue versichert hatte, in einen Radio-Propaganda-Agenten der Sowjets zu verwandeln. Er würde sogar 1946 zustimmen, von Moskau nach Nürnberg gebracht zu werden, um als Kronzeuge gegen seine ehemaligen Kameraden im Hohen Deutschen Generalstab, die auf den Galgen warteten, zu fungieren.
Er starb kurz darauf, halb gaga. Das ist gut so. Paulus war ein abtrünniger und unfähiger Kriegsherr gewesen. Darüber hinaus war er ein Renegat.
Sie wollten mein Urteil über Paulus und Sie haben es bekommen. Ich sehe wirklich nicht ein, warum ich diesen traurigen Mann hätte schonen sollen, der ein schlechter Führer, ein schlechter Deutscher und ein schlechter Verlierer war.

KAPITEL 27
ÜBERGANG ZUR WAFFEN-SS

Abstieg aus dem Kaukasus — In Berlin bei General Berger — Deutsche Verschwörungen, um Belgien zu absorbieren — Gegenschlag in Brüssel im Sportpalast — Das Deutschtum der Wallonen — Historische Realität und listige Taktik — Die Wallonen, den Flamen ebenbürtig — Bestätigung der großbelgischen Realität — Unvereinbare Debatten in Berlin — Degrelles große Kundgebung im Sport-Palast — Bruch mit General Berger — Drei Monate ohne Bewegung — Himmler lädt Degrelle ins Große Hauptquartier ein.

Q. — Ihr Eintritt in die Waffen-SS erfolgte kurz nach der Niederlage von Paulus. Unter welchen Bedingungen?

R. — Nachdem wir Ende November 1942 den Kaukasus verlassen hatten, entschied sich unser Schicksal. Wir waren in Maikop gestartet und hatten ganz Russland durchquert. Damals brauchte man drei Wochen, um die UdSSR zu durchqueren. Drei Wochen in Viehtransportern, im Stroh, mit vierzig Mann. Ich unter den anderen.
Wir erreichten den Bahnhof von Berlin. Einige Offiziere liefen die Bahnsteige entlang und riefen meinen Namen. Ich schüttelte mich. Was ist hier los?
General Berger", antwortete man mir, "wollte mich sehen.
Was sollte ich tun, außer aussteigen?
General Helmut Berger war der große SS-Führer im Inneren. Eine halbe Stunde später sprach ich diesen General an, einen riesigen Mann, der wie ein Elefant aus dem Quartär aussah, ein guter Kerl, aber völlig ungebildet. Sein Stabschef war ein Schweizer, ein rassiger Oberst, Oberst Rittweyer. Berger nannte diesen raffinierten Intellektuellen "meinen Schnurrstänzer".
Hier sitze ich nun vor diesem Molosser. Er erklärte mir sofort seine Ansprüche auf Belgien. Er hatte nicht die geringste Ahnung, was der Westen Europas war. Er glaubte zum Beispiel, dass Nordfrankreich nur von einigen tausend Menschen bewohnt wird. Aber er hatte vor allem ein junges Team um sich herum, das mir sofort Angst machte. Als ich ihnen zuhörte, wurde mir die schreckliche Gefahr bewusst, in der sich Belgien Ende 1942 befand.
Hitler war der Mann, der über die Länder hinausblickte, weil das Genie über alles hinausblickt. Wie er war Napoleon, der kleine, schmächtige Korse, schnell dazu übergegangen, über die Ile-de-France hinaus das Reich, Europa und schließlich die Welt zu sehen. Aber auch in Deutschland gab es Kräfte, die gegen die nationalen Interessen der besetzten Länder kämpften, für die alleinigen Interessen eines großen, bulimischen Reiches.
Dies waren auf der einen Seite — wir hatten vom ersten Tag an mit ihnen zu kämpfen — die alten konservativen deutschen Kräfte. Diese wollten sich für die Nachkriegszeit eine starke wirtschaftliche Position sichern, die sich auf territoriale Besetzungen stützte.
Auf der anderen Seite gab es — eine noch viel größere Gefahr — einige sehr aktive Clans unter den "neuen Kräften" in Deutschland, die von jungen Intellektuellen der SS und des SD repräsentiert wurden, der überall präsent war und politische Aktivitäten im Untergrund, Verschwörungen gegen den Staat und Spionageversuche aus dem Ausland, insbesondere aus der UdSSR, im Dritten Reich überwachte.
Verschiedene Führer dieser wenig bekannten Organisationen befanden sich noch im Stadium des Großdeutschen Reiches. Nicht, wie wir, im Stadium von Europa. Sie sahen Europa nur als eine Vergrößerung des Deutschen Reiches. Unsere Länder sollten gegessen und nicht als Partner behandelt werden.
Ich erhielt dort, in diesen Büros von Berger, Enthüllungen, die mir die Haare zu Berge stehen ließen. Diese jungen Männer bereiteten die Annexion und das Kneten der Provinz Lüttich vor, die in den Gau Köln übergehen sollte, Limburg, das in Geldern aufgehen sollte, die Ardennen und Luxemburg, die in den Gau Trier eingegliedert werden sollten. Die Gefahr war umso größer, als die deutschen Kräfte, die im Falle eines Sieges Hitlers die Situation beherrschen würden, genau diese waren, die der SS und des S.D..

Q. — Wie waren Ihre Reaktionen?

R. — Ich war entsetzt. Ich sagte mir: "Aber haben wir nicht umsonst gekämpft? Wird unser Land nicht ausgelöscht werden?".
Ich fragte mich: "Repräsentieren diese kleinen Bürokraten der SS wirklich Deutschland? Die SS selbst? Und vor allem Hitler?"
Ich erlebte einen dramatischen Dezember. Ich war dünn wie ein Weidener geworden. Ich erholte mich nur schwer von meinen Verletzungen aus dem Kaukasus. Ich würde mich erst nach vielen Operationen im Exil teilweise davon erholen. Aber man ist erst besiegt, wenn man es zugibt. Bis zum letzten Augenblick muss man die Zähne zusammenbeißen und alles versuchen, um zu siegen.
Ich stürzte mich also sofort in einen heftigen politischen Gegenangriff in Brüssel, wo ich einen Monat zur Erholung verbringen sollte.
Es gibt deutsche Berichte, die die Sieger am Ende des Krieges unversehrt ließen, Berichte von General Reeder, dem ersten Stellvertreter von General von Falkenhausen in Belgien. Darin machte er sich große Sorgen über meine Aktivitäten. Zu dieser Zeit, so berichtet er, treffe ich mich mit vielen Menschen. Und vor allem organisiere ich Anfang Januar 1943 eine große Versammlung in Brüssel, im Sportpalast. Diesen General Reeder überzeugte ich im Laufe der Zeit ebenfalls. Er wird 1944 sogar ein Freund von bewundernswerter Hingabe für mich werden. Um meine hartnäckigen Forderungen zu beenden, schlug General Reeder — wie in deutschen Dokumenten, die nach dem Krieg entdeckt wurden, dokumentiert — dem Großen Hauptquartier des Führers, Marschall Keitel, schriftlich vor, mich wegen Beleidigung der Reichsbehörden in Belgien vor das Kriegsgericht zu stellen!
Das zeigt, wie hart mein Kampf war!
Diese Versammlung im Brüsseler Sportpalast im Januar 1943 war so prächtig inszeniert wie die größten Versammlungen der Nationalsozialisten im Reich. Da ich alle unsere Soldaten mit Musik an der Spitze — alle unsere Krüppel in den ersten Reihen — zu dieser Veranstaltung gebracht hatte und ich immerhin der Chef von Rex und die Seele unserer Legion war, musste Reeder zu meiner Veranstaltung kommen. Er betrat feierlich an meiner Seite das riesige Gelände. Der Bericht, den er nach Berlin schickte, war jedoch ein Bericht, der gegen mich verfasst worden war, um das deutsche Oberkommando vor meinen Protesten und Frechheiten zu warnen.
In meiner Versammlung, vor einer riesigen und glühenden Menschenmenge, stürmte ich los. Ich nahm die große Kurve, um den imperialistischen Deutschen entgegenzutreten: sie behandelten uns als vage Unterfranzosen; als Gegenreaktion verkündete ich das Deutschsein der Wallonen.
Viele meiner Landsleute, selbst intelligente Freunde, die in ihren staubigen Büros zu Hause noch die alten Scheuklappen eines engstirnigen Nationalismus trugen, verstanden nicht, was ich plötzlich als "Germanentum der Wallonen" bezeichnete und warum ich mich so lautstark zu einer solchen Behauptung aufschwang.

Q. — Sie müssen zugeben, dass — wie man so schön sagt — Sie es tun mussten. Wie kamen Sie auf die Idee, dass die Wallonen deutsch sein sollten?

R. — Auf den ersten Blick seltsam, ja sogar schockierend, aber der historischen Realität entsprechend.
Germanität der Wallonen? Germanen mit französischer Sprache? Was sollte das bedeuten? fragen Sie sich.
Ich erkläre mich. Ich weiß sehr wohl, dass meine Erklärungen erstaunen werden. Hier ist es. Wenn es ein Volk gibt, das durch sein Blut und seine Geschichte germanisch ist, dann ist es das wallonische Volk. Außergewöhnlich? Es sind nie römische Völker in Wallonien aufgestiegen! Es sind auch nie französische Völker nach Wallonien gekommen! Die Wallonen stammen ausschließlich von den großen Menschenwellen ab, die bereits vor mehr als zwanzig Jahrhunderten aus dem Osten kamen, vor und während des Verfalls von Rom. Die wallonischen Sprachen haben viele Wörter germanischen Ursprungs. Unsere Kirchen, öffentlichen Plätze und offiziellen Paläste tragen seit tausend Jahren überall den Adler des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Selbst Kaiser Karl der Große, den Hitler als "einen der größten Männer der Menschheit" bezeichnete, war ein wallonischer Germane, der in Jupille, in der Nähe von Lüttich, geboren wurde.
So ist es nun einmal! Die Rassenforschung beweist es. Die Geschichte beweist es. Der Anblick von Wallonien beweist es. Und der Reichtum ihrer Kultur und ihrer Bräuche. Für mich waren dies also sichtbare Realitäten und Erinnerungen, die leicht hervorgerufen werden konnten.
Aber täuschen wir uns nicht, die Erinnerung daran war eher ein Kalkül, eine Taktik als eine Theorie. Ich sehe noch, wie José Streel, Doktor der Philologie, ein wunderbarer Freund seit dem ersten Tag von Rex, der 1945

schändlich erschossen wurde, mit seiner liebevollen, schleppenden Stimme zu mir sagte: "Ah Leon, wenn du uns erklärst, dass wir Hindus sind, wirst du unwiderstehlich sein!".
Ich hätte übrigens, wenn es notwendig oder nützlich gewesen wäre, unsere hinduistische Abstammung genauso gut erklären können. Die Völker Europas stammen alle von den asiatischen Hochebenen ab; sie sind die Nachkommen der Indogermanen.
Aber diese taktische Proklamation der Germanität der Wallonen war ein Trick. Ich benutzte dieses Argument, das an sich wahr ist, weil es unseren Forderungen eine unbestreitbare Basis verschaffte. Im Grunde genommen war es mir egal, ob ein Wallone bretonisches oder champenoises Blut hatte; Himmler selbst hatte einen französischen Urgroßvater, der Passaquay hieß und in La Roche geboren wurde! Die Jahrhunderte haben uns durcheinander gebracht. In der Tat bilden die Völker des europäischen Kontinents eine Rasse mit verschiedenen Nuancen, die alle bereichernd sind. Aber 1942 war das Wort "germanisch" ein Zauberwort. Die Wallonen stammten aus diesem Raum. War das alt? Zweitausend Jahre alt? Das ist unwichtig. Auf dem damaligen politischen Schachbrett war es wichtig: Warum also nicht dieses Argument verwenden?

Q. — Und gegenüber den Flamen?

R. — Wir sollten nicht vergessen, dass unsere flämischen Landsleute immer gesagt haben: "Es gibt in Belgien zwei Völker, das flämische Volk, das germanisch ist, und das wallonische Volk, das nicht germanisch ist.
Ich wollte ein für alle Mal den Beweis erbringen, dass wir alle gleich germanisch sind und die gleichen Rechte haben. Später würde ich es mir erlauben, den Deutschen zu beweisen, dass wir noch germanischer als die Flamen sind! Und historisch gesehen ist dies absolut wahr! Das Fürstentum Lüttich, ein wesentlicher Bestandteil der Wallonie, war zehn Jahrhunderte lang Teil des Deutschen Reiches, von Limburg bis zum Herzogtum Bouillon.
All dies war in Versammlungen auf einer historisch gesicherten Grundlage leicht zu erklären. Ich selbst war von diesem Germanentum der Wallonen nicht sonderlich beeindruckt, aber die Deutschen waren von dieser Entdeckung überwältigt. Ich wollte nur das eine: dass man uns nicht immer wieder die Leier von den einzig tadellos germanischen Flamen ins Netz schickt. Vor allem sollte es nicht dazu benutzt werden, uns gegen die Hälfte der Einwohner unseres Landes auszuspielen, mit dem Ziel, uns von ihnen zu trennen!
Gleichzeitig bestätigte ich damit die Rechte nicht mehr nur der Wallonie, sondern der sogenannten belgischen Realität. Das heißt, die tausendjährige Realität des "Leo Belgicus".
Für mich ist Wallonien politisch nicht existent. Nur einige unwissende Deutsche glaubten in den Jahren 1941 und 1942 an eine solche Extravaganz. Es gab nie einen wallonischen Staat und ich hoffe sehr, dass es auch nie einen geben wird, trotz der prätentiösen Zwischenrufe einiger Emporkömmlinge in der Nachkriegszeit. Das wäre Unsinn.
Stattdessen steht fest, dass die verschiedenen Provinzen der großen Niederlande im Laufe von zehn Jahrhunderten eine wunderbare Einheit bildeten. Diese Niederlande umfassten den größten Teil des heutigen Belgiens, das Großherzogtum Luxemburg, Nordfrankreich und Südholland. Ich wollte mich nicht mehr an das kleine Krupp-Belgien halten, das seit 1830 mühsam die recht widerspenstigen Wallonen und Flamen an sich gebunden hat. Ich wollte zumindest moralisch die wunderbare westliche Einheit wiederherstellen, die in den großen Jahrhunderten des Mittelalters und der Renaissance, unter den Herzögen von Burgund und unter Karl V., in den prunkvollen Zeiten von Memling und Rubens, Roger de la Pasture und Patinier ihre Blütezeit fand.

Q. — Mit anderen Worten, waren Sie so etwas wie ein Super-Belgier?

R. — Aber natürlich! Wir lebten — und wir starben an der Ostfront — nur, um unserem alten Volk mit seiner langen und berühmten Vergangenheit ein veredelndes Schicksal in dem neuen Europa zu sichern.
Meine Rede war eine großbelgische Rede. Sie ging weit über die Grenzen hinaus, in die uns einige Deutsche als ruhige Schafe hätten einsperren wollen.
Für mich war klar, dass ich nicht trampeln würde. Ich wollte ein Europa, in dem wir alle gleich sein würden, mit Respekt für unsere Persönlichkeiten, wie an der Front selbst, ein Europa der Vaterländer, nicht der Vaterländer mit mittelmäßigen Komplexen, sondern der Vaterländer, die mit der Zeit, vielleicht nach Jahrhunderten, endgültig zusammenwachsen würden. Aber auf keinen Fall dürfen es zerschnittene Vaterländer sein, unvermittelt und ungeschickt!

Q. — Was ist mit den Deutschen? Wie reagierten sie auf Ihre überraschenden Theorien?

R. — Es war leicht für mich, ihnen zu antworten: "Was, ihr Deutschen, was wart ihr im Jahre 1870? Sie waren ein Puzzle aus verstreuten Staaten. Sie brauchten mehr als fünfzig Jahre, um sich zu vereinigen! Selbst 1914 zogen Sie noch unter vier verschiedenen Königen in den Krieg! Unter vier verschiedenen Flaggen! In vier verschiedenen Armeen! Selbst Hitler war kein preußischer Soldat, sondern ein bayerischer!
Und seit Jahrhunderten hatten Sie alle die gleiche Sprache und die gleiche Kultur! Und um eine Einheit zu erreichen, die noch nicht vollständig ist, haben Sie sich fast 50 Jahre Zeit gelassen! Die Einheit Europas ist etwas viel Komplizierteres, das enorme Anstrengungen und vor allem Zeit erfordern wird. Wenn Sie die Europäer überrumpeln, können Sie sie nur verängstigen und sie zu Gegnern machen.
Ich erklärte all dies mit Nachdruck auf meiner großen Versammlung im Januar 1943 im Sportpalast in Brüssel. Der vollständige Text kann in der damaligen Presse nachgelesen werden.
Das war mir nicht genug: Ich beschloss, nach Berlin zu gehen und meine Argumente mit der gleichen Kraft vorzutragen.
Außerdem hatte mich SS-General Berger eingeladen, noch einmal bei ihm vorbeizukommen, um das Gespräch wieder aufzunehmen, das ich im Monat zuvor unterbrochen hatte, als ich meine völlige Ablehnung zum Ausdruck brachte. Mitte Januar 1943 befand ich mich in Berlin und war bereit für den Kampf.

Q. — Es muss anders schwierig gewesen sein, die politischen Kreise in Berlin, insbesondere General Berger, zu überzeugen als Ihre rexistischen Aktivisten?

R. — Vor allem beschloss ich, in Berlin eine riesige Kundgebung im Sportpalast abzuhalten, um den Deutschen wie Berger zu beweisen, dass ich auch dort auf die Unterstützung von Tausenden von belgischen Arbeitern zählen konnte, die damals in ihrem Land arbeiteten.
Aber das war ein Abenteuer! Philippe Henriot, Abgeordneter aus Bordeaux, der berühmteste aller französischen Redner, hatte einige Monate zuvor in Berlin sprechen wollen. Er hatte es nicht geschafft. Er wurde ausgebuht und getadelt.
Trotz der Befürchtungen meiner Anhänger organisiere ich diese große Berliner Kundgebung. Und wie? In der Art der Sowjets: "Versammlung der Arbeiter und Soldaten"! Ich lud alle belgischen und französischen Arbeiter, die in Berlin und Umgebung lebten, per Plakat ein, sich am 31. Januar 1943 zusammen mit unseren Kämpfern an der Ostfront im Sportpalast einzufinden.
Damit verdoppelte ich das Risiko. Denn viele der ausländischen Arbeiter, die nach Deutschland gebracht wurden, hatten dieses Land in der Nase. Und das Auftauchen meiner Soldaten in Feldgrau würde anfangs sicherlich nicht zu Jubelstürmen führen! Aber ich wollte die Karten auf den Tisch legen. So wie wir waren. Ich würde der Öffentlichkeit die Gründe dafür offen und hart darlegen.
In der Zwischenzeit führte ich zehn Tage lang Verhandlungen mit Berger. Es lief nicht gut. Ganz und gar nicht. Unsere Opposition wurde mit jeder Stunde schärfer. Schließlich waren wir uns über nichts mehr einig. Jedes seiner Projekte lehnte ich ab. Die Debatte wurde immer unangenehmer. Ich hatte nicht die Absicht, mein Land zu zerstückeln, wie Bergers Team es sich erträumte.
Und unsere Berliner Versammlung kam wie ein Haar in der Suppe. Eine riesige Menschenmenge, ein überfüllter Saal. Ich fange an. Es war eine ziemlich schwierige Operation. Ich hatte 12.000, 15.000 belgische und französische Arbeiter vor mir, die sich oftmals gegen ihren Willen in Deutschland befanden. Ich trat in Uniform auf, mit all meinen Soldaten in Uniform, mit unserer Militärmusik, die ihre Flonflons spielte. Aber das Problem der Beredsamkeit ist überall das gleiche. Es ist eine Frage des Spürsinns, der Wellen, die man aussendet und der Wellen, die man empfängt, die zurückgehen und wiederkehren.
In Deutschland habe ich während des Krieges, wann immer ich konnte, Versammlungen abgehalten, die immer widersprüchlich waren, denn, ob im Krieg oder nicht, in meinem Land oder außerhalb, ich wollte immer den Kontakt mit dem Publikum aufrechterhalten. Mit ihnen sprechen. Ihm zuhören. Es zu überzeugen. Seiner freien Zustimmung und seiner Spende sicher sein. Man darf nie vor dem Volk davonlaufen. Je gefährlicher die Position, die man einnimmt, desto mehr muss man sich ihr stellen, mutig, ohne zu zögern. Nur derjenige hat das Recht, ein Führer zu sein, der es wagt, denjenigen, die er führt, zu sagen, warum und wohin er sie führt.
Selbst nach der Landung der Alliierten im Juni 1944 ging ich ungeschützt durch eine Reihe von Fabriken des Deutschen Reiches, in denen belgische und französische Arbeiter gezwungen waren, ins Exil zu gehen und schrecklichen Bombenangriffen ausgesetzt waren. Aber auch dann, nachdem sie mich gehört hatten, würden sich 800 von ihnen als Freiwillige in meinen Truppen melden. Wenn man Menschen befehligen will, muss man sie immer und in allem zuerst überzeugen und sich bei ihnen beliebt machen.

Im Sportpalast, wo Tausende von unzufriedenen Zuhörern mir das Leben zur Hölle hätten machen können, war der Erfolg triumphal. Als ich über Stalingrad sprach — es war genau zu dem Zeitpunkt, als Stalingrad kapitulierte — stand das gesamte Publikum auf und war von Emotionen überwältigt.

Q. — Wie reagierte Ihr deutscher Gegner, General Berger?

R. — Am nächsten Morgen kaufte ich die Berliner Zeitungen. Keine Zeile über meine Kundgebung. Dabei hatten mehrere hundert Journalisten daran teilgenommen. Ich dachte: "Das ist wohl zu früh."
Am Abend wieder keine Zeile! Ich greife zum Telefon und rufe Berger an: "Herr General, in der deutschen Presse ist kein Wort über meine Veranstaltung erschienen. Diese Enthaltung ist nicht von selbst gekommen. Es gab einen Befehl! Könnten Sie mir also bitte sagen, was dieser Befehl bedeutet?
Der andere antwortete mit der Frechheit eines großen, selbstbewussten Autokraten: "Wir wollten Ihnen zeigen, dass wir die Stärksten sind". Die Antwort zischte durch den Apparat wie ein Ständer: "Mein General, wenn das so ist, sind unsere Gespräche beendet. Auf Wiedersehen"!
Was für eine Geschichte! Ein Oberst kommt in mein Hotel gerannt: "Aber nein, aber nein! Seien Sie nicht böse, bleiben Sie! General Berger wollte Sie nicht verärgern". Ich sagte ihm: "Es ist vorbei, alles vorbei. Ich diskutiere nicht mehr". Ich verlange meine Rechnung. Der Oberst eilt herbei und will sie bezahlen, ich halte ihn neben dem Kassierer auf: "Nein, das nicht! Ich habe nie einen Cent von Ihnen erhalten! Sie werden doch jetzt nicht anfangen, mich mit der Begleichung meiner Rechnung zu füttern".
Noch in der gleichen Stunde verließ ich Berlin. Die SS-Degrelle Debatte war in einem Tornado zu Ende gegangen.

Q. — War es vorbei?

R. — Für mich ist es vorbei! Ich fahre mit meinen Kindern an die Côte d'Azur, um mich von meinen Verletzungen aus dem Kaukasus zu erholen und Luft zu holen. Dann treffe ich meine Soldaten in unserer alten Unterkunft an der Grenze zu Polen.
Wir waren von einem Bataillon zu einem Regiment geworden. Mehrere tausend Mann waren eine echte Stärke.
Zwei Monate lang bewege ich mich keinen Millimeter. Ich hüte mich davor, irgendwelche Kontakte zu den SS-Büros in Berlin zu knüpfen. Ich stelle mich tot. Ich sorge für die patriotische Ausbildung unserer Truppen. Ich gebe ihnen zwei Wochen lang jeden Nachmittag eine große Geschichtsstunde, in der ich ihnen das Epos der großen Niederlande erkläre. Alle unsere Soldaten kamen mit ihren kleinen Stubenhockern auf eine Wiese und ich hielt meine Vorträge in der prallen Sonne. Der neue Aufbruch der Legion Wallonien zur Ostfront stand kurz bevor, immer noch unter der Führung der Wehrmacht.
Und dann, im allerletzten Moment, als unsere sechs Züge bereits am Bahnhof von Mezeritz angekommen waren und mit dem Beladen begonnen wurde, was passiert? Ich erhielt ein sehr freundliches Telegramm von Himmler, in dem er mich in das Große Hauptquartier einlud und mir seinen Sonderzug zur Verfügung stellte, um mich dorthin zu bringen.
Ich hatte in Berlin niemanden verletzen wollen. Aber man sollte sich nie einschüchtern lassen, wenn man mit einigen Deutschen zu tun hatte, die zu offensichtlich den Sieger spielten. Letztendlich war es Himmler selbst, der die erste Geste machte.
Ich gewann in dieser Angelegenheit, weil ich entschlossen war, nicht nachzugeben. So ist es immer im Leben, egal ob es sich um Deutsche, Franzosen oder irgendjemand anderen handelt. Wenn man sich hinlegt, wird man zerquetscht. Wenn man sich ihnen stellt, beginnt der, der den Starken gespielt hat, nachzudenken, befürchtet, dass er versagt hat, und tut dann alles, um sich festzuhalten.
So kam es, dass ich zum Großen Hauptquartier an der Grenze zu Litauen flog, nicht wie ein kleiner Belgier, der mit geschlossenem Schnabel zu irgendeinem Berger Amen sagen musste, sondern in einem offiziellen Sonderzug, wie ein großes Staatsgemüse.
Zu diesem Zeitpunkt, das kann ich Ihnen versichern, hatte ich mich fest in meine Rolle eingelebt. Am nächsten Morgen fuhr mein Zug auf den besonderen Bahnsteig des Großen Hauptquartiers, still und versteckt in einem dichten Tannenwald.

KAPITEL 28
ZWEI TAGE BEI HIMMLER

Erste Zusammenstöße — Degrelle entscheidet, dass Himmler zu seinen Soldaten kommt — Acht Stunden Diskussion im Sonderzug — Himmlers drei Zugeständnisse: Kommando, Sprache, Flagge — Die Heilige Kirche in der SS — Der von Himmler unterzeichnete schriftliche Vertrag — Das Foto für den Osservatore Romano — Großburgund — Degrelle als zukünftiger Kanzler — Die SS-Brigade Wallonien an der russischen Front.

Q. — Wie hat Himmler Sie empfangen?

R. — Himmler wartete am Ende des Waggons auf mich. Er umarmte mich. Das war erstaunlich nach dem langen Kampf, den ich mit General Berger, seinem wichtigsten Mitarbeiter, gehabt hatte.
Mein lieber Degrelle", sagte er lächelnd, "alles ist vergessen".
Ich lächelte weit weniger als er: "Was ist vergessen, Reichsführer"?
Ziemlich verblüfft erklärt der andere: "Ah! aber Sie waren gegen uns während der belgischen Neutralität!
Ich erklärte: "Ich war weder gegen Sie noch für Sie, ich war neutral. Es war im Interesse meines Volkes, sich aus dem Krieg herauszuhalten. Ich war nur ihm gegenüber verpflichtet. Also habe ich nichts zu vergessen.
— Gut! Gut!", stimmt er zu. Das ist gut, Sie gehen zur Waffen-SS".
Ich spüre, dass ich explodieren werde: "Aber nein, Reichsführer, wir treten nicht in die Waffen-SS ein! Wie kam es zu dieser Geschichte? Ich hatte zehn Tage lang ein intensives Gespräch mit General Berger. Sehen Sie, er ist hier, fragen Sie ihn! Das Gespräch ging völlig daneben, wir hatten uns sogar zerstritten. Wir können nicht einfach so blind in die Waflen SS eintreten. Eine solche Entscheidung muss abgewogen und ausgeglichen werden.
Und dann hatte ich plötzlich eine Erleuchtung. Ich schaue Himmler in die Augen: "Meine Soldaten, Reichsführer, Sie kennen sie nicht. Warum kommen Sie nicht und sehen sie sich an, es sind tolle Kerle."
Mein Himmler ist überrascht: "Aber ja, das ist eine gute Idee! Berger, habe ich diese Woche Zeit? Wie wäre es mit morgen? Sie sagen ja? Einverstanden. Wir werden heute Abend abreisen."
Die Positionen wurden komplett getauscht und ich nahm Himmler auf der Kruppe mit.
Nach diesen Worten ging man zum Mittagessen über. Etwa zwanzig Generäle waren eingeladen worden, offensichtlich um den kleinen belgischen Besucher zu beeindrucken. Himmler hatte sogar Bormann eingeladen. So lernte ich ihn kennen. Er war keineswegs der super-wichtige Mann, der den Massen nach dem Krieg beschrieben wurde. Er war eher der diskrete Stellvertreter, wie ein Kantinenchef. Er war nicht der Schiedsrichter, der über die Zukunft des Universums entschied.
Wie setzt man sich an den Tisch? Ich setzte mich sofort rechts neben Himmler, um all diesen Generälen klar zu machen, dass ich ein politischer Führer war, dass es wichtiger war, das Sprachrohr seines Landes zu sein, als Torsos zu tragen. Das Militär sollte der Politik eines Volkes dienen und nicht über sie bestimmen.
Um sechs oder sieben Uhr abends stiegen wir in den Zug.

Q. — Wie verlief die Reise?

R. — Himmlers Sonderzug, wie auch Hitlers Sonderzug, in dem ich später noch einige Male durch Europa fahren sollte, war eine Welt für sich: großer Konferenzsaal, Esszimmer, Schlafzimmer, Sekretärinnenzimmer, Radioraum, Stenoraum, Telefonraum, Küche, Schlafräume für das Personal. Man konnte von überall in Europa aus telefonieren.
In dieser Atmosphäre fand ich mich unerwartet Auge in Auge mit Himmler, der Nummer zwei des Dritten Reiches, wieder. Ich würde ihn für einige Stunden festhalten, da wir durch Ostpreußen und ganz Polen reisen mussten, bevor wir unser Lager erreichten.
Wir setzten uns an den großen Konferenztisch. Der Kampf beginnt. Den Mann, der mir gegenüber saß, kannte ich kaum, es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich ihm begegnete. Ich kannte Hitler persönlich seit 1936, aber Himmler, von dem in diesem Moment wirklich unser Schicksal abhing, war für mich im Grunde ein Unbekannter. Und er war ein Unbekannter von furchtbarer Macht, denn die Waffen-SS an der Front — nicht zu verwechseln mit den einigen tausend SS-Polizisten, die die Konzentrationslager bewachten — diese Waffen-SS war dabei, gigantische Ausmaße anzunehmen und zum Motor des neuen Deutschlands oder, genauer gesagt, des neuen Europas zu werden.

Himmler war ein ziemlich schmächtiger Mann. Kleine, blinzelnde Augen wie ein Kurzsichtiger. Dünne Waden. Eine blasse Nase. Er war überhaupt kein Kraftprotz. Man fragte sich, was sich hinter seinen Kiemen abspielte. Flankiert von dem dicken General Berger, der stumm wie ein gefrorenes Mammut war, stand Himmler nun direkt vor mir, freundlich und furchteinflößend.
Ich wollte das Spiel voll durchziehen. Denn im Leben muss man mit vollem Einsatz spielen. Man muss wissen, was man will. Sonst lohnt es sich nicht. Was ich wollte, war offensichtlich das Gegenteil von dem, was Berger und Co. wollten, nämlich Tausende von belgischen Freiwilligen, die bedingungslos einem SS-Kommando unterstellt werden sollten, so wie andere europäische Waffen-SS-Einheiten, wie die Flämische Legion, die 1941 eingegliedert worden war.

Q. — Können Sie mir die Verhandlungen, die Sie mit Himmler führten, detailliert schildern?

R. — Die große Diskussion begann sofort.
Hitler, der telefonisch auf dem Laufenden gehalten wurde, und Himmler, der vor mir stand und lächelte, wollte ich sofort unsere Vorschläge, die in Wirklichkeit Bedingungen waren, entgegenstellen.
Für mich war eines klar: wir, die belgischen Ostfrontkämpfer, betrachteten uns als Vertreter unseres Volkes. Und hier wusste ich, dass ich genau auf der Linie der Hitlerschen Doktrin lag. In Hitlers Konzept der politischen Macht war die Basis von allem das Volk. Nicht die Parteien. Nicht die Banken. Nicht die kleinen Tricks. Sondern die große, schamhafte Realität des Volkes. Übrigens, wenn ich das Spiel gewonnen hätte, würde Hitler mir so sehr Recht geben, dass er mich als "Volksführer", d.h. "Führer des Volkes", anerkennen würde.
Also sagte ich Himmler ohne Umschweife, was ich später persönlich zu Hitler sagen würde und was ich den Deutschen wiederholen würde, bis alles in Ordnung ist: "Solange unser Volk nicht als gleichberechtigtes und freies Volk in die europäische Gemeinschaft eingeführt wird, können wir keine Zugeständnisse machen, wir müssen uns zurückhalten, wir dürfen nichts von dem aufgeben, was wir sind".

Q. — Das war ziemlich gewaltig, nicht wahr? Wie reagierte Himmler darauf?

R. — Himmler begann damit, mir zu sagen, dass wir natürlich, wie in allen Einheiten der Waffen-SS, ein deutsches Kommando haben müssten.
Ich antwortete ihm: "Unmöglich, zumindest im Moment. Wenn Menschen aus meinem Volk große Kommandos in großen deutschen Militäreinheiten ausüben, wenn zwei oder drei Gouverneure, die Menschen aus meinem Volk sind, deutsche Provinzen leiten, die zu Europa werden, wenn Minister aus meiner Volksgemeinschaft ein oder zwei Ministerien in einem vereinten Europa innehaben, dann, ja dann kann man mit größter Freude von gegenseitiger Durchdringung sprechen. Von Durchdringung, nicht von Dominanz. Aber bis es soweit ist, können wir uns nicht ohne formale Garantien absorbieren lassen, wir müssen die Persönlichkeit unseres Volkes in seiner ganzen Integrität bewahren.
Ich fügte hinzu, dass wir uns durch die feste Aufrechterhaltung bestimmter Vorrechte schützen wollen, was nicht verletzend ist. Politik ist keine Sentimentalität. Ihre nicht und unsere auch nicht. Solange das Schicksal unseres Volkes politisch nicht geklärt ist, können wir eine Aktion im Team mit der Waffen-SS nur in Betracht ziehen, wenn wir erstens unser eigenes Kommando behalten, was ein unerlässlicher Schutz ist, und zweitens, wenn unsere Sprache die Sprache unserer Einheit bleibt, denn die Sprache ist das wichtigste Element der Selbstverteidigung eines jeden Volkes".

Q. — Sie wollten die deutsche Sprache nicht in Ihrer Einheit?

R. — Ich sagte zu Himmler: "Sie haben den flämischen Einheiten die deutsche Sprache aufgezwungen. Das ist ein Fehler, die flämische Sprache ist Teil der Persönlichkeit des flämischen Volkes. Für uns, die wir "französischsprachige Germanen" sind, besteht unser Merkmal gerade darin, dass wir französischsprachig sind, und es ist nicht möglich, hier Kompromisse einzugehen. Ich würde sogar sagen, dass dies so weit geht, dass ich im Moment niemandem in unserer Einheit den Gebrauch der deutschen Sprache gestatten werde.
Später werden wir sehen. Alle Europäer werden zweifellos eines Tages die deutsche Sprache beherrschen, die zweite Sprache, die zum allgemeinen Bindeglied geworden ist. In der Zwischenzeit ist unsere eigene Sprache eine Verteidigung. In dem noch zu errichtenden Europa müssen wir uns selbst schützen. Ohne unsere Sprache würden Sie uns vielleicht überschwemmen.

Q. — Wie wollten Sie praktisch eine französischsprachige Einheit in das militärische System des Dritten Reiches eingliedern, das vollständig auf Deutsch geführt wurde?

R. — Es ist eine Tatsache, dass ich nie deutsche Offiziere in irgendeiner Kommandoposition in unseren wallonischen Einheiten zugelassen habe, nicht einmal in bescheidenen Positionen. Wir haben nie deutsche Mitarbeiter gehabt, außer in technischen Funktionen und Verbindungsdiensten. Nicht ein einziger Deutscher hat jemals eine einfache Kompanie bei uns befehligt. Und selbst die wenigen Deutschen, die bei uns als Spezialisten dienten, mussten immer mit mir auf Französisch sprechen und mich "Chef" nennen. Sie würden von mir Beförderungen und Medaillen erhalten, wenn ich Divisionskommandeur geworden wäre. Es war schon fast seltsam, dass Deutsche nur dann Streifen und Orden von ihrem Land erhielten, wenn ein Wallone sie ihnen verlieh! Dies zeigt, wie sehr Hitler die Idee der Gleichheit aller in einem gemeinsamen Europa akzeptieren würde.
Wir waren mit den deutschen Soldaten, die bei uns Dienst taten, liebevolle Kameraden, aber es war klar, dass unsere Legion unser eigenes Lehen war und dass wir in unserem Kommando die gleichen Vorrechte wie jeder deutsche Kommandeur haben sollten.
Ich legte Himmler mehrere Stunden lang meinen Standpunkt dar, freundlich, aber bestimmt. Ich habe immer alles mit Bestimmtheit gesagt. Es hat keinen Sinn, sich zu zieren, man muss seine Meinung rundherum erklären, offen und ehrlich, mit einem Augenzwinkern, einem freundlichen Wort oder einem Witz, die einen zum Lachen bringen, entspannen und den Fall gewinnen lassen.

Q. — Wie reagierte Himmler?

R. — Ruhig. Und sogar freundlich. Als die Diskussion weiterging, erreichte ich Schritt für Schritt drei wesentliche Zugeständnisse: Wir würden unser eigenes Kommando haben, wir würden unsere Sprache behalten und wir würden unsere Nationalflaggen behalten.
Die Flagge war für uns auch ein Symbol. Die Flagge aufzugeben, hätte bedeutet, moralisch vieles aufzugeben. Wir trugen an der russischen Front eine Flagge, die wir aus unserer Geschichte übernommen hatten, die prächtige rot-weiße Fahne mit dem burgundischen Kreuz — den knorrigen Stäben des Heiligen Andreas —, die unsere westlichen Großherzöge seit dem Mittelalter von Friesland und Seeland bis zum Artois und der Franche-Comté wehen ließen. Karl der Kühne hatte sie in seinen tragischen Kämpfen gegen Ludwig XI. in der Schweiz und im Elsass geschwungen. Unsere burgundischen Fahnen hatten die Völker der großen Niederlande jahrhundertelang angeführt. Sie hatten die Pyrenäen überquert, um von dem Spanien Karls V. adoptiert zu werden. Sie hatten mit ihm die Ozeane überquert, um in zwanzig Ländern Amerikas und Asiens zu wehen. Diese Flagge war für uns heilig.
Wir hatten sie übrigens ehrlich in den Farben — schwarz, gelb, rot — des entmannten Belgiens von 1830 gekrawattet, jenes Belgiens, das wir zumindest retten und, im Rahmen unserer Kräfte und unserer Träume, vergrößern und verherrlichen wollten.
Auch das habe ich erreicht.
Und dann sagte ich zu Himmler: "Wir behalten natürlich unseren Pfarrer".

Q. — Hat ihn das traumatisiert?

R. — Ah! Das war ein Schock! Ein katholischer Pfarrer bei der Waffen-SS, das hätte ich mir nie vorstellen können.
Ich sagte dem Reichsführer: "Hören Sie, wir hatten wunderbare Priester an der Front. Sie waren unsere Gefährten und moralischen Unterstützer in den schlimmsten Kämpfen. Also, Sie, Soldat, Soldatenführer, wollen, dass wir, wenn wir vielleicht in die Waffen-SS eintreten, tapfere Kampfgefährten hinauswerfen?".
Dieses Argument war entscheidend. Ein Soldat konnte einen Soldaten nicht vertreiben. Ich hatte meinen Kampf mit den Pfarrern gewonnen.
Auch hier durften wir nicht nachgeben. Nicht, dass ich mich wie ein Kleriker verhalten wollte. Mein Schädel war immer noch von den Schlägen des Primas von Belgien im Jahre 1937 mit dem Kolben zerschmettert. Aber unser Volk war religiös und ich wollte weder in dieser noch in einer anderen Hinsicht unter Druck gesetzt werden. Ich redete so viel auf Himmler ein, dass wir nicht nur unsere Priester bekamen, sondern dass später auch andere Priester katholische Seelsorger in anderen Einheiten der Waffen-SS wurden.
Der berühmteste von ihnen war in der Division der französischen Waffen-SS Monseigneur Mayol de Lupé, ein Prälat-Lansquenet, der sowohl überschwänglich als auch äußerst höflich war. Mit der reichlich karmesinroten Hautfarbe eines burgundischen Kanonikers und seiner überschwänglichen Tolle hätte er das

Stundenbuch eines flämischen Primitiven prächtig geschmückt. Er ritt auf seinem Pferd durch die Steppe. Wie ein Peter der Einsiedler war er bereit, die Ungläubigen zu umarmen, aber auch, ihnen mit einem Kruzifix den Schädel einzuschlagen, wenn sie etwas zögerlich waren. An der Ostfront war er der malerischste Offizier der Division "Charlemagne". Er wäre, wenn wir gewonnen hätten, ein wunderbarer Kardinal von Paris gewesen! Etwas anderes als die demokratischen Prälaten von heute, die am Bistro-Zink lehnen, um proletenhaft zu wirken, oder den Rabbi von gegenüber küssen.
Von unseren wallonischen Seelsorgern hatte ich nie verlangt, dass sie Rexisten sein sollten. Im Gegenteil, ich sagte ihnen: "Es ist mir egal, ob Sie Rexisten sind oder nicht; Ihre Aufgabe sind die Seelen und nicht politische Meinungen, Wahlzettel oder die Forderungen der Gewerkschaften. Die Pfarrer, die ich in unseren Reihen haben möchte, sind Pfarrer, die Heilige sind".
So kam es, dass die Heilige Katholische, Apostolische und Römische Kirche 1943 mit Himmlers Zustimmung in die Taufe der Waffen-SS aufgenommen wurde.

Q. — Kurz gesagt, mit welchen konkreten Punkten endete Ihr nächtliches Gespräch?

R. — Die Angelegenheit mit den Pfarrern war mit dem Rest in trockenen Tüchern. Unsere Debatte hatte etwa sieben oder acht Stunden gedauert. Ich hatte Hitler und Himmler dazu gebracht, all das zu akzeptieren, was ich wochenlang in Berlin gefordert hatte und was mir immer verweigert worden war. Und das alles in Anwesenheit von Berger selbst, dessen Zunge verklebt war, als hätte er einen Kanister mit Klebstoff geschluckt. Er hatte die ganze Nacht über seine Mandibeln nicht gelockert. Himmler war schließlich ganz begeistert. Er hatte französischen Champagner bringen lassen. Wir tranken auf den Ruhm unserer Einheit. Um 3 Uhr morgens trennten wir uns.
Wir trennten uns, aber nicht, um zu schlafen. Zumindest nicht ich. Ich ging sofort zum Schlafwagen von Himmlers Sekretärinnen. Ich klopfe an die Tür. Ein kleines, zerzaustes Gretchen, ganz blond in einem Nachthemd, erschien: "Fräulein, bitte ziehen Sie sich an, wir müssen arbeiten". Von drei Uhr morgens bis sieben Uhr morgens diktierte ich mit Hilfe meines Übersetzers, der ebenfalls nicht schlafen konnte, den gesamten Text des Interviews in Französisch und Deutsch.

Q. — Haben Sie sich immer noch herausgefordert?

R. — Es ist besser, einen Spatz in der Hand zu haben als zehn unerreichbare Adler. Ich war immer noch vorsichtig. Der Zug war den Rest der Nacht gefahren. Um 7.30 Uhr gab es Frühstück. Ich begrüßte Himmler und legte ihm meine Blätter vor: "Ich glaube, Reichsführer, dass es am einfachsten ist, um alles klar zu machen, wenn wir sehen, ob wir das, was wir gesagt haben, auch genau so verstanden haben. Zu diesem Zweck habe ich unser Gespräch aufgeschrieben.
— Sie haben nicht geschlafen?
— Aber die Nacht, lieber Reichsführer, dient auch der Arbeit. Wären Sie so freundlich, diesen Text noch einmal zu lesen? Haben wir das so vereinbart?"
Er war nervös. Er stieß ein "Ja, ja!" zwischen den Zähnen hervor. Es war offensichtlich nicht das, was sein Geschick erwartet hatte. Vielleicht dachte er, dass dieses Gespräch und vor allem die Versprechen später im Nebel des Unbestimmten verschwinden würden.
Er hielt sich die Brille auf die Nase und las meinen Text und wiederholte sein "ja, ja, das ist es, das ist es"!
In diesem Fall", flüsterte ich, "ist es am praktischsten, wenn wir den Text gegenzeichnen und jeder eine Kopie davon behält. So kann es nie zu Diskussionen oder Missverständnissen kommen. Ich streckte meinen Stift mit einem Blick in die Augen aus. Der andere nahm ihn ziemlich mürrisch an. Paff! Er setzt zweimal mit seiner kleinen Fliegenbeinschrift die Unterschriften "Himmler, Himmler". Ich flankierte in zwei Sekunden mit zwei großen "Léon Degrelle". Ich hatte meine Charta! Eine Charta, die ich bis zum Ende verwenden würde!
So traten wir in die Waffen-SS mit festen Rechten ein, schriftlich niedergelegt und von Himmler selbst unterzeichnet, die uns eine starke Position für immer garantierten.
Später würde sich diese Vorsichtsmaßnahme manchmal als notwendig erweisen.
Ich hatte von Himmler zusätzlich eine beträchtliche Anzahl von Gefälligkeiten erhalten. Unser Regiment würde sofort in eine motorisierte Sturm-Brigade umgewandelt werden. Auf diese Weise würden wir zu einer starken Stoßtruppe innerhalb der Waffen-SS werden.
Ich hatte auch erreicht, dass unser Kommandeur Lucien Lippert, der die belgische Militärakademie als Erster abgeschlossen hatte, ein perfekter Taktiker, ein großartiger Held, Kommandeur bleiben und in den höheren Rang befördert werden würde, d.h. sofort zum SS Sturmbannführer ernannt werden würde.

Zusätzliche Vorsicht: Über das Telefon — da die Telefone des Sonderzuges es ermöglichten, jeden in jeder Ecke zu erreichen — hatte ich nachts mit Lucien Lippert gesprochen. Ich hatte ihm halblaut gesagt: "Ich komme mit Himmler, seien Sie auf dem Bahnsteig des Bahnhofs Meseritz, wir werden gegen elf Uhr morgens dort sein, ich möchte Sie persönlich dem Reichsführer vorstellen, bevor er unsere Soldaten überprüft.
Beim Frühstück sagte ich zu Himmler, als ob es ganz natürlich wäre: "Unser Kommandeur wird sicherlich zum Bahnhof kommen und auf uns warten. Wäre es nicht am einfachsten, wenn wir im Zug zusammen essen würden? Danach würden wir sofort ins Lager gehen. Auf diese Weise hätten Sie die Gelegenheit, Lippert in Ruhe zu sehen und ihn zu beurteilen. Lippert ist aus Arlon, also deutschsprachig, er wird Ihnen sicherlich gefallen.

Q. — Und Ihr Plan ging auf?

R. — Um 11 Uhr stand mein Lippert auf dem Bahnsteig, makellos, groß und blond wie ein germanischer Held. Am Ende des Mittagessens ließ ich ihn von Himmler persönlich zum SS Sturmbannführer ernennen und als Kommandeur unserer neuen Brigade bestätigen. Nachdem das geklärt und gesichert war, machten wir uns auf den Weg zum Lager. Alle unsere Jungen waren prächtig aufgereiht. Unsere Offiziere waren wie Spiegel poliert.
Aber ich wollte den letzten Erfolg mit unserem Pfarrer erzielen. Nicht so sehr, weil er ein Pfarrer war, sondern weil es eine symbolische Angelegenheit war. Ich hatte Himmler gezwungen, etwas zu tun, was er nie hatte tun wollen. Himmler ging vorbei, grüßte und schüttelte einem Offizier nach dem anderen zeremoniell die Hand. Als er einen tapferen Major erreichte, der sich ziemlich zusammengerollt hatte, verkündete ich mit einer Stentorstimme: "Der katholische Kaplan der SS Sturmbrigade Wallonien!" Himmler begrüßte den Pfarrer mit einem schallenden "Herr Pfarrer! Im selben Moment klack! Zwei Blitze eines Fotografen!
Himmler dreht sich verblüfft um. "Aber, mein lieber Degrelle, warum diese Fotos?"
Ich antwortete mit einem freundlichen Lächeln: "Für den Osservatore Romano, Reichsführer!".
Allgemeines Gelächter! Ich hatte in meiner guten Laune auch diese kleine Schlacht gewonnen!

Q. — Was ist mit Ihren politischen Plänen? Was hatte Himmler dazu gesagt?

R. — Während der stundenlangen nächtlichen Gespräche konnte ich dem obersten Chef der Waffen-SS meine politischen Pläne in aller Ruhe erklären. Himmler stundenlang nur einen Meter vor sich zu haben, ermöglichte es mir, mir ein genaues Bild von ihm zu machen. Alles, was ich ihm über meinen großen Plan für den Westen erklärt hatte, hatte Himmler angehört, zuerst ziemlich erstaunt, dann interessiert, und er hatte sich ihm angeschlossen. Der burgundische Mythos stammte übrigens aus den tiefsten Tiefen der germanischen Legenden.
Mein Plan schadete Frankreich in keiner Weise. Zu diesem Zeitpunkt war es wichtig, dass jemand im Westen sich an diesem europäischen Hebel festsetzte. Ob es sich dabei um einen Gascogner, einen Tourangeau oder, wie ich, einen Wallonen mit französischem Blut handelte, war genau das Gleiche. Die Hauptsache war, dass jemand aus dem Westen eine starke Position erreichte.
Diese politische Position hatte ich so gut erlangt, dass Himmler sie schriftlich genehmigen würde. Er entsprach in allem dem, was ich dargelegt hatte. Himmler — in Übereinstimmung mit Hitler — erkannte an, dass nach dem Krieg ein großer Staat namens Burgund gegründet werden würde, der über eine eigene Armee, eigene Finanzen, eigene Diplomatie, sogar eine eigene Währung und Postdienste verfügen würde und dass ich der erste Kanzler dieses Staates sein würde. Es wurde sogar festgelegt, woran ich nie gedacht hatte, dass wir einen breiten Korridor bis zum Mittelmeer haben würden.
Dieser Text verschwand nicht im Nichts. Er wurde veröffentlicht. Der ehemalige Sekretär Himmlers, Dr. Kersten, enthüllte den genauen Inhalt zwei Jahre nach den Feindseligkeiten in seinem Buch: Ich war Himmlers Vertrauter. Der Pariser Figaro druckte den mich betreffenden Text am 21. Mai 1947 auf der ersten und dritten Seite ab, kommentiert von Botschafter André François-Poncet, dem ersten französischen Experten für das Dritte Reich. Le Figaro fügte den Texten von Himmler und François-Poncet sogar die entsprechende Karte bei.
Himmler sagte: "Die Welt wird von der Wiedergeburt des alten Burgunds erfahren, dem Land, das einst das Zentrum der Wissenschaft und der Künste war". Er präzisierte: "Es wird ein Modellstaat sein, dessen Form von allen Ländern bewundert und kopiert werden wird."
François-Poncet analysierte im selben Figaro vom 21. Mai 1947 diese wichtigen Details über, wie er sagte, diesen "Staat Burgund, der verwöhnt und als Modellstaat errichtet wird".

Der Diplomat und Akademiker schlussfolgerte über diese Aussagen: "Sie sind von einer sicheren Authentizität".
Authentisch ist auch die von Kersten wiedergegebene Prognose Himmlers: "Ich glaube, dass Degrelle, der Führer der belgischen Rexisten, der erste Kanzler von Burgund sein wird.
Unser Sieg war hier, wie auch in allen anderen Bereichen, vollkommen.

Q. — Und Frankreich in all dem?

R. — Ich möchte ehrlich hinzufügen, dass dieser Kampf zur Wiederherstellung des alten burgundischen Bollwerks vor allem eine Demonstration von Stärke meinerseits war. Ich hatte den Beweis erbracht, dass ich die Deutschen dazu bringen konnte, einen Plan zu akzeptieren, der ihre alten Pläne und Vorurteile über den Haufen warf. Darüber hinaus, über Burgund hinaus, der vor allem moralischen Etappe meiner Offensive, wollte ich den gesamten Westen wieder aufgerichtet sehen, in seiner Einheit, seiner Macht und seiner tausendjährigen Persönlichkeit wiederhergestellt.
Es ging nicht darum, Frankreich zu schmälern, sondern darum, alle zusammen aus der Sackgasse von 1940 herauszukommen und, einer dem anderen zur Seite stehend, zu einer weitaus größeren Entfaltung zu gelangen. Wir alle waren wohl oder übel solidarisch, von Marseille bis Antwerpen, von Sevilla bis Nijmegen. Wir würden in einem vereinten Europa nur dann von Bedeutung sein, wenn wir wieder zu einem Ganzen würden. Die Entscheidung Hitlers und Himmlers, meinen burgundischen Plan zuzulassen, war der Sockel, auf dem die imposante Statue des ganzen und erneuerten Westens, hart wie römischer Marmor, wieder aufgestellt werden konnte.
Ohne seine vollständige Wiederauferstehung wären wir, ob Franzosen oder nicht, nur noch verstreute Unterordnungen gewesen, die den Entscheidungen eines dominierenden Riesen ausgeliefert gewesen wären.
Burgunder bedeutete für uns: Westler, die die erste Bresche schlagen. Und ich habe die Rolle der Axt gespielt, die den Weg öffnet.

KAPITEL 29
DAS EPOS VON TSCHERKASSY

Stalingrad und die Kursk-Falle — Erwürgt im ukrainischen Flaschenhals — Dreiundzwanzig Tage Nahkampf — Degrelle viermal verwundet — Der Tod von Kommandant Lippert — Degrelle erklärt sich zum Kommandant — Nein zu Hitler, der Degrelle per Flugzeug retten will — Degrelle beauftragt mit der Operation zum Durchbruch der Einkesselung — Siebzehn Kilometer Durchbruch — Die Befreiung der eingekesselten Armee — Die Toten Europas.

Q. — In welcher Situation befanden Sie sich an der russischen Front, einige Monate nach der Kapitulation von Stalingrad?

R. — Im November 1943 fanden wir in Russland eine völlig veränderte militärische Situation vor.
Auch wenn ich Sie überraschen sollte, möchte ich Ihnen sagen, dass die Katastrophe von Stalingrad in Wirklichkeit keine wirkliche Katastrophe gewesen war.
Eine Armee verlieren? Aber jeder Kriegsherr, der große Eroberungen durchführte, verlor Armeen. Die Römer haben sie verloren: "Varus, gib mir meine Legionen zurück! Napoleon hat sie verloren! Denken Sie an seine Niederlagen in Spanien und erinnern Sie sich an die Berezina! Die Russen hingegen hatten 1941 und 1942 etwa 5 Millionen Männer verloren. Das war etwas ganz anderes!
Dreihunderttausend Soldaten des Deutschen Reiches — von sieben Millionen —, die in der eisigen Grube von Stalingrad versunken waren, waren keine Katastrophe, sondern ein Unfall. Marschall Timoschenko hatte bei seiner gescheiterten Offensive in der Ukraine zehn Monate zuvor mehr Männer verloren. Ein großer Unfall, aber ein Unfall. Die Deutschen hatten eine Schlacht verloren, aber wie de Gaulle gesagt hätte, war der Krieg deswegen nicht verloren.
Zweifellos war die Schlacht von Kursk im Juli 1943 ein weitaus härterer Schlag als Stalingrad und wurde von der Öffentlichkeit weitaus weniger beachtet. Hier fand das entscheidende Duell statt. Zweifellos war dies der Ort, an dem Hitlers Krieg in der UdSSR verloren ging.

Q. — Warum ist das so? Worauf stützen Sie diese Einschätzung?

R. — Hitler hatte sich gegen seine eigenen Instinkte in diese Konfrontation begeben, auf Anweisung seiner wichtigsten Generäle, die immer noch an den alten Marotten des großen frontalen Zusammenstoßes festhielten, in der Art von Verdun 1916, Kraft gegen Kraft. Hitler war List, Phantasie und Geschicklichkeit. Als Stratege mit neuen Konzepten hatte er die Idee einer massiven Konfrontation bei Kursk abgelehnt und diese Schlacht nur mit Sorge und Widerwillen akzeptiert. Es war das gewaltigste Panzerduell des Zweiten Weltkriegs. Etwa 4.000 Panzer auf der einen und 4.000 Panzer auf der anderen Seite. Die Operation wurde von Deutschland im Voraus verloren, weil es verraten wurde.

Q. — Verraten?

R. — Es wird eine Geschichte sein, eines Tages zu erzählen — und ich werde es in einem Buch tun, Hitler, seine Verräter und seine Spione — wie Hitler in seinem eigenen Hauptquartier mit entsetzlicher Beständigkeit während des gesamten Zweiten Weltkriegs verraten wurde, wie seine Befehle automatisch an das sowjetische Kommando weitergeleitet wurden. Mehr als zweitausend seiner Nachrichten und Befehle! Sie wurden sofort über die Schweiz an Stalin weitergeleitet. Fünf Tage bevor die Kursk-Operation begann — fünf Tage bevor sie begann! — Chruschtschow war vor Ort und hatte den gesamten deutschen Plan in seiner Aktentasche. Das bedeutet, dass die Deutschen überall in eine Falle gerieten. An jedem Ort, an dem sie eindringen sollten, wartete die Masse der russischen Panzerabwehr auf sie. Diese Schlacht wurde innerhalb einer Woche zu einer Massenvernichtung der Panzertruppen des Dritten Reiches.
Vorübergehend gab es keinen anderen Ausweg mehr, als den Raum zu nutzen, d.h. sich zurückzuziehen, bis zum Dnieper, in einem äußerst schwierigen Rückzug. Dieser fast improvisierte Rückzug war so voller Fehler und Unzulänglichkeiten, dass der Dneper selbst an verschiedenen Stellen von sowjetischen Truppen überquert wurde, Kiew eingenommen wurde und die Russen über Kiew in der Ukraine ein gewaltiges Einkreisungsmanöver in Richtung Südwesten durchführen konnten.

Q. — Sind Sie und Ihre Wallonen mitten in dieses Debakel geraten?

R. — An dem Abend, als wir uns Ende November 1943 den neuen Widerstandslinien näherten, bot sich uns ein außergewöhnliches Schauspiel. Unsere Züge bewegten sich durch einen regelrechten Feuerkanal. Die Russen waren bereits auf der rechten Seite. Sie waren auch auf der linken Seite.
Hier wurde mir klar, dass Mut keine natürliche Haltung ist. Ich, der ich so viele Schlachten geschlagen hatte, der ich weiß nicht wie viele "Nahkämpfe" hinter mir hatte, hatte in diesem Moment Angst! Glauben Sie nicht, dass ich nie Angst hatte! Diejenigen, die nie Angst haben, sind abnormal. Um sich nicht zu fürchten, muss man die Angst erst einmal überwunden haben. Dies ist eine schreckliche Willensanstrengung, die immer wieder erneuert werden muss. Das menschliche Tier muss gezähmt werden, das sich normalerweise vor Gefahren und vor allem vor dem Tod wie jedes andere Tier erschreckt und aufbäumt. Mut ist vor allem moralischer Mut. Es ist die Seele, die den mutigen Menschen ernährt.
Wenn ich an diesem Abend diese Art von innerer Panik in mir verspürte, dann müssen auch alle anderen diese Panik verspürt haben. Ich schrieb in der Nacht eine Postkarte an meinen Sekretär in Brüssel, in der ich ihm sagte: "Wir sind in einen Flaschenhals geraten und werden dort ersticken".
Es würde drei Monate dauern, bevor es wahr werden würde. Aber es würde so sein.

Q. — Wie wurde die Brigade "Wallonie" nach ihrer Rückkehr von der russischen Front eingesetzt?

R. — Am Morgen unserer Ankunft wurden wir an einem großen, eiskalten Fluss namens Olchanka, einem Nebenfluß des Dnieper, eingesetzt. Der Dneper selbst breitete am nördlichen Ende unserer Stellungen sein großes schwarzes Wasser aus und umrundete sandige Inseln, die schnell von riesigen weißen Eiszapfen umgeben waren. Wir Wallonen besetzten einen Sektor von etwa 20 Kilometern. Es war unglaublich, diese Sektoren an der russischen Front: eine Kompanie hier, eine Kompanie dort, eine andere Kompanie weiter hinten, mit Lücken, durch die der Feind eindringen konnte. Wir gingen auf die gleiche Weise zu ihm und führten unvorstellbare Vorstöße weit hinter seine Stellungen durch.
Aber das konnte nicht so weitergehen. Es war nicht möglich. Wir spürten, dass die russische Umarmung immer enger wurde. Jede Woche wurde sie stärker, sie umklammerte uns von allen Seiten.
Wir führten verzweifelte Angriffe durch, wie den Angriff auf Teklino Anfang Januar 1944, um uns ein wenig zu befreien und wieder Raum zu gewinnen. Dabei verloren wir viele Menschen. Wir eroberten einen großen Wald zurück, in dem 700 russische Befestigungen standen. Das Spektakel war, dass deutsche Gefangene an Bäume genagelt wurden, wobei ihnen die Geschlechtsorgane abgeschnitten und in den Mund gesteckt wurden. Es gab auch Frauen, die sich zu Hunderten auf uns stürzten, junge sowjetische Kämpferinnen, prächtig. Eine schlimme Geschichte, schöne Mädchen zu mähen, die zum Angriff kommen....
Aber von allen Seiten tauchten immer mehr Angreifer auf. Jeden Tag wurde es stärker. Am 28. Januar 1944 wurde die Schleife im Süden geschlossen und wir waren in der Falle, wie die VI. Armee von Paulus in Stalingrad!

Q. — Wie kamen Sie davon?

R. — Über unsere Einkesselung und die Befreiung von Tscherkassy wurde weniger gesprochen, weil der Sieg der Sowjets in Stalingrad, aufgeblasen durch die unglaubliche Propaganda, die den Lärm verursachte, in der ganzen Welt bekannt wurde. Die Niederlage der Sowjets in Tscherkassy wurde jedoch von der alliierten Propaganda heruntergespielt.
Jetzt ist es nicht mehr so weit. Die historische Wahrheit hat ihren Durchbruch erreicht. Die Schlacht von Tscherkassy wird eines Tages eine der großen Schlachten sein, die in den Militärschulen besprochen werden, denn sie war bewundernswert in ihrer Präzision und Kaltblütigkeit.

Q. — Wie verlief die Schlacht?

R. — Wir kämpften Tag für Tag, Nacht für Nacht, in ständiger Lebensgefahr, in dieser eisigen Schlucht. Die Umzingelung wurde immer stärker. Sie hatte uns von allem abgeschnitten.
Im schrecklichsten Moment, im Februar 1944, als normalerweise vierzig oder fünfundvierzig Grad unter Null herrschen sollten, fielen plötzlich sintflutartige Regenfälle — der ganze Himmel! — auf uns niederprasselte.

Wir versuchten, die Tausenden von Kanonen und Lastwagen, die nicht mehr weitergeschoben werden konnten, durch Schlammströme zu retten. All dieses Material, das von der sowjetischen Artillerie zerschlagen wurde, würde verloren gehen, zerquetscht oder ertränkt werden.
Während dieser 23 Tage, um Ihnen eine kleine Vorstellung davon zu geben, was jeder Mann leisten musste, lieferte ich mir 17 Nahkämpfe und wurde viermal verwundet. Das war unser aller Schicksal, ohne Unterschied. Stellen Sie sich das vor: siebzehnmal um seine Haut zu retten, mit dem Körper an Kolosse geklebt, die Sie erwürgen werden, wenn Sie sie nicht erwürgen! Man rollt über den Boden, durch den Schlamm, durch den Schnee, übereinander. Man wird in alle Richtungen verwundet. Jeder unserer Soldaten hat diese Qualen Dutzende Male erlebt. In meinem Buch La Campagne de Russie (Der Russlandfeldzug) — das natürlich auch in Belgien verboten war! — Ich schildere diese entsetzlich tragischen Wochen ausführlich.

Q. — Sie waren noch nicht Kommandeur der Sturm-Brigade Wallonie?

R. — Ja, ich war nur der Ordonnanzoffizier des Kommandeurs Lucien Lippert.
Nachdem ich lange Zeit Soldat gewesen war, dann Gefreiter, Unteroffizier, Unterleutnant, Leutnant, Hauptmann, hatte ich monatelang eine Kompanie befehligt. Ich hatte den Beruf auf allen Stufen gelernt. Es ist nicht komplizierter, eine militärische Einheit zu leiten, als ein großes Handelsunternehmen, eine Fabrik oder ein Ministerium zu führen. Vor allem muss man die Gabe der Autorität besitzen, alles beobachtet haben und den Geist und die Herzen seiner Männer brüderlich erobern.
Sehr gut informierte Militärtechniker gibt es in Hülle und Fülle. Die Kriegsakademien stellen sie am Fließband her, so wie anderswo ausgezeichnete Ingenieure oder Handelsspezialisten hergestellt werden. Die Rolle des Führers besteht nicht darin, alles zu wissen und alles zu tun, sondern für bestimmte, klar definierte Ziele die Spezialisten einzusetzen, die kompetenter sind als er, ob er nun Chef einer Renault, eines Staatsoberhauptes oder einer Sturmtruppe ist.
Während der Umzingelung von Tscherkassy war ich also nur der unmittelbarste Mitarbeiter von Lucien Lippert. Wir wichen nie voneinander ab, im Kampf zusammen, bei den Ratten, den allerletzten natürlich, denn Lippert war erst dann bereit, seinen Löffel in seine abgekühlte Brühe zu stecken, wenn er gesehen hatte, dass der letzte seiner Soldaten seine Ration erhalten hatte. Wir alle liebten und bewunderten ihn. Lucien Lippert fiel in Novo-Buda an unserer Spitze und wurde von einer dieser explosiven Kugeln mit abgeschnittener Spitze, die die Russen so gerne verwenden, in die Brust getroffen, die seine Brust zum Platzen brachte.

Q. — Wurden Sie aufgrund dieses Ereignisses zum Kommandeur der Brigade "Wallonie" ernannt?

R. — Ich musste das direkte Kommando über unsere Brigade übernehmen. Wir befanden uns am äußersten Ende der Widerstandsmöglichkeiten der eingeschlossenen Kräfte. Seit drei Tagen hatten wir keine Nahrung mehr erhalten. Wir aßen Schnee, Schnee und sonst nichts. Die Kälte und das Eis hatten alles wieder in Besitz genommen.
Wir wurden von allen Seiten bedrängt. Die Angriffe wiederholten sich ohne Pause. Die feindlichen Angriffe kamen von allen Seiten auf uns zu.
Unter diesen Bedingungen musste ich eine Art kleinen Staatsstreich machen und das Kommando über unsere Einheit übernehmen. Ich hätte warten müssen, bis das Oberkommando der Waffen-SS, das weit weg von uns schwebte, eine Ernennung vorgenommen hätte. Hätte ich nicht die Initiative ergriffen, wäre uns wahrscheinlich ein deutscher Kommandeur zugeteilt worden. Ich gewann die Schnelligkeit der Büros und ernannte mich selbst zum Kommandeur.
"Der Kommandeur der Sturmbrigade Wallonien bin jetzt ich." Jeder in den deutschen Einheiten nahm meine Entscheidung außerhalb der Vorschriften hin.
Eine weitere Komplikation war, dass Hitler, der die Schlacht aus nächster Nähe verfolgte, mich über Funk anweisen ließ, mit den letzten Flugzeugen, die Verwundete mitnahmen, zu starten. Ich antwortete: "Nein und nein! Ich gehe nicht weg! Wenn ich in ein Flugzeug steigen soll, werde ich mir am Fuß des Flugzeugs eine Kugel in den Kopf schießen!". Schließlich gestattete Hitler, dass ich blieb. Ein hoher deutscher Offizier, der Zeuge meiner Antwort war, schrieb und veröffentlichte nach dem Krieg den Bericht über diesen Dialog. Der letzte Moment rückte näher. Die gepanzerten Verstärkungen von General Hube, die uns retten sollten, hatten sich stark genähert, aber sie konnten uns nicht erreichen, da sie in dem Eis feststeckten, das ihre Panzer lähmte.

Q. — Wie konnten Sie sich schließlich befreien?

R. — In der Einkreisung von Tscherkassy befanden sich elf große Militäreinheiten, die fast erstickt waren.
Wir versammelten uns, die elf Kommandeure. General Gilles, der Chef der "Wiking", fragte ganz offen: "Gibt es unter uns einen Freiwilligen, der die Operation "Spitze des Bruchs" durchführen möchte?". Die anwesenden Generäle, Männer im Alter von 50 und 60 Jahren, waren körperlich am Boden zerstört, nach drei Wochen ununterbrochenen Kampfes, ohne Schlaf und fast ohne Essen. Sie waren von Sorgen und Katastrophen zerfressen, die wie rasende Fliegen um uns herumschwirrten. Alle waren ausgezeichnete Strategen, wie die meisten deutschen Generäle. Aber so viele Prüfungen hatten ihre Kräfte aufgezehrt. Uns wurde nur noch eine Überlebenschance von höchstens drei Prozent eingeräumt. Und dann mußten wir diese Dämme des Todes durchbrechen!
Ich wurde durchschnittlich alle fünf Tage verwundet und hatte nur wenige Stunden zuvor meinen rechten Arm und die rechte Flanke getroffen. Aber ich war stark. Nichts, weder die Verletzungen, noch der Schlafmangel — man ist "eine gute Matrikel", sagte mein Vater —, noch der Hunger oder der Durst haben mich jemals überwältigt. Mein Motto lautete: "Was auch immer passiert, mach weiter". Auf die Frage von Gilles antwortete ich, dass ich mich freiwillig gemeldet habe. Ich konnte mich physisch und moralisch noch in eine große letzte Anstrengung stürzen.
Aber allein hätte ich natürlich nicht ausgereicht. Es war der unglaubliche Heroismus meiner Soldaten, der das Schicksal erzwang. Wir wollten nicht kapitulieren. Alles, aber nur im Kampf sterben!

Q. — Wie kam es zum Durchbruch bei Tscherkassy?

R. — Dieser siegreiche Durchbruch war in der Tat eine schreckliche Sache. Ich musste die wallonischen Einheiten in der Nachhut halten, um die ganze letzte Nacht hindurch die enge Senke zu schützen, in der sich die Truppen, die im Morgengrauen zur Befreiung aufbrechen würden, versammelten. All dies geschah unter einem unglaublichen sowjetischen Granateneinschlag. Sie explodierten überall, im Schnee und auf dem Eis. Die Pferde kämpften mit ihren Nüstern in Bodennähe, ihre Beine waren gebrochen und ihre Gedärme verstreut. In meiner "Russischen Kampagne" beschrieb ich diese Nacht des Grauens. Die brennenden Isbas beleuchteten das Massaker auf märchenhafte Weise. Die Truppen mussten sich in diesem Tornado auf die andere Seite eines Flusses hieven und sich für den Auszug zusammendrängen. Ein Panzer hatte die einzige Holzbrücke in dieser hohen Schlucht durchbrochen. Er versperrte alles. Es dauerte zwei Stunden wilder Anstrengungen, bevor er in den Abgrund gestürzt werden konnte. Erst um fünf Uhr morgens, als alles am anderen Ufer bereit war, konnte ich meine Wallonen von hinten nach vorne bringen und wir gingen an der Spitze der Kolonne in Richtung Befreiung.
Die Befreiung? Man hatte uns gesagt, dass die gepanzerten Truppen von General Hube, die uns zu Hilfe kommen sollten, fünf Kilometer von uns entfernt waren. Durch den Frost gestoppt, waren sie in Wirklichkeit siebzehn Kilometer entfernt. Siebzehn Kilometer mussten wir in einem schrecklichen Nahkampf überwinden! Der Schnee fiel in großen Flocken auf uns herab. Zum Glück! Er verschonte uns vor den Böen der sowjetischen Luftwaffe. Aber die Kosaken kreuzten uns in allen Richtungen und die russischen Panzer kamen von überall her.
Es stimmt, daß 8.000 Kämpfer während des Durchbruchs bei Tscherkassy starben. Aber 54.000 Männer waren am Ende des Abends auf der anderen Seite, hatten gewonnen, hatten die sowjetische Front durchbrochen!

Q. — Achttausend Tote, das ist schrecklich!

R. — Ja, 8.000 Tote, das ist schrecklich! Aber in Stalingrad zog es Marschall Paulus vor, zu kapitulieren und den Russen 19.000 Gefangene zu überlassen, von denen nur 8.000 überlebten und in die sowjetischen Zuchthäuser zurückkehrten!
In Tscherkassy wurden 54.000 Männer gerettet, d.h. mehr als 80% der Gesamtzahl. Sie wurden gerettet, weil sie durch ihren Heroismus und ihre Stärke die sowjetische Front durchbrachen und bewiesen, dass sie immer noch die furchtlosesten waren, dass ihre Führer den Feind immer noch durch ihr Wissen über Strategie und Taktik, durch ihr Gefühl für Autorität und Führung, durch Charakterstärke und persönlichen Mut beherrschten.
Ein zweites Stalingrad hätte die Moral des deutschen Volkes psychologisch gesehen schrecklich getroffen. Auch für sie war Tscherkassy notwendig. Es war nicht möglich, dass die alliierten Propagandisten sich ein zweites Mal wie krächzende Raubvögel auf einen neuen Rückschlag an der Ostfront stürzten.

Diese Niederlage der Sowjets war sogar noch wichtiger, wenn man Europa retten wollte. Ohne den verzweifelten Widerstand der Soldaten von Tscherkassy hätte die sowjetische Flut bereits Anfang 1944 den Balkan erreicht und wäre von dort aus über Europa hereingebrochen. Sie hätte zweifellos Paris besetzt, bevor der erste Amerikaner an den französischen Ufern gelandet wäre.
Denken Sie an die Deutschen, die 1940 in anderthalb Monaten in den Pyrenäen ankamen, weil Sedan nicht gehalten hatte! Was wäre geschehen, wenn auch wir die Hände in den Schoß gelegt hätten, anstatt die Straße von Tscherkassy nach Rumänien und dann in den Westen zu blockieren? Die heutigen Franzosen und Belgier würden das Schicksal der Tschechen und Polen erleiden.
Unsere Toten von Tscherkassy waren die Toten Europas.

KAPITEL 30
HITLER IM LEBEN

Degrelle beim Führer — Die Ritterkreuzkette — Hitlerportrait — Keine Gaskammern im Altreich — "Die mächtigste Persönlichkeit des 20. Jahrhunderts" — Der Amboss des Schicksals — Goebbels, Goering, Speer — Degrelle im Palais de Chaillot in Paris — Die Zukunft im Jahr 1944.

Q. — Nach Cherkassy, am 17. Februar 1944, trafen Sie Hitler wieder. Warum haben Sie das getan? Unter welchen Umständen?

R. — In der Nacht, nach 15 Stunden schrecklicher Kämpfe, standen wir als Sieger auf der anderen Seite des Flusses Lisyanka. Es war vorbei. Wir waren gerettet. Am nächsten Tag war unsere riesige Kolonne seit einigen Stunden unterwegs, geschützt von den Panzern von General Hube. Ein kleines Storchenflugzeug schlich über uns und flog auf seinen Kufen im Schnee hin und her. Er begann sein Manöver in unserer Nähe und landete.
Es war ein kleines Aufklärungsflugzeug, das von Hitler geschickt worden war. Er war auf der Suche nach mir.
Sofort hievten mich meine Soldaten in meinem Schaffell in das Flugzeug. Ich erreichte die nahegelegene russische Stadt, wo Hitlers dreimotoriges Flugzeug auf mich wartete. In vier Stunden Flugzeit durchquerte ich den gesamten Süden und dann den gesamten Westen Russlands. Am Abend landete ich auf dem Flugfeld des Hauptquartiers.
Aber in welchem Zustand! In einer zerrissenen Uniform, die im Nahkampf zerfetzt wurde. Ein Rezept nähte sie mehr oder weniger wieder zusammen. Himmler gab mir ein sauberes Hemd.
Im Gegenzug ließ ich in seinem schönen Badezimmer ein paar hundert große, menschenfressende russische Läuse zurück. Dann brachte er mich in seinem grünen Auto um 1 Uhr morgens weg.
Ich trug immer noch dicke Filzstiefel, die nicht einmal deutsche Armeestiefel waren. Es waren sowjetische Filzstiefel aus einem Stück, die verhinderten, dass Schnee und eisiges Wasser Ihre Füße erfrieren ließen.
Ich sehe noch, wie Hitler auf mich zukam, mich an sich drückte, mir die Ritterkreuzkette reichte, die damals die höchste Auszeichnung der deutschen Armee war, und dann einfach sagte, während er meine Hände liebevoll in beiden Händen hielt: "Sie haben mir so viele Sorgen bereitet!".

Q. — Welchen Eindruck hat er damals auf Sie gemacht?

R. — Natürlich müsste ich, um alle zufrieden zu stellen, verkünden, dass Hitler ein Verrückter war, dass er mit Pillen vollgepumpt war, dass er sich auf Teppichen zusammenrollte und sie verschlang und dass er andererseits verwöhnt war und zu nichts mehr fähig war.
Kommen Sie, keine Witze! Ich sage, was ich gesehen habe: Hitler war das blitzschnelle Genie. Er war gebeugt, gewiss. Er war weiß, weil er die Welt seit 1939 auf seinem Rücken getragen hatte. Aber sein Körper war immer noch stark und die Kraft seines Geistes war immer noch strahlend.
Im Gegensatz zu dem, was einhundert Köpfe anmaßend behaupten, war Hitler der größte Militär, den Europa seit Napoleon gesehen hatte. Alle seine großen Schlachten waren sein Werk.
Andererseits war er der Staatsmann, der seinem Land politische Effizienz, Solidarität und wirtschaftlichen Reichtum gebracht hatte. Von 1933 bis 1939 machte er aus einem besiegten und zerschlagenen Volk das stärkste und am besten organisierte Volk Europas.
Vor allem war er der große soziale Erneuerer. Jahrhunderts gelang es ihm, die Arbeitslosigkeit vollständig zu beseitigen: sechs Millionen Menschen waren ohne Arbeit! Er gab der Masse der Arbeiter höhere Löhne, anständige Fabriken, hübsche Häuser, Freizeit, billige Autos, Urlaub, materiellen Wohlstand, Komfort, familiäre Erfüllung, Respekt für die Arbeit und die Arbeiter in der versöhnten Gemeinschaft.
Wer hat in anderen Ländern auch nur ein Zehntel dessen erreicht, was in Deutschland durch Hitlers Genie geschaffen wurde?

Q. — Dieser große soziale Erneuerer schuf auch die Gaskammern und billigte die "Endlösung". Bisher haben Sie das wichtige Thema der Gaskammern sorgfältig vermieden.

R. — Ich habe auf Ihre Frage gewartet, die zu einem Ritornell (Refrain) geworden ist!

Hitler wurde für das Unglück der Juden heftig beschuldigt. Ihre Vertreter haben sich seit 1945 in neue biblische Trompeter verwandelt, die mit großem Getöse die Nazi-Mauern niederreißen, so wie ihre musikalischen Vorgänger die Mauern von Jericho in sieben Tagen niederrissen, mit Josua als Dirigent!
Millionen von vergasten Menschen, so wurde den entsetzten Völkern überall eingetrichtert, waren von einem Hitler-Nero in Düngemittel, Schmiermittel und Seifenstücke umgewandelt worden.
Um die Massen zu überzeugen, wurden tausend Berichte, tausend "Geständnisse" und tausend "Dokumente" wiederholt, gefilmt und endlos im Fernsehen ausgestrahlt, die als authentisch erklärt wurden, obwohl es sich oft um grob verzerrte oder verstärkte Berichte handelte — wie das Tagebuch der Anne Frank — oder um Geständnisse, die Gefangenen durch Misshandlungen entlockt wurden oder um Dokumente, die falsch übersetzt oder sogar gefälscht wurden.
Was bleibt davon übrig? Die extravaganten Statistiken, die von der jüdischen Propaganda aufgestellt wurden, haben sich in den letzten Jahren aufgrund der Untersuchungen von desillusionierten Historikern in großen Teilen als falsch erwiesen. Die offiziellen französischen Statistiken sprechen von 28.000 jüdischen Toten. Das ist enorm, aber weit entfernt von den pharaonischen 6 Millionen Juden, die insgesamt hingerichtet wurden!

Q. — Streiten Sie alles ab?

R. — Ich leugne nicht alles, aber ich habe Zweifel.
Bitte verwechseln Sie nicht, wie so viele andere, die "Gaskammern" mit den Konzentrationslagern, die ein Jahrhundert alt sind, von den Engländern erfunden wurden, von den Franzosen in großem Umfang eingesetzt wurden und von den Sowjets bis zum Äußersten ausgereizt wurden.
Was die "Gaskammern" selbst betrifft, so wurde nun von Hitlers härtesten Zensoren, den Forschern des Instituts für Zeitgeschichte in München, endgültig festgestellt, dass es keine "Massenvernichtung von Juden durch Gas" auf der gesamten Fläche des ehemaligen Deutschen Reiches gegeben hat. Selbst der Präsident dieses Instituts, Dr. Brossat, musste zu dem Schluss kommen: "Keine Vergasung".
Also außerhalb des ehemaligen Reiches? Die Existenz von Gaskammern außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches — von denen wir nur wissen, was die Sowjets sagen wollen — wird wiederum von angesehenen Wissenschaftlern und Historikern in Europa und Amerika, wie dem amerikanischen Universitätsprofessor Butz, in Frage gestellt.
Muss man daran erinnern, dass die Deutschen die besten Chemiker der Welt waren und dass winzige Dosen bestimmter Gifte ausreichen, um Tausende von Menschen fast augenblicklich zu töten? Warum hätten sie ein Vernichtungssystem verwenden sollen, das für Massenhinrichtungen so ungeeignet ist wie die Gaskammern, in die nur kleine Gruppen gleichzeitig eingelassen werden konnten und die dann entleert und lange entgast werden mussten, bevor sie wieder benutzt werden konnten?
Wir beginnen festzustellen, dass nichts klar und vor allem nicht intellektuell überzeugend ist in den überbordenden Anschuldigungen, mit denen die Nachkriegszeit vollgestopft wurde.
Was wird in hundert Jahren von den tausend verrückten Übertreibungen und den tausend oft groben Täuschungen übrig bleiben?
Die Vergangenheit macht vorsichtig. Wurden nicht einst während des Ersten Weltkriegs riesige Menschenmassen durch halluzinierende Beschreibungen von belgischen Kindern, deren Hände von den Deutschen brutal abgehackt wurden, in Angst und Schrecken versetzt? Heute wissen die Jugendlichen nicht einmal mehr etwas über den gigantischen Lärm, der 1914-1918 über abgetrennte Hände gemacht wurde, von denen nie eine wirklich abgetrennt wurde!
Die Deutschen verstärkten den Einsatz von Krematorien in den Deportationslagern, als die massiven Bombenangriffe der alliierten Luftwaffe, die die Depots und Versorgungswege zerstörten und alle Trinkwasserleitungen auslöschten, zu wahren Hekatomben (hauptsächlich aufgrund von Ruhr und Typhus) führten und mit ihnen das Risiko einer allgemeinen Epidemie stieg.
Es ist nicht zu leugnen, dass das Schicksal der Deportierten in den letzten zwei Jahren des Krieges immer tragischer wurde, dass sie unter Hunger und mangelnder medizinischer Versorgung litten. Dies galt jedoch schnell für das gesamte zerbombte Deutschland, das sich in ein Trümmerfeld verwandelte, in dem Abwasserkanäle, Wassertanks und Trinkwasserleitungen durchlöchert waren, in dem es keine Medikamente und kaum noch Nachschub gab, da es keine Lastwagen, kein Benzin, keine intakten Brücken, Straßen oder Eisenbahnen mehr gab.
In den letzten Monaten des Krieges kämpften selbst die deutschen Frontsoldaten 20 Stunden am Tag mit 50 bis 60 Gramm trockenem Brot als Nahrung. Und doch wurden sie mit absoluter Priorität versorgt! Und das

auch noch! Nicht jeden Tag! Stellen Sie sich daher vor, was für Zivilisten, Kinder und alte Menschen übrig bleiben konnte. Und erst recht für die Deportierten, die natürlich in der letzten Reihe standen.
Ohne alles rechtfertigen zu wollen, ohne eine Entschuldigung für die Taten einer Handvoll Folterer zu finden, wie sie leider in jedem Krieg und auf jeder Seite vorkommen, ist es sicher, dass der schreckliche Mangel, in den ganz Deutschland am Ende geriet, nicht wenig zu dem schrecklichen Elend und dem unzähligen Tod der Bevölkerung in den Konzentrationslagern beitrug, wo nur die mit Kalk übergossenen Massengräber oder die Krematorien noch mörderischere Epidemien verhindern konnten.
Was mich betrifft, der ich drei Jahre lang an der Ostfront an vorderster Front gestanden hatte, so wurde mir die wahre Situation dieser Gefangenen erst in den letzten Wochen des Krieges, 1945, bewusst, als ich mich mit meinen Männern auf dem Rückzug befand und wir die gleiche Route wie die Deportierten eines Lagers nahmen, das die Deutschen angesichts des russischen Vormarsches evakuiert hatten.
Die genaue Wahrheit über die Todeslager, Gaskammern und Krematorien, die zum Hauptvorwurf gegen Hitler gemacht wurden, kann erst an dem Tag festgestellt werden, an dem die Frage endlich ohne blinde Voreingenommenheit, sektiererischen Hass und mit der nötigen zeitlichen Distanz untersucht wird, um unparteiisch Fakten zu untersuchen, bei denen zu viele Menschen, die nur von Hass, Vergeltungsmaßnahmen oder Interessen getrieben wurden, absichtlich und untrennbar Wahrheit und Unwahrheit vermischt haben. An dem Tag, an dem der moralische und intellektuelle Terrorismus, den sie gegen alle ausüben, die es wagen, ihre Interpretation der Tatsachen auch nur teilweise in Frage zu stellen, aufhören wird.
An diesem Tag wird man vielleicht zugeben, wie es bereits einer der größten amerikanischen Historiker, John Toland, in seinem gewaltigen Werk über Adolf Hitler getan hat, dass dieser "die mächtigste Persönlichkeit des zwanzigsten Jahrhunderts" war?
Seit 1945 wird versucht, diese Tatsache mit Gaswolken zu verschleiern. Das ist nicht seriös.

Q. — Kommen wir auf Ihr Interview mit Hitler zurück.

R. — Ich saß also neben Hitler in seiner rustikalen Baracke vor dem Kamin, in dem die Holzscheite knisterten. Er war ein Mann ohne Eitelkeit und ohne Komplikationen. Seine erste Reaktion, nachdem wir uns gesetzt hatten? Er betrachtete meine russischen Stiefel aus grobem Filz: "Hören Sie, Sie müssen morgen vor der gesamten Presse sprechen, ich organisiere für Sie eine große Konferenz in Berlin, Sie können doch nicht in solchen Schuhen dorthin gehen.
Meine Uniform war einigermaßen zusammengeflickt, aber ich hatte diese schrecklichen sowjetischen Schuhe an! Er fragte mich: "Welche Schuhgröße haben Sie?" Ich hatte 42. Er stand auf, ging zu einem Schrank, nahm ein Paar seiner Stiefel und stopfte in jede Spitze ein Stück Zeitung. Ich versuchte es. Es ging gut. Ich fand mich in den Stiefeln des Herrschers von Europa steckend. So war das mit Hitler.
Er war der Mann, der seinen Vertrauten die Sandwiches selbst bestrich, bevor sie auf Mission gingen. Als ich aus seinem Büro kam, hatte ich mich gerade mit seinen Marschällen in einem nahegelegenen Salon niedergelassen, als er mit einer Flasche Champagner an jedem Arm auftauchte und sie uns zu einem Festmahl brachte, obwohl er alkoholische Getränke hasste!
Er war zutiefst künstlerisch veranlagt und strebte nach allem, was schön war, sei es ein Gemälde, Marmor oder eine Heldentat. Der Mann war neugierig auf alles. Er hatte Zehntausende von Büchern gelesen. Was waren die auf Teufel komm raus ausgebildeten Politiker des demokratischen Westens im Vergleich zu einem solchen Phänomen? Ein Briand zum Beispiel, der glaubte, dass das Konzil von Trient ein Konzil von dreißig Personen war? Oder ein Laval, der in London eingeladen wurde, den Tower zu besichtigen und fragte: "Welcher Tower?".
Wer erinnert sich an einen Daladier? Und in Belgien an einen Pierlot oder einen Gutt? Die Teenager haben keine Ahnung mehr, aber Hitler wird, ob es ihnen gefällt oder nicht, für immer im Gedächtnis der Menschen bleiben.
Ich verbrachte dort einige außergewöhnliche Stunden. Hitler war entspannt und freute sich, nicht nur über die Front, sondern auch über Politik zu sprechen. Alles, was ich ihm sagte, war eine Fortsetzung dessen, was wir acht Jahre zuvor, im Juli 1936, am Tag unseres ersten Treffens, ausführlich erläutert hatten. Um Europa zu schaffen, wollten wir alle Kräfte des Kontinents vereinen. Zu dieser Zeit wurde das Schicksal heiß auf dem historischen Amboss geschmiedet.

Q. — Haben Sie außer Himmler und Ribbentrop noch andere Minister des Reiches getroffen?

R. — Nachdem die Zuneigung Hitlers zu mir öffentlich bekannt war, wurde ich zu einem der wichtigsten Personen in der Regierung. Ich wurde ein Freund von Goebbels, Goering, dem Arbeitsminister Ley und allen

Mitgliedern der Regierung. Ich aß mit meiner Familie bei ihnen in der Wilhelmstraße, wo Frau Goebbels mit ihrer Schönheit herrschte, oder in Karinhall bei den Goerings, zwischen Dutzenden von griechischen Skulpturen, gotischen Altären und 170 flämischen Wandteppichen, die so prächtig waren wie unsere Vergangenheit.
Der bescheidenste Minister, der Minister für Arbeitskräfte, war Sauckel, der gute Mann schlechthin, Vater von elf Kindern, der in Nürnberg schändlich gehängt wurde. Der am meisten zappelnde war Speer, der Rüstungsminister, der nach dem verlorenen Krieg völlig den Schwanz einzog, aber der der allerletzte deutsche Minister war, den ich am 2. Mai 1945, als Hitler bereits drei Tage tot war, in der braunen Parteiuniform und mit der Nazi-Armbinde sah. Er war etwas verärgert, als ich ihn später sarkastisch an seine Kleidung erinnerte, die er trug, als wir uns an jenem Tag inmitten der Apokalypse in der Nähe von Flensburg trafen.

Q. — Haben Sie mit Hitler Ihre politischen Theorien entwickelt?

R. — Ich war 1944 endgültig über das Stadium von Mini-Europa hinausgewachsen. Die germanische Welt musste sich mit der westlichen Welt, aber auch mit dem riesigen Raum des Ostens verbinden. Dieser war ebenfalls zu einem unverzichtbaren Teil des zukünftigen Europas geworden. Der Westen im Westen, der germanische Motor in der Mitte und im Osten die wunderbaren Völker der verschiedenen Russen, Weiße wie wir, Europäer wie wir. Wenn wir ein tausendjähriges Europa wollten, musste dieses vereinte Europa aus diesen drei Komponenten bestehen.

Q. — War es nicht zu dieser Zeit, als Sie eine große Kundgebung im Palais de Chaillot in Paris abhielten?

R. — Als Hitler meine Hand in beide Hände nahm, dachte er, dass ich über seine Kräfte, die durch harte Arbeit erschöpft waren, hinaus als junger Löwe hier war? Sechs Monate später würde er mir den berühmten Satz sagen: "Wenn ich einen Sohn hätte, würde ich wollen, dass er wie Sie ist".
Bereits im Februar 1944 hatte er beschlossen, dass ich das Banner des neuen Europas in den Westen tragen würde. Er ließ mich offiziell in Paris empfangen.
Die französische Regierung empfing mich mit großer Herzlichkeit. Ich speiste mit Laval, dem Ratspräsidenten, mit Doriot, dem Vorsitzenden der Französischen Volkspartei, und mit Joseph Darnand, dem Innenminister. Ich sprach zu allen nationalistischen Kräften Frankreichs im Palais de Chaillot. Franzosen und Belgier, wir würden gemeinsam das große Zentrum der Zivilisation im Westen, die Hochburg des europäischen Geistes, wieder aufrichten. Ein und dasselbe politische Schicksal würde uns zusammenschweißen.
Danach kehrte ich nach Belgien zurück, um meine Truppen der Ostfront zu versammeln. Wir würden triumphierend durch unser altes und geliebtes Land marschieren. Der Film von dieser Rückkehr existiert noch. Wie die Serie dieser Live-Aufnahmen zeigt, zogen wir in das Herz von Brüssel ein, bejubelt von hunderttausend Menschen. Hunderttausend Menschen haben im April 1944 eine Stoßtruppe der Waffen-SS in der belgischen Hauptstadt mit Blumen beglückt!

Q. — Wie sahen Sie die Zukunft?

R. — Alle Komplexe, alle Schwächen von früher in unseren kleinen Ländern, die durch die Jahrhunderte geteilt und durch die Niederlage von 1940 noch weiter geschwächt wurden, sowie die kleinlichen Komplotte einiger bulimischer Besatzer, all das wurde beseitigt. Freiwillige aus etwa 20 Ländern des Kontinents, die zu Hunderttausenden an der Ostfront standen, vereint mit einer wunderbaren deutschen Jugend voller Glauben und Hingabe, verstanden wir uns alle endlich nach vier Jahren gemeinsam geschmiedeter Ideale und gemeinsam dargebrachter Opfer.
Aber zu Beginn des Jahres 1944 zitterte unsere Welt bis in die Grundfesten. Würden wir noch die Zeit und die Möglichkeit haben, den Sieg zu erringen? Würden wir das, was in unserem Fleisch bereits das lebendige Europa war, in ein endgültiges politisches System umsetzen können?
Wir wollten den Bogen unseres Willens stärker als je zuvor spannen. Oder, wenn wir überwältigt würden, würden wir alles verlieren, außer der Ehre und der großen Freude, in Größe gelebt zu haben. Oder, wenn wir — trotz der fabelhaften Kräfte, die blindlings gegen uns entfesselt wurden — die letzte Runde gewinnen würden, würde Europa, ein wahres Europa, gewinnen und über unsere Waffen hinweg in die Geschichte eingehen!

KAPITEL 31
DAS LETZTE JAHR

Im katholischen Polen, 1944 — Zeugen der Spezialwaffen — Verstärkter Zustrom neuer Freiwilliger — Eichenlaub in Estland — Das Europa der Waffen-SS — Hitlers europäische Entwicklung — Hitler und die Franzosen — Das Doppelspiel von Marschall Pétain — Das Gezänk der Vichyssois — Der Heroismus der "Charlemagne" — Die Ardennenoffensive — Die Zukunft Belgiens, wie Hitler sie sah — Degrelle am 7. Mai 1945 — Wie er den Alliierten in der letzten Nacht entkam.

Q. — Wie wurden Sie im August 1944 an der Front in Estland eingesetzt? Können Sie uns etwas über Ihren Einsatz im Sommer erzählen und warum Sie noch Hoffnung hatten?

R. — Nachdem die Einkesselung von Tscherkassy durchbrochen worden war, besetzten wir wieder einmal zusammen mit unseren Kameraden der "Wiking"-Division einen langen Abschnitt der russischen Front, gegenüber den Pripet-Sümpfen, im Osten Polens.
Dieses Polen war immer noch friedlich, ganz anders als das Polen, das man den Massen vor Augen führte, als die Deutschen abzogen. Als Katholik machte ich oft einen Sprung zu einer Kirche in Lublin und kommunizierte inmitten der kleinen Leute. Während der Gottesdienste begegnete mir nie ein feindseliger Blick. Und doch war ich in der Uniform der Waffen-SS und trug die dreifarbige Krawatte des Ritterkreuzes an meinem Hals, sichtbar wie eine Sonne. Gott weiß, dass die SS seitdem als Zerstörer des polnischen Volkes dargestellt wurde. Die Wahrheit ist, dass an diesem Frühlingsanfang 1944 die besetzten Polen und überzeugte Waffen-SSler wie ich mühelos auf derselben Bank der Gemeinschaft in der Liebe zum selben Gott verbrüdert waren.
Unmittelbar nach der Parade unserer Sturm-Brigade in Brüssel waren wir zusammen mit der "Wiking" aufgebrochen, um noch in Polen unsere verschiedenen Einheiten zu reorganisieren. Wir trafen uns in einem großen Trainingslager in der Nähe von Debica, einer kleinen Stadt südöstlich von Krakau.
Es waren kaum zehn Minuten vergangen, seit unsere Kolonnen eingetroffen waren, als ein fantastischer Lärm uns instinktiv zu Boden warf. Eine Sekunde verging, dann hoben wir unsere Köpfe und sahen eine riesige Rakete in den Himmel ragen. Das waren die berühmten Spezialwaffen!

Q. — Sie wussten bis dahin nichts von Hitlers Geheimwaffen?

R. — Monatelang wurde der besorgten Öffentlichkeit erklärt, dass neue Waffen in Vorbereitung seien. Aber jeder war skeptisch: Ist das wirklich wahr? Ist das nicht nur Gerede?
Für uns waren die Spezialwaffen nun da, sie wurden getestet, direkt über unseren Köpfen! Mehrere Wochen lang, jeden Tag, einige Male am Tag, würden wir sehen, wie diese riesigen, 14 Meter hohen Raketen in den Himmel stiegen, sich dann in die Waagerechte legten und dann in östlicher Richtung auf die wüstenartigen Sümpfe von Pripet zuflogen.
Im Frühjahr 1944 hätten wir sagen können, dass alles verloren ist. Und es ist wahr: normalerweise war der Krieg im Osten verloren; normalerweise würden die Russen sechs Monate später in Paris ankommen. Man darf nicht müde werden, diese Wahrheit zu wiederholen: Ohne den heldenhaften, unvorstellbar zähen Widerstand der deutschen Armee und der 600.000 nicht-deutschen Freiwilligen an der Ostfront, ohne den 900-tägigen Kampf von Stalingrad bis Berlin, Fuß für Fuß, wäre Europa erledigt gewesen. Es wäre liquidiert worden; Stalin hätte am 14. Juli 1944 in Vichy im Bett von Marschall Pétain geschlafen.
Als man hätte glauben können, dass alles vollendet war, dass der Sieg von Tscherkassy unser letzter Sieg gewesen war, brach der Beweis vor uns auf. Was Hitler sagte, war also wahr. Seine Spezialwaffen, wir sahen sie!
Wie hätten wir dann nicht die Gewissheit behalten können, dass uns bald neue, außergewöhnliche Mittel zur Verfügung stehen würden?

Q. — Diese speziellen und — zugegeben — revolutionären Waffen im Vergleich zu denen der Alliierten haben die Niederschlagung Deutschlands nicht verhindert oder verzögert.

R. — Diese Spezialwaffen kamen zu spät, weil sie zu lange von den Deutschen entwickelt wurden, die zu gründlich waren. Ohne die deutsche Gründlichkeit, die sich endlos mit Details aufhält, hätte auch die

Atombombe rechtzeitig kommen und von Hitler acht oder zehn Monate vor den Japanern eingesetzt werden können, die die beiden Pilze der Amerikaner in ihrem Land aufsteigen sahen.
In noch kürzerer Zeit hätten die V1 und die V2 die drei Millionen Alliierten, die sich in dem engen, offenen und extrem verwundbaren Raum von Dover befanden, vor der Landung in See stechen können.
Im Mai 1944 waren die Elemente unserer Überzeugung real. Während keine neuen Waffen der Alliierten angekündigt wurden, konnten wir unsere eigenen Waffen mit eigenen Augen sehen, wie sie sich fantastisch in den Himmel erhoben.
Wir erlebten ein psychologisch nicht weniger außergewöhnliches Phänomen: den Massenzustrom von Freiwilligen. Auch das war eine erstaunliche Feststellung. Selbst nachdem die anglo-amerikanische Landung am 6. Juni 1944 erfolgreich war, würden sich Hunderte und Aberhunderte von neuen belgischen Freiwilligen bei unserer Brigade melden. Achthundert in zwei Wochen! Bald würden wir uns alle zusammen wieder in den Kampf an der Front in Estland stürzen.

Q. — Welche Situation fanden Sie im Sommer 1944 an der estnischen Front vor?

R. — Diese Front befand sich im August 1944 in einem Tornado. Und hier sollte mir das Schicksal ein zweites Mal eine ganz besondere Gelegenheit geben, Hitler auf die militärischen Tugenden unseres Volkes aufmerksam zu machen.
Wir Wallonen hatten entlang des Flusses Narva, gegenüber von Leningrad, eine starke Stoßtruppe gebildet. In meinem Buch "Der Russlandfeldzug" findet man eine direkte Beschreibung dieser Expedition. Die sowjetischen Streitkräfte stürmten mit unzähligen Kräften in Richtung des Baltischen Golfs. Als alles verloren schien, als die große intellektuelle Hauptstadt Estlands, Dorpat — auf Estnisch Tartu — zu fallen drohte, hatte ich das Glück, mich genau an der Stelle zu befinden, an der die deutsche Front zerbrochen war, und in der Lage zu sein, die gestörten Truppen zu sammeln, eine Sperre zu improvisieren und die sowjetischen Angreifer zu besiegen, die praktisch schon gewonnen hatten.
Während dieser entscheidenden Stunden, in denen die Front in Estland überflutet wurde, verfolgte Hitler — so erzählte es mir Feldmarschall Keitel — über Telefon und Funk Augenblick für Augenblick den Kampf, den wir kämpften. Als er nach einigen Stunden der Sorge sah, dass die Niederlage der Sowjets sicher war, dass ich ihre Offensive gestoppt und unterbrochen hatte, schlug er sich selbst mit der flachen Hand auf den Oberschenkel und schickte mir sofort ein Kabel und verlieh mir das Eichenlaub.
Dies war wirklich die Erfüllung meiner Träume. Ich hatte zum zweiten Mal einen wichtigen Sektor der Front gerettet. Ich hatte ihn teilweise in Tscherkassy gerettet, jetzt rettete ich ihn vollständig in Estland. Hitler schickte mir sein Spezialflugzeug. Bald war ich bei ihm. Und ich würde wieder in seinem Großen Hauptquartier sein, um in seiner Privatsphäre absolut unvergessliche Stunden zu verbringen.

Q. — Es wurde viel über die Degeneration Hitlers nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 gesprochen. Sie haben ihn zwei Monate später gesehen. Wie haben Sie ihn bei diesem erneuten Aufenthalt in seinem Haus körperlich und geistig empfunden?

R. — Ende September 1944 war Hitler bei recht guter Gesundheit, wenn man bedenkt, wie groß seine Sorgen waren. Die kategorischen Behauptungen vieler Leute — die ihn nicht einmal eine Minute lang gesehen haben, weder damals, noch davor, noch danach! — haben etwas ziemlich Groteskes an sich. Hitler wurde als ein völlig seniler Mensch dargestellt, mit glasigen Augen, wackeligen Beinen, einem tauben Gehirn und einem plappernden Mund. In diesem Herbst 1944 war der Mann jedoch erstaunlich kräftig und sogar gut gelaunt. Er arbeitete jede Nacht bis zum Morgengrauen, normalerweise bis 7 Uhr morgens. Ein paar Stunden Ruhe genügten ihm. Natürlich hatte er seine kleinen körperlichen Probleme. Wer hat das nicht? Selbst ein regierender de Gaulle musste sich an der Prostata operieren lassen. Churchill hatte eine Lungenentzündung nach der anderen. Roosevelt war so impotent, dass er sich einen Aufzug in sein Flugzeug einbauen lassen musste. In Jalta grinste er in seinem großen Umhang wie eine halb mumifizierte Leiche.
Natürlich war Hitler nicht mehr der junge Sieger von 1933. Manchmal stand er im Morgenmantel auf und ärgerte sich über das Zittern seiner Hände. Wie viele andere Menschen nahm er zu viele Medikamente. Aber das waren nur Details. Er strahlte Natürlichkeit und Lebendigkeit aus. Oft war er sogar, wie man heute sagt, "entspannt" und zeichnete mit vier Bleistiftstrichen eine Karikatur auf das erste Stück Papier, das er in Reichweite hatte.

Q. — Im September 1944 hatten die Alliierten gerade Belgien erobert. Er muss Ihnen davon erzählt haben?

R. — Es war sehr überraschend. Wir saßen beim Tee. Plötzlich, ohne Vorsichtsmaßnahmen, kündigte er, der Superkluge, mir die Offensive an, die später die von Rundstedt Offensive genannt werden sollte.
"Er sagte: "Seien Sie nicht traurig, weil Ihr Land überfallen wird, in drei Monaten werden Sie wieder zurück sein.
Kaum in der Normandie geschlagen, plante der Führer also bereits seine Gegenoffensive! Von diesem Moment an hatte sein Gehirn sie entworfen! Ich war ein direkter Zeuge, denn Ende September 1944 wurde ich persönlich darüber informiert, obwohl es sich um ein großes Geheimnis handelte.
Ich werde es Ihnen unter uns gestehen: Ich glaubte nicht daran. Ich betrachtete diese Aussage als eine Art Trostkarte. Es erschien mir völlig unrealistisch angesichts des Zustands der Ostfront, die von Estland bis Rumänien gesprengt war... Aus welchen Kasernen des Reiches konnte Hitler noch Armeen hervorbringen, die in der Lage waren, im Westen wieder zu siegen, wie im Mai 1940?
Hitler hatte die Kraft eines Büffels. Zu Weihnachten 1944 würden seine Panzer mitten in den Ardennen lagern, wie er es mir vorausgesagt hatte, wie ich es nicht geglaubt hatte und wie er, der Mann aus Stahl, es beschlossen hatte.

Q. — Hat der zweite Besuch bei Hitler im Jahr 1944 konkrete politische Ergebnisse gebracht?

R. — Zunächst gab es einige Kleinigkeiten. Hitler überreichte mir das Eichenlaub und ein Bündel anderer Auszeichnungen. In den deutschen Archiven wurde meine Akte über die Verleihung des Ritterkreuzes und des Eichenlaubs gefunden. Die Kläffer, die mir seit so vielen Jahren auf den Fersen sind, haben sich stets gehütet, darüber zu sprechen.
Die Berichte des berühmten Generals der Waffen-SS Gilles und des ruhmreichsten Feldmarschalls des 3. Reiches, Feldmarschall Schoemer, sprechen eine deutliche Sprache. Jeder Belgier sollte solche Dokumente mit einem gewissen Stolz lesen. Immerhin war es ein Landsmann, dem die größten Führer der ersten Armee der Welt ihre Anerkennung zollten. Aber diese Komplimente werden jetzt von hundert kleinen Fehlern in der Presse oder in der Geschichtsschreibung mit ihrem entmannten Patriotismus überschattet. Wenn ich tot bin, werden sie vielleicht die Güte haben, darüber zu berichten. In der Zwischenzeit sollten Sie schweigen, denn sie könnten die gutmütige Öffentlichkeit, die sie so oft verwirrt haben, etwas zu sehr beeindrucken.
Ich hatte an der Ostfront gesammelt — ich war schon immer ein Sammler! — mehr als fünfzig "Nahkämpfe". Das Lexikon der Ritterkreuzträger, das die offiziellen Angaben zu den kriegerischen Leistungen des Zweiten Weltkriegs enthält, berichtet, dass ich tatsächlich 75 dieser Kämpfe überlebt hatte. Aber für 50 erhielt man die höchste Auszeichnung der Infanterie. Daher klebte Hitler mir die große goldene Nahkampfplakette auf die Brust, die Nummer eins von elf, die während des Krieges verliehen wurden. Ich war siebenmal verwundet worden und er verlieh mir die goldene Verwundetenmedaille. Und dann, um die Ausstattung zu vervollständigen, das deutsche Großkreuz in Gold. Ich hatte die Hände voll und wusste nicht mehr, wie ich die Gehäuse unterbringen sollte.

Q. — Ich konnte mich davon überzeugen, dass es sich hierbei zweifellos um Auszeichnungen handelte, die nicht ehrenrührig waren und die Sie in keiner Weise der Gefälligkeit verdankten. Aber haben Sie dann auch politische Zusicherungen von Hitler erhalten?

R. — Wir erreichten in dieser Woche — und das war das Hauptinteresse meines Aufenthaltes — eine wirklich vollständige politische Durchdringung.
Was mich an Hitler am meisten beeindruckte, war, wie dieser Mann, der zunächst ein halber Süddeutscher gewesen war, der erst spät den Status eines deutschen Staatsbürgers erhalten hatte, in so kurzer Zeit zu einem Großdeutschen wurde, dem Schmied einer neuen germanischen Macht. Und kaum hatte er den Westen erobert, wurde er ganz natürlich zum Mann Europas, zum Führer Europas.
Wir, die Freiwilligen der Waffen-SS, kamen aus vielen verschiedenen Ländern. Wir waren der lebende Beweis dafür, dass ein chamäleonartiges Europa geboren worden war. Hitler konnte nun auf eine Million politische Soldaten zählen, auf die er sich bei seinem Aufbau der Zukunft stützen konnte. Die Waffen-SS bildete in der Tat die große militärische, politische und physische Kraft der neuen Welt, die im Entstehen begriffen war. Sie vereinte alles, was in Europa an Entschlossenheit, Stärke und doktrinärer Ausbildung vorhanden war.
Diese außergewöhnliche Kraft, die Waffen-SS, war nicht mehr deutsch oder großreichisch, sondern grundlegend europäisch geworden. Wir, die Nicht-Deutschen, stellten 60% des Personals. Und ich, Degrelle,

Belgier, Sohn eines Franzosen, war von allen Führern der Waffen-SS derjenige, der politisch den größten persönlichen Einfluss auf den Führer erlangt hatte.
So wie Napoleon — den er so sehr bewunderte und von dem er als junger Mann ein ebenso originelles wie lebendiges Porträt malte — vom korsischen zum französischen und dann zum europäischen Stadium übergegangen war, hatte Hitler die engen Stadien der lokalen Nationalismen durchlaufen. All das war vorbei. Hitler war für uns zu dem Mann geworden, der über die Zersplitterung unserer Völker hinausblickte, der Mann, der mit Macht die große europäische Realität schuf, in der jede unserer Volksgemeinschaften sich voll entfalten konnte. Was mich betraf, so war er bereit, aus dem Nichtdeutschen, der ich war, einen privilegierten Baumeister der Zukunft zu machen. Er war so offensichtlich privilegiert, dass alle seine wichtigsten Mitarbeiter mich adoptiert hatten und zu treuen Anhängern wurden.

Q. — Was dachten die deutschen Behörden in Brüssel über Ihren Aufstieg?

R. — Die kleinen Könige der belgischen Militärverwaltung.... Was mich betrifft, so war ihre Rolle praktisch nicht mehr existent.
Wenn ich daran denke, dass 1943, im November 1943, erinnern Sie sich, die deutsche Militärregierung in Brüssel noch beim Großen Hauptquartier beantragt hatte, dass ich in den Kriegsrat geschickt werden sollte! "Degrelles Frechheit ist unerträglich!" Unverschämtheit? Nein! Ich verteidigte mein Volk und vor allem mein Volk, ich verteidigte Europa, denn ein vereintes Europa konnte nur auf diese Weise entstehen, unter gleichberechtigten Partnern.
Wir wollten kein deutsches Europa, wir wollten ein Europa, in dem die Deutschen, ja, eine wesentliche Rolle spielen könnten — weil ihr Volk ein großes, ernstes, fleißiges, organisiertes Volk ist und im Zentrum des Kontinents liegt —, aber ein Europa, in dem wir alle gleich sind, weil wir von der Weichsel bis zur Gironde Völker sind, die von der gleichen Zivilisation durchdrungen sind und die gleichen Verdienste haben.
Diese Anerkennung habe ich von Hitler erhalten.
Während dieser Debatten wurde alles in großem Umfang geregelt. Und nicht nur das Schicksal von uns Westlern. Ich setzte mich mit dem gleichen Nachdruck für die Völker Russlands, unsere zukünftigen Partner im Osten, ein. Ich war und bin davon überzeugt, dass das sowjetische Regime zusammenbrechen wird. Es widerspricht der Intelligenz. Es widerspricht dem wirtschaftlichen Gleichgewicht. All das wird wegfallen. Wer weiß, ob morgen, wenn unser großer Traum vorübergehend zusammengebrochen ist, nicht ein junger Russe hervorbricht, ein junger Bonaparte aus Moskau oder Leningrad, der die Tyrannei der Sowjets hinwegfegt und den slawischen Nationalismus überwindet, der wie alle anderen engstirnig ist, und vom Osten her die europäische Einheit herstellt, die Karl V., Napoleon und Hitler nicht schmieden konnten, die Europäer, die vom Westen heraufkamen?

Q. — Wie konnten Sie glauben, dass Hitler die Versprechungen, die er Ihnen machte, einhalten würde? Über Frankreich, sogar über Belgien, hat er verschiedene Aussagen gemacht, er hat Lösungen in Betracht gezogen, die sich von denen, die er Ihnen gegenüber geäußert hat, stark unterscheiden.

R. — Es ist unbestreitbar, dass Hitler seine Meinung, seine Pläne und seine Einschätzungen zu vielen Themen und viele Male geändert hat. Nur phantasielose Menschen halten stur an Positionen fest, die von den Tatsachen überholt wurden.
In Mein Kampf, das er 1924 schrieb, als Frankreich das Ruhrgebiet besetzte, seine Widerstandskämpfer erschoss und Deutschland ruinierte, verfluchte er die Franzosen. Fünfzehn Jahre später jedoch, in seinem Brief an Premierminister Daladier, reichte er den Franzosen eine freundliche Hand.
In Wirklichkeit war er mit Frankreich nicht vertraut, außer mit der Kuppel des Invalidendoms und den Sälen der Oper, wo er die Anhänger jedes Kronleuchters kannte.
Wie alle Deutschen war er durch den Krieg von 1870 geprägt worden und hatte als Kind beim Lesen der Berichte mit dem ganzen Körper gezittert. Der Vertrag von Versailles, der 1919 den Ersten Weltkrieg fanatisch beendete, war für Hitler ein Werk der Rache und der Herrschaft über Frankreich. Und hier ist es schwer zu sagen, dass er nicht Recht hatte. Versailles war der sinnlose Abschluss eines sinnlosen Krieges gewesen. Dieser "sinnlose Vertrag" konnte nur zu einem zweiten Weltkrieg führen, der genauso sinnlos war wie der vorherige. Der gegenwärtige Niedergang Europas, seiner Macht und seines weltweiten Ansehens sind das direkte Ergebnis dieses hasserfüllten Vertrages.
Hitler behielt von dieser faulen Frucht einen bitteren Geschmack im Mund.

Die französische Psychologie war ihm entgangen, dieser urwüchsige, schnippische Charakter, der sich über alles lustig macht — außer über sich selbst! — Denn der Franzose ist furchtbar empfindlich, wenn man eine Feder seines alten gallischen Hahns berührt, der immer stolz und streitlustig ist.
Was die französischen Politiker betrifft, die er kennengelernt hatte, so hatte keiner von ihnen ihm den Kopf verdreht. Insbesondere Daladier hatte in München, wo Hitler ihn im September 1938 empfangen hatte, die dunklen Augen eines entsetzten Säufers und sein Eingreifen in die Verhandlungen war unbedeutend gewesen. Er war eine Niete, verstand nicht, was vor sich ging, so dass er bei seiner Rückkehr nach Paris, als er die Tausenden von Franzosen sah, die auf dem Flughafen von Le Bourget auf ihn warteten, zuerst an den Ansturm einer wütenden Menge glaubte, während diese, erleichtert über die Vermeidung des Krieges, nur auf das Feld stürzte, um Blumen zu streuen und den verwirrten Ratspräsidenten zu bejubeln.
Laval war auch nicht sehr attraktiv, mit schmutzigen Fingernägeln, einem gelben Schnurrbart, verkohlten Augen und der runden Nase eines Zigeuners. Er war der perfekte Parlamentarier, intelligent, verschlagen, mit Ausflüchten für alles und scheinbarem Einfallsreichtum, genau die Art, die Hitler hasste.

Q. — Was ist mit Pétain? Wie war Hitlers Meinung über ihn?

R. — Der alte Marschall Pétain war für ihn nur ein weiterer Hindenburg, edel von Aussehen, oftmals im Alter taub, aber er spielte das doppelte Spiel ohne zu murren. Wie fast alle Franzosen hasste er die Deutschen. Er musste sie tolerieren, da sie im Ort waren, aber er wünschte sich nichts sehnlicher, als dass sie verschwinden würden.
Daher war es für Hitler unmöglich, sich auf ihn für eine offene und effektive Zusammenarbeit zu verlassen. Franzosen und Deutsche würden sich von 1940 bis 1944 nur gegenseitig herausfordern, Hitler wartete auf den Sieg und Pétain auf den Abzug der Deutschen.

Q. — Und die anderen?

R. — Auch auf dem Schachbrett der anderen "Kollaborateure" der französischen Regierung gab es keinen Grund für Hitler, sich zu begeistern! Dennoch gab es dort Männer von höchstem Wert, oder besser gesagt, sie standen sich gegenüber, denn die rivalisierenden Clans bissen sich oft gegenseitig mit den Zähnen in die Waden. Ein Bichelonne, Minister für industrielle Produktion, mit einer dolchscharfen Intelligenz, ein Benoist-Méchin, gelehrt und professoral, Unterstaatssekretär der Ratspräsidentschaft, ein Abel Bonnard, Minister für nationale Bildung, mit einer Haube aus sauerstoffreichem Haar, die ihm vom Hals bis zu den Augenbrauen reichte, waren den besten deutschen Köpfen ebenbürtig. Aber sie waren isoliert. Neben ihnen trieben in Vichy alte, wiederauferstandene, schnurrbärtige und dekorierte Louis-Philippisten, die nach modrigem Heu rochen, ihr Unwesen, schmiedeten Komplotte und dösten vor sich hin.
Was den Franzosen fehlte, war ein echter politischer Führer. Es gab viele in Vichy, viel zu viele, zumindest glaubten sie es zu sein. Aber keiner von ihnen hatte Format. Sie zankten sich unermüdlich. Ihre Dynamik ging nie viel weiter als bis zu diesen Scharmützeln.
Auf jeden Fall machte keiner von ihnen Eindruck auf Hitler. Er ließ sie alle im September 1944 zu seinem Großen Hauptquartier kommen: Brinon, französischer Botschafter bei der deutschen Regierung in Paris, Doriot, Déat, ehemaliger Luftminister vor 1940 und dann Staatssekretär für Arbeit unter Marschall Pétain, und noch andere. Er war entsetzt. Er selbst beschrieb mir einige Tage später mit viel Humor sein Erstaunen und seine Enttäuschung.

Q. — An der Ostfront kämpfte eine französische SS-Division, die zahlenmäßig größer war als Ihre. Wie erklären Sie sich, dass Hitler nicht das gleiche Interesse an ihr hatte wie an der Division "Wallonie"?

R. — In der "Legion Tricolore" ließ sich Doriot beim Töten seiner Läuse fotografieren, ohne viele andere kriegerische Heldentaten aufzuweisen. Weder die Brigade noch die Division der französischen Waffen-SS, die durch ihren Mut auffielen, zeigten politische Temperamente. Im Gegenteil, die Politiker in Vichy und Paris teilten diese heldenhaften Kämpfer in Fraktionen ein. Jeder zivile König exkommunizierte die anderen Könige.
Aufgrund dieser lächerlichen Eifersüchteleien konnte ein geborener Krieger wie Joseph Darnand nie ein politisch-militärisches Kommando in der Division "Charlemagne" ausüben. Er war der Tapfere der Tapferen, der Ney der Kollaboration, aber er konnte nicht sein Bestes geben und würde wie der napoleonische Marschall nach der letzten verlorenen Schlacht brutal erschossen werden.

Diese Streitigkeiten unter den französischen "Faschisten" waren erbärmlich, da Tausende von wunderbaren Freiwilligen Frankreich an der Ostfront große Ehre erwiesen und überall ihr Wert, ihr Biss, Bewunderung hervorriefen. Sie waren sogar unter den letzten, die im April 1945, während der Agonie des Dritten Reiches, die Reichskanzlei verteidigten.
Aber dieser Heroismus der französischen Kämpfer, der während der vier Jahre immer wieder erneuert wurde, hatte keinen großen politischen Ertrag, da er immer wieder durch die internen Chinoiserien der kleinen Mandarine in Vichy sabotiert wurde.
Angewidert von diesen Streitereien ehrgeiziger Zwerge, verließen viele französische Freiwillige ihre Einheiten und schlossen sich meiner Division an: 117 Überläufer in einer einzigen Woche! Viele Flamen taten das gleiche. Schließlich entschied Hitler weise, uns alle, die flämische Division, die französische Division, die wallonische Division und das spanische SS-Bataillon, in einem neuen Armeekorps der Waffen-SS mit dem Namen "Westen" zu vereinen, dessen Generalkommando ich übernehmen würde.
So kam es zu meiner Formel des vereinten Westens in einem vereinten Europa. Unser Armeekorps "Westen" wäre das Rückgrat dieser Idee gewesen.

Q. — Was glauben Sie, welche Zukunft Hitler im Falle eines deutschen Sieges für die französische Welt der Kollaboration vorgesehen hätte?

R. — Lange Zeit, das braucht nicht bestritten zu werden, war Hitler gegenüber der doppelten französischen Kollaboration trotzig: die der Pétain und Laval, die überhaupt nicht sicher war, und die der Doriot, Déat, Henriot usw., mit zersplitterten, rivalisierenden Teams, ohne die Möglichkeit einer Einheit.
Jeder erklärte sich selbst zum Führer, individuell und steril. Es gab mehr von ihnen in Paris als es Brücken gab.
Hitler zögerte, nickte, ärgerte sich, versuchte zu einer freundlicheren Haltung zurückzukehren, fluchte wieder, wetterte, verfluchte sogar manchmal seinen Botschafter Otto Abetz, der mit seiner Ölkanne über die knirschenden Zahnräder dieser vielfältigen Zusammenarbeit gebeugt war.
Insgesamt hätte sich Hitler jedoch einer vernünftigen Position angeschlossen, die es Frankreich ermöglicht hätte, die glänzendsten Linien seiner Berufung wiederzufinden. Ohne Frankreich wäre Europa im Dunkeln tappen, das wusste er.
Ich bestand darauf, ihm immer wieder zu versichern, dass Frankreich ein großes Land geblieben war, mit geschickten Arbeitern, zähen und intelligenten Bauern, Denkern, Schriftstellern und Künstlern, die mit dem Licht der vollkommenen Zivilisation gesäumt waren. Dieses tausendjährige Frankreich war für das Gleichgewicht und die Ausstrahlung des sich bildenden Europas absolut unerlässlich.
In Hitlers Europa hätte Frankreich, da bin ich mir sicher, eine bedeutende Rolle gespielt, die eines Griechenlands, das Rom erleuchtet, aber ohne Dekadenz, sondern mit neuer historischer Kraft. Die Franzosen und wir bildeten einen einzigen Westen.
Anstatt Frankreich zu schwächen, hätte unser "burgundischer" Hebel ihm geholfen, wieder auf die Beine zu kommen und zum vitalen Zentrum eines Westens zu werden, der seine Einheit geistig und materiell wiederherstellte. Mit Hitlers Vertrauen hätte ich unseren verschiedenen Völkern gedient, die endlich wie unter Karl dem Großen in einer wahren Einheit vereint gewesen wären. Die Franzosen sind seit vielen Jahrhunderten fein und rassig. Die Deutschen riefen oft "Paris, prima!" mit Augen, die in Tränen ausbrachen!
Der französische Geist hätte sich nicht nur in seinem alten historischen Raum entfalten können, sondern er hätte überall in dem neuen, weiten geographischen Raum, der Hunderten von Millionen Europäern offensteht, eine breite Ausstrahlung haben können. Er hätte, gemäß seinem eigenen Genie, dieses Europa tief geprägt und ihm die Anmut, die Harmonie, die Ausgewogenheit und die Finesse verliehen, die ein unverzichtbares Gegengewicht zur deutschen Ordnung darstellen, die präzise, positiv, effektiv, aber manchmal zu ernst und zu schwerfällig ist.

Q. — Und welche Zukunft hätte Hitler für das durch seine Sprachstreitigkeiten geteilte Belgien vorgesehen?

R. — In Bezug auf Belgien hat Hitler auch sehr gezögert, das ist sicher. Und es gab auch Grund dazu. Manchmal ärgerte er sich sogar über die kleinliche Spaltung der Belgier. Er würde, so rief er aus, das Schicksal dieser Grüppchen in fünf Minuten regeln!
Einige rieten ihm, Belgien in zwei Teile zu teilen. Die Flamen machten einen pan-deutschen Super-Eifer. Die Militärregierung in Brüssel, die mit ihren Bankerfreunden zusammenhielt, trug zu diesen Verwirrungen bei. Was sollte man tun? Natürlich änderte Hitler seine Pläne mehrmals. Wie hätte er es angesichts einer so wechselhaften belgischen öffentlichen Meinung nicht tun können?

Wir wussten das und quälten uns damit. Die Hauptsache war, dass Hitler seine Meinung ein letztes Mal änderte, und zwar in die richtige Richtung.
Ob Hitler einmal daran dachte, das belgische Territorium zu teilen, ob er sich ärgerlich oder sogar verletzend über Belgien geäußert hatte, würde im Nachhinein keine große politische Bedeutung mehr haben, wenn die endgültige Position, die er am Ende einnehmen würde, genau unseren Interessen und unseren Plänen für die nationale Erholung entsprach! Die Lösung, die die belgische Debatte beenden sollte, war unsere.
Hitler wischte alle vorherigen Bedenken beiseite und erkannte mich als "Volksführer" an. Ich betone das Wort "erkannte": er ernannte mich nicht, er erkannte mich an. Dann folgten den Anerkennungen die Taten. Während der belgischen Ardennenoffensive übertrug er mir "alle politischen, zivilen und militärischen Befugnisse" in den befreiten Gebieten. Das war eindeutig. Es ging nicht mehr darum, ein Land zu zerlegen oder zu zähmen. Unser Volk blieb der Steuermann seines eigenen Schicksals. Schon vor Hitler hatte Himmler, der Oberbefehlshaber der Waffen-SS, in einer Erklärung von 1943, die 1947 in Le Figaro veröffentlicht wurde, meinen Plan zur Schaffung eines Belgiens im burgundischen Format unterstützt, und 1944 dann mein westliches Ziel.
Es wäre daher unredlich, frühere Absichten gegen spätere Tatsachen, die sie zunichte machten, auszuspielen. Was in einer Debatte immer zählt, ist die endgültige Entscheidung. Alles andere ist ein Haarspalterei, eine verquere oder sogar falsche Interpretation von Leuten, die in schlecht übersetzten, gefälschten, erfundenen oder falsch gelesenen Dokumenten herumstochern.

Q. — Gibt es Beweise für diese Entscheidungen Hitlers?

R. — Natürlich gibt es sie! Meine Anerkennung als Volksführer erschien im Amtsblatt in Berlin und wurde in der gesamten Presse des Reiches veröffentlicht.
Der schriftliche Text, der mir alle Vollmachten im zurückeroberten Westen zuerkannte, wurde mir im Hauptquartier von Sepp Dietriech, dem Kommandeur der letzten deutschen Panzerarmee, dem berühmtesten Führer der Waffen-SS, von Feldmarschall Model, dem Kommandeur der Westfront, übergeben, der vom Führer eigens zu diesem Zweck geschickt worden war.
Es gibt auch das öffentliche Protokoll des Sekretariats von Minister Goebbels über die Sitzung unter seinem Vorsitz am 22. Dezember 1944, in der bekannt gegeben wurde, dass ich Premierminister von Belgien werden würde. Dieser Text wurde vom Historiker Jacques de Launay in voller Länge wiedergegeben.
Indem Hitler einem kleinen Land wie Belgien offiziell erlaubte, sich zu entfalten, hatte er sich keineswegs selbst entmachtet. Bereits 15 Jahre zuvor, bevor die Leidenschaften des Krieges entfesselt wurden, hatte er einem seiner wichtigsten Mitarbeiter, Otto Wagener, erklärt: "Kleine Völker zu unterdrücken, sie zu annektieren, zu besetzen, zu teilen, sie ihrer Souveränität und ihrer Verwaltungsautonomie zu berauben, ist dumm, nutzlos und gefährlich. Ein Volk bleibt sich selbst, egal welches Schicksal man ihm auferlegt".
Ich hatte zweifellos stark auf das Pedal gedrückt, damit unsere Rechte anerkannt wurden. Aber die Richtung war die, die Hitler trotz seiner — oft provozierten — Stimmungsschwankungen immer gewollt hatte: Europa sollte die Kräfte unserer verschiedenen Länder, die durch mehr als tausend Jahre unvergänglicher materieller und geistiger Schöpfungen verfeinert und bereichert worden waren, harmonisch zusammenführen, so reich in ihren eigenen Merkmalen. Ihre Originalität lag in ihrer Vielfalt. Um ein schönes und fruchtbares Europa zu schaffen, mussten sie gepaart, koordiniert und nicht erstickt werden.
So war ich im Dezember 1944, während der Ardennenoffensive, mit Hitlers Vertrauen und Zusagen in der Lage, meinem Land und dem gesamten Westen als Einheit die Möglichkeiten für einen stolzen und bereichernden Beitritt zu einer unerlässlichen europäischen Gemeinschaft zu bieten.

KAPITEL 32
VON DER RUSSISCHEN FRONT NACH SPANIEN

War es richtig, 1941 in die UdSSR einzumarschieren? — Das unveränderliche Ziel der Kommunisten: Weltherrschaft — Die sowjetische Superbewaffnung — Stalins Erpressung im August 1939 — Der Vertrag mit Hitler — Zwei Jahre Zeit für Stalin, sich vorzubereiten — 17.000 sowjetische Panzer bereit 1941 — Die Forderung des Balkans — Hitlers Krieg in der UdSSR, ein Verteidigungskrieg — 1942 war Stalin verloren — Seine Rettung durch Roosevelt — 490.000 LKWs, 23.000 Flugzeuge und 10.000 amerikanische Panzer — Die letzten europäischen Zuckungen.

Q. — Es war zweifellos die Eröffnung einer zweiten Front im Osten, die schließlich zum Zusammenbruch des Dritten Reiches führte und — was noch schlimmer war! — die es der Sowjetunion ermöglichte, halb Europa unter einer vierzig Jahre andauernden Unterdrückung zu erdrücken! Hitler wollte es so und diese Situation ist das Ergebnis seiner doppelten politischen und militärischen Blindheit?

R. — Die Anschuldigung ist nicht ohne Adresse. Natürlich musste Hitler, als er plötzlich in den sowjetischen Bienenstock stürmte, damit rechnen, von den Bienen angegriffen zu werden. Das Problem ist also, ob die Offensive von 1941 notwendig war, ob die Sowjets ohne sie nicht ohnehin auf Europa losgegangen wären?
Wie jeder zugeben wird, hat der Kommunismus nie seinen Plan der universellen Subversion versteckt. Lenin hatte ihn zehnmal dargelegt, noch bevor er 1917 in Petrograd triumphierte. Bereits Ende 1918 zettelte er die Rote Revolution an, die Berlin beinahe überrollt hätte. Im selben Winter übernahm er die Macht in Bayern: Drei kommunistische Juden aus Russland, Levin, Lewiné und Tobias Axelrod, die von ihm persönlich geschickt worden waren, gründeten 1919 die bayerische Sowjetrepublik. Es war ebenfalls ein kommunistischer Jude, Bela Kun, der im selben Jahr eine weitere Sowjetrepublik in Ungarn errichtete. Polen wurde 1920 nur dank der Energie von Pisdulski und der militärischen Zusammenarbeit mit den Franzosen vor der roten Herrschaft gerettet. Die gesamte sowjetische Geschichte ist ein langer Kampf um die Weltherrschaft. Lenin und Stalin haben diese politischen und militärischen Eroberungsziele nie versteckt.
In den ersten Jahren fehlte es ihnen an Mitteln. Lenin konnte nach 1917 nur auf ein ziemlich rückständiges Volk zählen, das vor allem aus Bauern bestand. Es war Stalin, der die entscheidende Idee hatte, dieses Agrarland in ein mächtiges Industrieland zu verwandeln, das den Sowjets das Kriegsmaterial liefern würde, das für die weltweite Ausbreitung des Kommunismus unerlässlich war.
In dieser Vision erwies sich Stalin als Genie. Er war ein brutales, elementares, hartnäckiges, äußerst grausames Genie, das zu jedem Verbrechen bereit war, um seine Ziele zu erreichen. Er liquidierte 10 Millionen Kulaken, das halb-bürgerliche Bollwerk der russischen Landwirtschaft. Er füllte seine eiskalten Gulags mit mehreren Millionen politischen Gefangenen. Er ließ 32.000 Offiziere erschießen, die seinen Ehrgeiz störten.
Innerhalb weniger Jahre war seine industrielle, d.h. militärische Macht enorm gewachsen.
Die Angst vor Hitler, der 1933 an die Macht gekommen war, hatte ihn noch mehr verstummen lassen. Aber seine Vorbereitungen für eine weltweite Expansion gingen weiter, diesmal in absoluter Stille und umso gefürchteter.

Q. — Gibt es dafür Beweise?

R. — In einem geheimen Bericht an Stalin berichtete Marschall Woroschilow über die Fortschritte: "Die Stärke unserer Streitkräfte", so Marschall Woroschilow, "hat sich seit 1934 mehr als verdoppelt; die Mobilisierung ist um 260% gestiegen; unsere Luftflotte kann 20% mehr Tonnen Bomben transportieren".
Im September 1938 war Stalin bereits dabei, diesen militärischen Rammbock in der Tschechoslowakei bei der Befreiung der Sudetendeutschen einzusetzen. Fast 40 seiner Divisionen waren in den Gebieten nahe der westlichen Grenzen aufgestellt worden, und zu diesem Zeitpunkt hätte er nach Mitteleuropa vordringen können.
Diese Möglichkeit wurde durch das Münchner Dreierabkommen vom September 1938 verhindert. Stalin hatte die Gelegenheit verpasst, sein europäisches Ziel zu erreichen und umging es mit einer Geschicklichkeit, die eines Talleyrand würdig war. Er schloss im August 1939, zum großen Skandal seiner internationalen Partner, ein Abkommen mit Hitler. Dieses Bündnis erschien ungeheuerlich, war aber seine klügste Initiative.
Die Berechnung war teuflisch. In jenen Monaten war die Gefahr groß, dass Hitler in der doppelten Zange des Westens und Moskaus gefangen war. Stalin tat alles, um seinen mächtigen deutschen Rivalen in die Falle zu

treiben. Er erpresste die naiven Vertreter der englischen und französischen Regierungen, indem er sie in Moskau empfing, ihnen seine militärische Stärke demonstrierte und damit sowohl die Alliierten als auch die Deutschen erschreckte, die dadurch zu weitreichenden Zugeständnissen bereit waren. Der Gewinner wäre derjenige, der das meiste zum niedrigsten Preis geben würde.

Q. — Welche Zahlen nannte die UdSSR, um diesen Kuhhandel zu unterstützen?

R. — Es ist mir nicht möglich, hier nicht in meinen Unterlagen nachzuschlagen, wenn ich nähere Angaben machen möchte. Hier sind sie, gemäß dem offiziellen Protokoll der Unterredung vom 15. August 1939, so wie sie der Armeebefehlshaber Schapotschnikow den alliierten Delegierten darlegte:
"Ich bin von der Militärmission der UdSSR beauftragt, den Plan für die Aufstellung der Streitkräfte an der Westfront der UdSSR zu erläutern: 120 Infanteriedivisionen, 16 Kavalleriedivisionen, 5.000 schwere Artilleriegeschütze, 9.000 bis 10.000 Panzer, 5.000 bis 5.500 Kampfflugzeuge, ohne Hilfsflugzeuge."
Zwei Tage später, vor der gleichen alliierten Kommission, fügte der Armeebefehlshaber Loktionow hinzu:
"Diese Zahlen beziehen sich auf die Luftwaffe an der Frontlinie, ohne Reserven. Die Überwachungseinheiten sind ständig einsatzbereit."
Hitler konnte auf keinen Fall von zwei Seiten gleichzeitig angegriffen werden, besonders wenn an der sowjetischen Grenze eine solche Lawine plötzlich über ihn hereinbrechen könnte. Um sich zu befreien, musste Hitler daher, entgegen seiner heiligsten Prinzipien, Stalin die nötigen Zugeständnisse machen. Eine vorübergehende Neutralisierung des möglichen Aggressors aus dem Osten, dessen Kräfte allein dreimal so stark gewesen wären wie seine eigenen, war unerlässlich. Hitler blieb nichts anderes übrig, als Ribbentrop nach Moskau zu schicken, um ein Abkommen mit Stalin zu unterzeichnen und ihm eine Beute zu versprechen, die noch verlockender war als die der Alliierten.
Von diesem Tag an befand sich Stalin ohne Zeit-, Geld- oder Blutverlust in einer militärisch starken Position. Innerhalb weniger Monate würde er ein Drittel von Polen, einen Teil von Finnland, die gesamten drei baltischen Staaten und im Juni 1940 Bessarabien erobern.
Hitler, der sich ganz auf seinen Kampf im Westen konzentrierte, musste Stalin gegen seinen Willen erlauben, seine Beute schnell einzusammeln. Im Sommer 1940 war der kommunistische Diktator genauso ein Sieger wie Hitler, aber in Frieden! Und das kostenlos! Er hatte nicht einen einzigen Kanonenschuss abfeuern müssen, um in alle Richtungen vorzurücken.
Hitler verbrauchte seine Kräfte. Stalin hingegen vergrößerte seine.

Q. — Dennoch hat die UdSSR Hitler geholfen. Insbesondere durch die Lieferung von Öl.

R. — Um Zeit zu gewinnen, ja, denn Stalin brauchte noch Zeit. "Wir werden erst 1942 die volle Leistung erreichen", sagte ihm seine rechte Hand, General und späterer Marschall Schukow, Chef des Generalstabs.
Diese Zeit sollte Stalin nicht verlieren. Bereits in der Woche nach dem Abkommen mit Ribbentrop vom August 1939 hatte er drakonische Befehle gegeben, um das militärische Potential der UdSSR sofort enorm zu steigern, was durch offizielle Dokumente belegt ist. Stalin dachte nie an eine aufrichtige Annäherung an Deutschland. Was er wollte, war, während Polen seine Armeen in Polen, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich verschliss, die Zeit zu nutzen, um seine eigenen Armeen zu vergrößern.
Er war sogar enttäuscht gewesen, als er sah, dass Hitler 1940 so schnell gesiegt hatte. Aber eine Feststellung hatte ihn dennoch erfreut: Hitler war noch nicht wirklich fertig. England widerstand ihm hinter seinen Gewässern. Das Duell stagnierte. Die deutsche Invasion war noch nicht abgeschlossen.
Im Gegenteil, die ersten britischen Bomben fielen auf Berlin. Hitlers Position blieb instabil. Dies war der Moment für Stalin, die Situation ein zweites Mal auszunutzen.

Q. — Wie ging Stalin vor?

R. — Am 1. September 1940 waren bereits 75% seiner Panzer an die deutsche Grenze gedrängt worden, obwohl Hitler zu diesem Zeitpunkt die UdSSR in keiner Weise bedrohte. Marschall Schapotschnikow, Kommandeur der sowjetischen Streitkräfte in Sibirien, hatte seinem Chef im Monat zuvor folgende Nachricht geschickt: "Die Panzer aus Zentralasien, dem Kaukasus und dem Fernen Osten werden spätestens am 20. August 1940 auf die Linie Riga-Kowno-Brest-Litowsk gebracht!".
Nachdem diese Vorkehrungen getroffen waren, schickte Stalin seinen Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, Wjatscheslaw Michailowitsch Skrjabin, genannt Molotow, im Oktober 1940 in die

Hauptstadt des Dritten Reiches, nicht um zu verhandeln, sondern um Forderungen zu stellen. Sie forderten neue Beute, immer kostenlos. In der Tat: die vollständige Kontrolle des Balkans.
Man hätte ihm ganz Südosteuropa überlassen müssen, ohne dass er das geringste Risiko eingegangen wäre.

Q. — Wie reagierte Hitler?

R. — Hitler versuchte in einem letzten Versuch der Versöhnung, Stalins Ehrgeiz und Appetit auf Indien zu lenken.
Molotow war besonders mürrisch und blickte Hitler frech durch seine inquisitorische Buchhalterbrille an. Er war nicht an einer Eroberung Indiens interessiert. Sie hätte die UdSSR in einen Krieg verwickeln können. Was Stalin wollte, war kostenlose Beute!
Die Meinungsverschiedenheit war also vollkommen.
Für Hitler wurde es offensichtlich, dass der Bolschewismus, nachdem er ihn bis zum Sommer 1940 reichlich benutzt hatte, ihn in Zukunft noch viel mehr benutzen wollte, indem er alle Kosten der sowjetischen Expansion von ihm decken ließ.
Ein Nachgeben war nicht mehr möglich. Stalins souveräne Herrschaft auf dem Balkan bedeutete, dass Istanbul bedroht wurde, die Adria erreicht wurde, der gesamte Plan der wirtschaftlichen Föderation Europas zerstört wurde und vor allem, dass die Sowjets in entscheidenden Positionen unter dem Bauch Deutschlands, gegenüber Mussolinis Italien, angesiedelt wurden, die perfekte Basis für zukünftige Rushes.
Hitler hatte nicht unter großen Opfern sein Großdeutsches Reich und den ersten Embryo eines neuen Europas geschaffen, damit Stalin mit seiner Zustimmung und dank seiner Hilfe den hart erarbeiteten Gewinn ohne Kosten einkassieren konnte. Sich darauf einzulassen, wäre Selbstmord gewesen.
So stand der Krieg im Osten bereits im Oktober 1940 vor der Tür.

Q. — War der deutsche Überfall auf die UdSSR 1941 Ihrer Meinung nach eine Art Präventivkrieg?

R. — Der Krieg, den Stalin in Wahrheit führte, begann im August 1939. Damals hatte er alle ausgetrickst, die Alliierten ebenso wie Hitler, und wollte nur eines: dass sie sich alle gegenseitig abschlachten, während er warten würde, bis sie am Ende wären, um sie zu erledigen.
Wesentliche Dokumente des sowjetischen Hohen Generalstabs wurden von Marschall Schukow freigegeben. Sie sind von fulminantem Zynismus.
Normalerweise hätte die UdSSR nach dem Abkommen mit Hitler vom August 1939 ruhig bleiben müssen, da ihre Westgrenze gesichert war. Aber genau am Tag nach dieser Unterzeichnung begann Stalin mit ebenso großer Eile wie Brutalität mit der gewaltigsten Kriegsproduktion, die jemals irgendwo auf der Welt angeordnet worden war.
Die Zahlen sind erschreckend. Während Hitler, als er im Juni 1941 die UdSSR betrat, insgesamt 3.000 Panzer besaß, verfügte Stalin über 17.000 bis 18.000 Panzer, die unter absoluter Geheimhaltung gebaut wurden! Und im Frühjahr 1942 hätte er gemäß den Befehlen 32.000 Panzer besitzen müssen, d.h. fast elfmal so viele wie das Dritte Reich!
Gleichzeitig ordnete Stalin die Einrichtung von 164 neuen Flugfeldern an. Seine Luftflotte würde 1941 die für die damalige Zeit enorme Zahl von über 10.000 Flugzeugen erreichen. Der Vorrat an Sprengstoff betrug 345 Milliarden 735 Millionen Kilogramm. Genug, um ganz Europa in die Luft zu sprengen!
Wenn man diese sowjetischen Dokumente liest, die von Marschall Schukow persönlich bestätigt wurden, fällt man aus allen Wolken.
Hitler wusste nicht alles, aber er wusste genug: wenn er nicht angriff, würde der andere angreifen. Nur noch ein paar Monate, um seine Produktion zu erhöhen und Stalin würde bereit sein. Schukow gibt in seinen Erinnerungen zu: 1942 wäre das sowjetische Jahr — je nach Waffengattung — fünf- bis zehnmal größer als das Hitlers gewesen, wie er selbst in seinen Memoiren schreibt, die in Paris von Fayard übersetzt wurden.

Q. — Hat Hitler das geahnt?

R. — Hitler witterte die Gefahr. Marschall Schukow gab später zu, dass Hitler eine gute Nase hatte: "Hitler beeilte sich, nicht ohne Grund", schrieb er in seinen Memoiren und rechtfertigte damit die Reaktionen des Führers.
Im Frühling oder Sommer 1942 wurden die 32.000 Panzer
358

Stalins Panzer würden in der Lage sein, nach Europa zu stürmen, nicht wie wir über die schrecklichen Schlamm-, Sand- und Schneepisten, wie sie überall in Russland zu finden sind, sondern über 7.000 Kilometer prächtige Autobahnen, die Hitler in einer großen sozialen Anstrengung von Preußen bis zum Rhein angelegt hatte.
Es war ein Billardtisch, auf dem Stalins zwanzig Panzerkorps fahren sollten!
Hitler hatte von Anfang an seinen Willen bekundet, den Kommunismus zu liquidieren und die Völker Russlands der großen europäischen Gemeinschaft anzuschließen. Aber im Juni 1941 war es nicht einmal mehr so weit. Es war eine Frage von Leben und Tod. Stillhalten bedeutete, Stalin die sechs Monate oder das Jahr zu gewähren, die ihm nach den formellen Erklärungen von Marschall Schukow noch fehlten, um erfolgreich zu sein.
Hitler war in die Enge getrieben. Er musste reagieren, ohne noch mehr Zeit zu verlieren, er musste sich entscheiden, ob er kämpfen wollte, um nicht zugrunde zu gehen, oder ob er den feigen Tod in Kürze in Kauf nehmen wollte.
Das Risiko dieses Krieges, der bis in die Tiefen des riesigen sowjetischen Imperiums geführt werden musste, war groß, furchterregend und Hitler wusste dies besser als jeder andere. Er selbst sagte mir, dass er, als er sich nach Russland stürzte, das quälende Gefühl hatte, eine Tür zu einer dunklen Wohnung mit der Schulter einzutreten. Aber für einen klaren und mutigen Führer gab es keine andere Möglichkeit, als zu versuchen, dem Gegner zuvorzukommen, wenn man nicht wollte, dass ein oder zwei Jahre später Europa unter dem sowjetischen Ansturm zermalmt werden würde.

Q. — War ein Sieg über die Sowjets, insbesondere als die USA im Westen auf den Plan traten, nicht eine Utopie? Waren Sie nicht der letzte Don Quichotte Europas?

R. — Dieser scheinbar unmögliche Sieg war durchaus erreichbar. Anfang Dezember 1941 wäre er beinahe erreicht worden.
Die UdSSR war durch Hitlers plötzlichen Angriff — oder besser gesagt Vorangriff — aus der Bahn geworfen worden, der mit äußerster Raffinesse vorbereitet und von außergewöhnlichen Truppen durchgeführt wurde, die zwar relativ klein waren, aber in ihrer militärischen Ausbildung und ihrem Wert weltweit einzigartig waren. Innerhalb weniger Wochen war alles, von der Umgebung Leningrads bis zur Krim, von der Wehrmacht und der Waffen-SS überrannt worden.
Mussolinis unvernünftige Offensive von Albanien aus gefährdete jedoch den deutschen Plan, indem er Griechenland an die Briten auslieferte. Hitler — es ist alles da — sah sich gezwungen, fünf wertvolle Wochen im Mai und Juni 1941 zu nutzen, um die Gefahr einer britischen Offensive, die von Griechenland aus seinen Rücken auf dem Balkan abschneiden könnte, zu beseitigen.
Diese fünf Wochen wären nicht zu viel gewesen, um ein Sowjetreich zu erobern, das sechs oder sieben von zwölf Monaten durch Schnee und Schlamm gelähmt war.
Wenn der Krieg in Russland — wie in den strategischen Plänen vorgesehen — einen großen Monat früher hätte begonnen werden können, wäre er bereits Anfang November 1941 gewonnen worden. Guderian, der Kommandant der Schlachtschiffgruppe, der gerade aus Kiew zurückgekehrt war, wo er 700.000 sowjetische Soldaten eingekesselt hatte, hätte bereits Ende Oktober mit seinen Panzern 200 km östlich von Moskau gelagert, bevor die erste große Kälte einsetzte. Selbst eine einwöchige Verzögerung des Frosteinbruchs hätte ausgereicht, um den endgültigen Durchbruch zu schaffen, der alles mit sich gerissen hätte.
In aller Eile hatten die Sowjets bereits die Mumie Lenins zur Wolga gebracht. Das Hakenkreuz hätte zum Jahrestag der Oktoberrevolution über dem Kreml und dem Roten Platz geweht.

Q. — Aber was dann? Die Weite der UdSSR musste noch erobert werden.

R. — Noch 1942 hätten wir durchaus Erfolg haben können. Der Ansturm auf den Kaukasus war außerordentlich erfolgreich gewesen. Der sowjetische Zusammenbruch war beeindruckend.
Der englische General Brooke, der Churchill im August 1942 nach Moskau begleitete, hatte sich nicht gescheut, anzukündigen: "Der Kaukasus wird von den deutschen Armeen überquert und das Kaspische Becken erobert werden".
Churchill war nicht weniger pessimistisch:
"Ich kann mich nicht davon überzeugen, dass die Deutschen gestoppt werden, bevor sie Baku besetzt haben. Niemand weiß, ob die Russen noch lange die Kontrolle über das Schwarze Meer behalten werden."
Stalin selbst, der mehr Schwarzes als ein Köhler zermalmte, machte Churchill am 4. September 1942 das schreckliche Geständnis: "Die Sowjetunion steht vor einer Todesdrohung".

Die Kapitulation von Stalingrad selbst, um die so viel Aufhebens gemacht wurde und die zweifellos die Eroberung des Kaukasus und der Wolga zum Scheitern brachte, war militärisch gesehen nur ein großer Rückschlag gewesen. Auf jeden Fall hatte sie nur 4% der Truppen des Reiches vernichtet. Wie vor Moskau im Dezember 1941 hatte Hitler die Angelegenheit in der Ukraine mit seiner blitzartigen Kraft wieder unter Kontrolle gebracht. Sogar Charkow war zurückerobert worden. Die hart getroffenen Russen hätten 1943 immer noch perfekt zurückgedrängt werden können und Hitlers dritter Plan wäre aufgegangen, der seine Armeen vom Don und der Wolga östlich von Moskau nach Archangelsk geführt hätte, ein Jahr bevor die ersten Alliierten in den Obstgärten der Normandie auftauchten.
Es waren die Amerikaner, die Stalin retteten.

Q. — War die Sowjetunion nicht in der Lage, sich zusammenzureißen und den Krieg allein zu gewinnen?

R. — Ja, denn ich habe das Drama vor Ort erlebt. Die gesamte russische Macht brach zwischen dem Don und dem Berg Elbrus zusammen. Im Herbst 1942 trafen die ersten 750 schweren Sherman-Panzer über Persien ein, die den zusammenbrechenden Sowjets von einem Roosevelt zu Hilfe geschickt wurden, der nicht viel klarer war als der König von England, der Stalin fast zur gleichen Zeit einen riesigen Säbel aus massivem Gold als Zeichen seiner stotternden Bewunderung zukommen ließ.
Diese 750 schweren amerikanischen Panzer griffen in Stalingrad mächtig gegen die Deutschen ein. Ihre Unterstützung war von unbestreitbarem Gewicht für den Sieg der Sowjets an der Wolga. Ohne dieses fast wundersame Geschenk von Präsident Roosevelt und ohne die Unterlegenheit der deutschen Luftwaffe — denn Roosevelt überschüttete auch die Russen mit Tausenden von Flugzeugen — "wäre die Schlacht von Stalingrad, wie der sowjetische Marschall Rotmitrow, einer der großen Architekten der sowjetischen Einkreisung, zugab, für uns verloren gewesen und von Manstein hätte den Ring um die Paulus-Armee durchbrochen".
Der sowjetischen Armee fehlte es fast vollständig an Transportmitteln. Über Hunderte von Kilometern schoben Herden von Tausenden von russischen Frauen die Treibstofffässer mit der Hand durch den Schnee. Roosevelt war der wahre Retter des Kommunismus. Er lieferte den Sowjets die 490.000 Lastwagen, die ihren Vorstoß vom Dneper bis nach Berlin ermöglichten.
Für die alliierte Offensive in Europa von 1943 bis 1945 wurden insgesamt 420.000 LKWs eingesetzt. Roosevelt lieferte 490.000 — das sind 70.000 mehr als seine eigenen Truppen! — an seinen Freund Stalin, der mit ihnen halb Europa überrollte.
Die Zahlen, die nach 1945 bekannt wurden, sind erschreckend. Nicht nur fast 500.000 amerikanische Lastwagen wurden von Roosevelt an Stalin geschickt, sondern auch 23.000 Flugzeuge und Flakgeschütze. Und mehr als 10.000 Panzer (das Dreifache dessen, was Hitler bei seiner Ankunft in der UdSSR besaß!). Und 2.000 Lokomotiven. Und 11.000 Eisenbahnwaggons. Und zwei Milliarden sechshundert Millionen Liter Benzin. Und vier Milliarden fünfhundert Millionen Konservendosen. Und achtzehn Milliarden achthundertsechzig Millionen Dollar für verschiedene Lieferungen. Sogar eine komplette Fabrik (für 20.000 Arbeiter) zur Herstellung von Reifen.
Die Russen haben während des Zweiten Weltkriegs zweifellos heldenhafte Anstrengungen unternommen. Ihre Soldaten waren bewundernswert mutig. Aber ihre Kriegskunst war extrem primitiv. Sie bestand in erster Linie darin, Millionen von braven Menschen, die in unförmigen Herden zusammengedrängt waren, in erbärmliche und fast immer sinnlose Massaker zu schicken. Viele von ihnen hätten überlebt, wenn sie gut ausgebildet und gut geführt worden wären.
Die technische Qualität, die ihnen fehlte, besaß Amerika mit seinen Wissenschaftlern, Forschern und Schöpfern, seiner dynamischen Emulation und dem typischen Charakter seiner industriellen Freiheit. Russland war ein verwirrendes Buschland. Das war es immer. Es ist es immer noch. Es ist ein Konglomerat, das dem Phantasievollen und dem Mann der Tat keine Freiheit lässt. Ohne die Autonomie, die den Geschmack des Neuen und des Risikos entwickelt, hat die große sowjetische Maschine immer in Ungenauigkeit, Unvollkommenheit und Sterilität gestottert. Es war die gigantische Unterstützung der besten amerikanischen Waffen und Ressourcen, die die russische Schwerfälligkeit durch eine qualitativ hochwertige Injektion behoben. Ohne sie wäre Stalin früher oder später zusammengebrochen.
Auch Deutschland fand seine Stärke unbestreitbar in der Qualität, die seine Stärke wunderbar ergänzte, der Qualität der Methoden, der Qualität der Organisation und der Qualität der Produktion. In diesem schwierigen Kampf hätte sie siegen müssen, wenn die Sowjets sich selbst überlassen worden wären. Roosevelt rettete den Kommunismus, indem er ihm die wichtige Hilfe der Spitzentechnologie zukommen ließ, die Sowjetrussland, das an seinem Etatismus erstickte, entmachtete.

Kaum hatte die Sowjetunion gesiegt, wandte sie den Nutzen dieser Unterstützung gegen Amerika. Die Sowjets waren hungrig geworden und stützten sich in den USA auf ein bereitwillig angenommenes Netzwerk von Spionen, die Erfindungen kopierten, und würden ihren Rettern schnell Konkurrenz machen. Innerhalb eines Jahres stahlen sie ihnen die Geheimnisse der Atombombe. Dank Roosevelt waren die Sowjets in der Lage, die wilde Kraft, die eines Tages die Vereinigten Staaten selbst überrollen könnte, wissenschaftlich zu zähmen.

Q. — Wann beeinflusste das amerikanische Material das Schicksal der Schlachten an der Ostfront entscheidend?

R. — Wir wurden ab 1943 an der Ostfront von ihnen überwältigt.
Ich erinnere mich an einen erfolgreichen Angriff, den wir beim Bruch von Tscherkassy durchführten. Es gelang uns, in der Nähe von Novo-Buda eine sowjetische motorisierte Gruppe einzukreisen: alle ihre Lastwagen waren ausnahmslos amerikanisch.
In Estland, sechs Monate später, wurden wir jede Sekunde von sowjetischen Maschinengewehrschützen aus dem Himmel beschossen, die amerikanische Flugzeuge benutzten, die ihnen zu Tausenden geliefert worden waren.
An der Ostfront kämpften wir sowohl gegen Roosevelt, den hageren Paralytiker aus Washington, als auch gegen den schnurrbärtigen und grimmigen Stalin, der die kostenlose Unterstützung des US-Präsidenten voll ausnutzte.
Diese hatten seitdem Zeit, sich in die Finger zu beißen. Auch sie sind heute in extremer Gefahr. Angesichts des Kommunismus, dessen Sieg Roosevelt sicherstellte, müssen sie jedes Jahr Hunderte von Milliarden Dollar ausgeben, um ihr Überleben zu sichern. Aber das große Verbrechen gegen den Weltfrieden wurde zwischen 1942 und 1944 begangen. Der Mörder Europas — und vielleicht der ganzen Welt — ist das sarkastische Gespenst, das auf seinem Rollstuhl im Weißen Haus sitzt und seine Beine mit Duraluminium beschlagen hat...
Er selbst wurde völlig von seiner überdrehten Ehefrau Eleonore beherrscht, die Wangenknochen wie Apfelkuchen und Zähne wie Klaviertasten hatte. Sie hatte sich dem Triumph der stalinistischen Freundschaft verschrieben.
Ich glaube nicht, dass wir uns über die Möglichkeit eines russischen Jochs Sorgen machen müssen", sagte der Ehemann immer wieder, "ich habe absolutes Vertrauen in die Loyalität der Sowjets".
Er starb einen Monat vor Stalins Einzug in Berlin. Er hatte nicht einmal seinen Vizepräsidenten, Mr. Truman, auf seine Nachfolge vorbereitet. Truman, ein ehemaliger unglücklicher Krawattenverkäufer, hatte erst aus der Presse erfahren, dass das Schicksal der Welt auf der Konferenz von Jalta entschieden wurde!

Q.— Glauben Sie, dass die Sowjets seit langem einen Plan für die Übernahme von ganz Osteuropa hatten?

R. — Für die Besetzung Osteuropas wurden 3500 sowjetische Verwaltungsbeamte Monate im Voraus zusammengestellt, "das phänomenalste politische Jahr, das es je gegeben hat", schrieb Marschall Schukow.
Ganz Europa wäre in seiner Gesamtheit zusammengebrochen, wenn wir nicht drei Jahre lang den unzähligen Ansturm der Sowjets, die von Roosevelt vorangetrieben wurden, in einem schrecklichen Kampf eingedämmt hätten. Es grenzt an ein Wunder, dass der Ansturm im April 1945 teilweise gestoppt werden konnte; die europäischen Truppen an der Ostfront haben zumindest das Nötigste gerettet. Ihre Opfer errichteten von Lübeck bis Basel den letzten Damm, den die Sowjets nicht durchbrechen konnten. Zumindest bis jetzt.
Aber wer wird so ehrlich sein, diese Tatsache anzuerkennen? Unsere Überlebenden am Donetz, im Kaukasus, in Tscherkassy, in Estland müssen noch immer stündlich die Verwünschungen von Tausenden von Dummköpfen und Blinden ertragen, die ohne sie zu sowjetischen Kolonisten geworden wären, die wie Tschechen, Bulgaren oder Polen schuften.
Das so verratene Osteuropa war im Frühjahr 1945 kurz davor zu sterben, während Millionen von leeren Köpfen vor Freude lachten.
Um zu verhindern, dass Westeuropa in seiner gesamten Ausdehnung untergeht, führten wir die letzten Kämpfe des Krieges gegen die Sowjets. Wir hatten 1941 alles getan, um der Expansion der UdSSR zuvorzukommen. Anfang 1945 taten wir alles, um die entsetzlichen Zerstörungen, die Herrn Roosevelt gleichgültig oder sogar nachgiebig ließen, so weit wie möglich zu begrenzen.
"Es ist nur natürlich", erklärte er kaltblütig kurz vor seinem Tod, "dass die Europäer bei dem Gedanken, sich an Russland anpassen zu müssen, entsetzt sind."

Q. — Was hatten Sie in diesem Frühjahr 1945, als alles verloren war und Sie mit Ihren letzten Truppen in einem unmöglichen Kampf dezimiert wurden, noch zu hoffen?

R. — Es waren in der Tat die Monate der Agonie, die verdienstvollsten Monate, ohne die Illusion, noch gewinnen zu können. Die letzten Wochen des Kampfes, vom Baltikum bis nach Ungarn, hatten nur noch ein Ziel: hart zu kämpfen, damit die Sowjets nicht alles verschlingen konnten, damit diese barbarische Invasion, die Millionen von Opfern auf ihrem Weg forderte, nicht das Herz des Westens erreichen konnte.
Glauben Sie wirklich, dass ohne die Anhäufung unserer Toten der sowjetische Ansturm westlich von Berlin engelhaft aufgehalten worden wäre? Alle Europäer wären dem Gesetz des Knuts unterworfen gewesen.
Wir klammerten uns an unsere improvisierten Stellungen in der Gegend von Stargard in Ostpreußen, 35 km östlich der Odermündung. Ein Kampf auf Leben und Tod, ohne eine Sekunde Pause. Unsere Soldaten hatten fast keine Munition mehr, um sich zu verteidigen. Unsere letzten Panzer waren wegen Treibstoffmangels am Boden geblieben. Unsere Kanonen hatten nur noch drei Granaten pro Tag. Aber wir wussten, dass jeder Kilometer, den wir behalten konnten, den Verfall unserer Heimatländer verzögerte. Daher unser verzweifelter Widerstand, trotz der sicheren Niederlage.

Q. — Sahen Sie die Vergeltungsmaßnahmen voraus, die Sie erwarten würden?

R. — Zu der täglich wachsenden Gefahr kam die Angst vor dem endgültigen Schicksal unserer Soldaten hinzu.
Ich hatte immer nur Freiwillige für den Kampf ausgebildet. Ich wollte, dass jeder am Rande der Katastrophe die Freiheit hat, zu gehen oder weiter zu kämpfen. Ich versammelte alle meine Jungen einen Monat vor dem Ende. Ich sagte ihnen brüderlich: "Wir haben den Krieg verloren, aber ich glaube, daß wir trotz allem weiterkämpfen müssen, denn je mehr wir kämpfen, desto weniger werden die Russen in unser Land vordringen. Aber diejenigen, die der Meinung sind, dass dieses letzte Opfer zu nichts mehr führen wird und die nicht mehr bereit sind, ihr Leben weiter zu riskieren, sind absolut frei in ihrer Wahl.
Auf diese Weise gab ich denjenigen unserer Freiwilligen, etwa 100, die genug hatten, ihre Handlungsfreiheit zurück.
Aber was war mit den anderen? Diejenigen, die entschlossen waren, bis an die äußerste Grenze zu kämpfen, wie sollten sie gerettet werden?
Am 20. April 1945 fuhr ich mit meinem kleinen Volkswagen in das fast umzingelte Berlin, um einen Vorrat an Ausweispapieren von ausländischen Arbeitern zusammenzukratzen. Dank dieser Papiere konnten 3.700 unserer Jungen nach Mai 1945 den Fängen der belgischen Polizei entkommen.

Q. — Was ist mit Ihnen? Wie konnten Sie sich im letzten Moment aus dem Schlamassel befreien?

R. — Nach der letzten Verteidigung von Berlin führten wir harte Nachhutkämpfe von der Oder bis nach Lübeck. Am 2. Mai 1945 war ich mit Himmler in der Nähe von Kiel. Auf seine Anweisung hin fuhr ich nach Kopenhagen, wo die letzten Kontingente meiner noch freien Soldaten auf dem Seeweg ankamen. Aber am 5. Mai landeten die Engländer. Ich entging nur knapp der Gefangennahme. An Bord eines Baggerschiffes und durch die Minenfelder des Skagerrak gelangte ich nach Norwegen. Am 7. Mai 1945 erfolgte die Generalkapitulation Deutschlands! Am nächsten Morgen sollten die Alliierten landen! Gegen Mitternacht startete ich mit einem Flugzeug, das Minister Speer mit seiner Besatzung zurückgelassen hatte, von einem behelfsmäßigen Flugfeld, ohne Beleuchtung, ohne Markierung, mit Benzin für 2.150 km. Es sind 2.300 km bis nach Spanien, das ich zu erreichen hoffte. Wir waren zu fünft an Bord. Die Maschine nahm zunächst Kurs auf Schottland.

Q. — Warum war das so?

R. — Meine erste Idee war, über England nach Kontinentaleuropa zu fliegen, um den Eindruck zu erwecken, dass es sich bei unserer Maschine um ein britisches Flugzeug handelte. Aber wir wurden sofort vom Radar entdeckt. Ich wusste nicht, dass die Alliierten die Radare bis zu einem solchen Punkt der Perfektion entwickelt hatten! Das Radio knatterte: "Wer sind Sie? Wohin gehen Sie? Die gesamte Luftabwehrartillerie schoss auf uns. Ich bewunderte das Feuerwerk sehr.
Um nicht abgeschossen zu werden, mussten wir in der Nähe von großen Städten bis auf einige Dutzend Meter über dem Boden tauchen, um dem vertikalen Feuer der Flak zu entgehen. Das war keine Fliegerei mehr, das war Akrobatik.

Unsere Heinkel flog um drei Uhr morgens über das jubelnde Paris und dann über ganz Frankreich. Vor dem Morgengrauen stotterten die Motoren. Das Benzin war knapp. In der Dunkelheit fürchteten wir, dass wir über den Atlantik geflogen waren. Aber plötzlich war es wie ein Wunder: unter unseren Flügeln leuchtete die Gironde!
Nach Bordeaux war unsere Heinkel immer weiter gesunken, da ihre Tanks fast leer waren.
Und wenn wir hätten landen müssen, werden Sie fragen? Mitten in der Nacht, in der Schuhcreme, das wäre der sichere Tod gewesen. Das war uns egal. Wir würden uns lieber umbringen, als zu kapitulieren.
Wir könnten dennoch, wer weiß, überleben. Das Glück mag mich. Im Falle einer Notlandung wären wir zum nächsten Weg gerannt, hätten unsere Maschinengewehre auf das erste vorbeifahrende Auto gerichtet und den entsetzten Besitzer aus dem Sitz geschleudert. Wir hätten die spanische Grenze mit einem lauten Knall erreicht, wenn jemand versucht hätte, uns abzufangen. Aber unser Heinkel war tapfer. Flugzeuge sind wie Autos. Die Anzeige des Autos zeigt Null an, aber das Auto fährt immer noch. Plötzlich sahen wir vor uns eine gerade Klippe. Wir richteten unser Flugzeug fast senkrecht auf und klappten es sofort wieder herunter, um die letzten Tropfen Benzin aufzufangen. Im ersten Licht der Morgendämmerung sahen wir große rote Ziegeldächer. Das war San Sebastian. Mein Glück! Es war Ebbe. Zwanzig Meter Sand säumten den Deich. Wir stürzten uns auf den schmalen Strand, um notdürftig zu landen.

Q. — Waren Sie gerettet?

R. — Noch nicht! Gerade dann, fast am Ende des Sinkfluges, sahen wir hundert Meter vor uns einen riesigen Felsen, der unseren Weg versperrte, den Felsen, der den königlichen Palast stützt. Wir fuhren in der Sekunde die Räder ein, um mit dem Rumpf des Flugzeugs eine Vollbremsung zu machen. Das Flugzeug rutschte zwei oder drei Sekunden lang perfekt über den Sand. Peng! Ein Triebwerk explodierte! Die Heinkel war wie von Sinnen und raste durch die Fluten. Nach 100 Metern blieb er stehen. Wir waren fast ertrunken, das Wasser stand uns bis zum Kiefer, aber gerade genug, um noch atmen zu können. Aber das Flugzeug war nicht gesunken!
Fünf Minuten später schwammen nackte Spanier um unseren zerschmetterten Rumpf herum. Ein Boot legte an unserem Wrack an. Wir waren gerettet, aber in Stücken! Ein Krankenwagen brachte mich in das alte Militärkrankenhaus, das Generalkrankenhaus Mola. Ich hatte fünf Brüche. Mein Arm und mein Oberkörper sollten monatelang eingegipst bleiben, ganz zu schweigen von meinem Bein, das ebenfalls gebrochen war und nicht bewegt werden konnte. Das bedeutet, dass ich absolut nicht transportfähig war. Immer noch meine Baraka! Denn ohne diese Sammlung von Brüchen wäre ich verloren gewesen. Das erdrosselte Spanien, das von einer Invasion bedroht war, hätte keine Ausflüchte finden können, um mich zu retten. Ich wäre zweifellos, wie Pierre Laval, an die Alliierten ausgeliefert worden.
Ich würde seit Jahrzehnten unter der Erde liegen. Einige hätten dies als sehr angenehm empfunden. Es tut mir leid für sie. Aber für mich ist es eine Freude. Was für eine Freude ist das Leben, wenn der Atem des Todes Ihnen so lange Zeit die Knochen gefroren hat!

VIERTER TEIL
DER PREIS DER NIEDERLAGE

KAPITEL 33
DIE ABRECHNUNG

Der Schwindel der "Kriegsverbrechen" — Die Verbrechen der anderen — Degrelles Position: Versöhnung — Tausend Morde in Belgien — Die kommunistischen Mörder im Dienste Moskaus — Ihre bürgerlichen Verbündeten — Vergeltungsmaßnahmen — Die Ermordung von Léon Degrelles Bruder — 50 Geiseln werden dank seiner Mutter begnadigt — Die Repression trifft die gesamte Familie Degrelle.

Q. — Der Rexismus wurde für eine Reihe von Verbrechen und Anschlägen während des Krieges verantwortlich gemacht. Wie rechtfertigen Sie sich angesichts dieser Anschuldigungen?

R. — Ich will es Ihnen gleich sagen: Ich bin nicht in der Stimmung, mich in eine Falle locken zu lassen. Die "Kriegsverbrechen" sind die große Falle derer, die uns seit 1945 verfolgen. Damit wir nicht mehr von dem Rest hören, der groß und daher peinlich war, versuchen sie, uns in die Falle der angeblichen persönlichen Vergehen zu locken. Sie hängen uns laute Töpfe an den Hals, deren Lärm die Öffentlichkeit von anderen Beobachtungen ablenken soll. Wir haben den einen verhaften lassen, den anderen erschossen! Zehn Jahre lang, zwanzig Jahre lang wurden wir alle mit derartigen Anschuldigungen überschüttet!
Die verblüffte Öffentlichkeit, die nie etwas überprüfen konnte, war schließlich entsetzt und bereit, uns an den Pranger zu stellen!
Im Laufe der Jahre musste der eine oder andere Kritiker mit einem neugierigen und objektiven Geist feststellen, dass es oftmals keine Grundlage für diesen Rachefeldzug gab — in meinem Fall zum Beispiel. Es gab nie Beweise, die eine Anklage hätten stützen können, oder die einer ehrlichen Prüfung hätten standhalten können.
Insbesondere in meinem Fall waren die Lügen so inkonsistent, dass ich trotz der Unterwürfigkeit der Justiz von 1945 nie wegen eines "Kriegsverbrechens" verfolgt oder auch nur angeklagt wurde. Tausende von Menschen waren den gleichen Schmähungen ausgesetzt, ohne jegliche Grundlage.
Aber was wurde getan, als die Nichtigkeit der Verleumdungen offenkundig wurde und man aus Anstand hätte widerrufen müssen? Ganz einfach: Man schwieg! So blieb die Anklage in den Gehirnen der Massen, die jahrelang von den Lügen überflutet wurden, bestehen. Das Aufzeigen unseres guten Rechts hatte keine Auswirkungen, da es ignoriert wurde. Das Mantra begleitete unsere Namen weiterhin wie ein verfluchter Refrain. Wir sind abscheuliche Kriminelle, alles ist gesagt!
So wurde einer der höchsten Gipfel der Weltgeschichte in einen kleinen, schmutzigen Sumpf verwandelt, in dem wir alle erstickt werden sollten.
Viele unserer Leute starben, ohne sich verteidigen oder sich erklären zu können.
Man will uns Überlebenden das Gleiche antun. Es funktioniert nicht mehr.

Q. — Aber es ist nicht zu leugnen, dass der Zweite Weltkrieg eine abscheuliche Serie von Verbrechen gegen die Menschlichkeit hervorgebracht hat?

R. — Natürlich ist das so! Es gab sowohl auf der einen als auch auf der anderen Seite schreckliche Verbrechen. In diesem Krieg, wie in jedem anderen Krieg auch! In jeder Feuerepoche gab es menschliches Versagen. Alexander der Große, Katharina die Große, Peter der Große, so groß sie auch waren, hatten ihre eigenen. Napoleon hatte seine eigenen. Der Heilige Petrus stürzte, als er seinen Meister in der Nacht der Passion verleugnete.
Der offiziell jungfräuliche "Widerstand" selbst verübte während des Zweiten Weltkriegs Tausende von schrecklichen Verbrechen und zahllose Gräueltaten: Frauen mit verbrannten Brüsten, aufgespießte politische Gefangene oder nach der "Befreiung" in Badewannen mit Alkohol gegrillte Gefangene.
Der große Freund Stalin tötete mehr als drei Millionen Zivilisten während seiner Eroberung Ostdeutschlands 1945, ganz zu schweigen von den Hunderttausenden von Frauen, die von seinen Mongolen, Kalmücken und anderen eleganten Rittern des Rechts vergewaltigt wurden.
Auch die Freien Französischen Streitkräfte waren nicht frei von Vorwürfen. General de Gaulle wurde sogar von einem gewissen Henri Dufour, der sich über Misshandlungen durch den gaullistischen Geheimdienst beschwerte, vor ein britisches Gericht zitiert.

Natürlich wurde die Angelegenheit vertuscht. Allerdings gab es unter den Franzosen in London große Aufregung.
Oberst Remy sagte: "Ich dachte, ich diene dem Führer des freien Frankreichs. Ich sah einen Nachahmer Hitlers!".
Pierre Billotte war nicht weniger empört: "Ich hatte mich nicht in den Freien Französischen Streitkräften engagiert, um meinen Namen für Methoden zu verwenden, die an die der Gestapo erinnern.

Q. — Woher haben Sie diese Aussagen?

R. — Diese scharfen Worte stammen von André Gillois, Kommandeur der Ehrenlegion, der sie auf den Seiten 130 und 143 seines Buches Geheime Geschichten der Franzosen in London wiedergab.
De Gaulle selbst gab zu: "Ich suchte nach Führern, ich fand nur Bandenführer!
Auch sein berühmtester Mitarbeiter, Marschall Leclerc, geriet in Verruf, als er am Tag nach der Kapitulation des Dritten Reiches, am 8. Mai 1945 um 5 Uhr abends, zwölf Kriegsgefangene, Freiwillige der Ostfront und Rekonvaleszenten, die gerade ein Krankenhaus verlassen hatten, ohne Gerichtsurteil in einem Waldstück bei Kugelsbach in der Nähe von Karlstein erschießen ließ. Vor ihrem Tod ließ sich Leclerc mit einem Stock in der Hand neben ihnen fotografieren. Die Leichen der zwölf Opfer wurden an Ort und Stelle zum Verrotten zurückgelassen. Später wurden sie von empörten amerikanischen Soldaten begraben. Ihre Gebeine wurden vier Jahre später auf den städtischen Friedhof von Bad Reichenhall, Grab 81-82, Gruppe 11, dritte Reihe, überführt.
Dies war ein charakteristisches Kriegsverbrechen. Aber Leclerc hat seine Statue in Paris.
Es ist in Ordnung, wenn man Deutsche und Kollaborateure angreift, wenn sie Exzesse begangen haben, aber man sollte auch die Ehrlichkeit besitzen, dies mit anderen zu tun. An Arbeit wird es nicht fehlen.
Kein großes Land hat seine Macht ohne Exzesse aufgebaut, sei es Frankreich mit der Bartholomäusnacht, dem Massaker an den Albigensern und den abgeschlagenen Köpfen während der Französischen Revolution oder der Niederschlagung des madagassischen Aufstandes 1947, sei es die USA mit der Ausrottung der Indianer oder England mit dem Martyrium Irlands.
Kein Franzose würde auf die Idee kommen, Napoleons große Geste in Frage zu stellen, weil er Chouans wie Cadoudal guillotinieren oder den Herzog von Enghien im Graben von Vincennes erschießen ließ und Tausende von "besetzten" Spaniern auf oftmals barbarische Weise liquidierte, indem er sie an Bäumen aufhängte oder in Stücke schnitt (siehe Goya!).
Auch das Epos der Ostfront und den Versuch, Europa zwischen 1940 und 1945 zu schaffen, auf die Dimensionen einer Art Abrechnung zwischen Gangstern zu reduzieren, ist eine Karikatur und keine historische Forschung.
Ich bin bereit, Ihnen auf jeden einzelnen Vorwurf zu antworten, aber auf seine Ebene reduziert, ohne die verrückte Übertreibung, die nach 1945 üblich war, um den Kern der Geschichte des Jahrhunderts mit Hass zu überfluten.

Q. — Was ist mit Ihnen persönlich in Bezug auf Kriegsverbrechen?

R. — Persönlich, das wissen Sie genauso gut wie ich, bin ich nie wegen Kriegsgrausamkeiten jeglicher Art vor Gericht gestellt worden. Sie selbst haben überall, sogar in der UdSSR, Ermittlungen über mich durchgeführt, bevor Sie mich befragt haben. Im Laufe Ihrer Nachforschungen konnten Sie sich entweder von der bösen Absicht oder der hartnäckigen Dummheit überzeugen, mit der ich — und so viele andere — beschuldigt wurden! — nicht existierende Verbrechen angeklagt.
In der Wut der großen Kämpfe, ja, ich hätte mich angesichts der Leichen meiner eigenen Leute vom Schmerz überwältigen lassen können. Vergessen Sie nicht, dass mein Bruder, mein Schwager und meine alten Eltern, die fast achtzig Jahre alt waren, auf schändliche Weise getötet wurden.
Es gibt Momente, in denen die Provokation so groß ist, dass es zu einer Explosion kommen kann. Dies war jedoch nicht meine Reaktion. Dies hätte meiner Auffassung von Macht absolut widersprochen: Ich habe nie geglaubt, dass Hass und Gewalt politisch sinnvolle Waffen sind.

Q. — Heißt das, dass Sie persönlich gegen jegliche Vergeltungsmaßnahmen waren, selbst im Falle von Anschlägen durch den Widerstand?

R. — Politisch hatten wir während des Krieges nur eine Idee: die Versöhnung aller unserer Landsleute so schnell wie möglich zu erreichen. Ein Volk ist eine Einheit, es ist nicht eine Hälfte der Bevölkerung, die sich gegen die andere Hälfte der Bevölkerung stellt.
Was war meine erste Initiative bei meiner Ankunft an der Ardennenfront, während der Offensive von Marschall von Rundstedt am Weihnachtstag 1944? Ich ließ Tausende von Flugblättern drucken, die ich über Belgien werfen ließ: Ich gewährte allen unseren Gegnern eine sofortige Amnestie, kraft meiner Befugnisse als von Hitler offiziell anerkannter "Volksführer" und unter strikter Einhaltung der internationalen Abkommen und insbesondere der Haager Konvention, die die Rechte der Delegierten der Militärmacht in Kriegsgebieten festlegt.
In Ausübung dieser Befugnisse erließ ich auch ein Dekret, das allen unseren Landsleuten, die auf der Seite der Alliierten kämpften, sofort die gleichen Rechte wie unseren Soldaten, das Tragen ihrer Auszeichnungen, die Renten für Invaliden, Waisen und Witwen gewährte und ihnen die Achtung zusicherte, die allen Tapferen gebührt, unabhängig von ihrer politischen Farbe.
Wir bauten unser zukünftiges Werk in einem Geist der Brüderlichkeit auf. Das war normal. Es gibt keinen Staatsmann, der ein großes Werk auf Hass aufbauen kann. Hass ist ein Minderwertigkeitskomplex, der Reflex eines Menschen, der an seiner Überzeugungskraft zweifelt. Wenn der Verantwortliche eines Landes darauf zurückgreift, ist er nur ein Politiker, der von seinen Leidenschaften und seiner Angst getrieben wird. Man arbeitet aus Liebe zu seinem Volk und mit der Liebe seines Volkes. Wir haben nie ein anderes Gesetz in unserem Handeln gekannt, vom ersten bis zum letzten Tag des Rexismus.

Q. — Dennoch gab es viele Kriegsverbrechen, die in Belgien begangen wurden. Wie beurteilen Sie diese?

R. — Während des Krieges wurde eine beträchtliche Anzahl von Verbrechen an Zivilisten auf belgischem Boden begangen, wie auch in Frankreich, Italien, Holland und überall sonst.
Die Frage, die eigentliche Frage ist, wer hat angefangen, unter welchen Umständen, wie haben sich die Massaker entwickelt?
Ich persönlich, das habe ich Ihnen gerade gesagt, war immer ein Gegner von Gewalt und das ist bekannt. Ich hätte 1936 mit der Unterstützung einer großen Streitmacht an die Macht kommen können, aber ich habe mich dagegen entschieden. Die Anwendung von Gewalt in der Politik war für mich immer nur ein Mittel in extremis, wenn wirklich die Rettung des Volkes, das sich in extremer Gefahr befand, dies erforderte, was diesem Mittel den Charakter der Legitimität verlieh.

Q. — Waren Sie im August 1940, nach den unsäglichen Misshandlungen, die Sie erlitten hatten, nicht von Rachegelüsten getrieben?

R. — Als ich 1940 aus dem Gefängnis zurückkehrte, hätte ich nach all dem, was ich erlitten hatte, und so ungerecht, trotzdem rebellieren und sagen können: "Diese Schweine werden mir das bezahlen!
Nun, habe ich mich gerächt? An wem? An niemandem! Ein wahrer Führer vergibt. Ein wahrer Führer erobert seine Gegner durch seine Großzügigkeit. Der am meisten beschädigte Mensch ist fast immer wieder zu retten.
Wenn man ihn mit Herzblut behandelt, wird er oftmals verwandelt. Dies gilt umso mehr für denjenigen, der sich nur deshalb gegen Sie gestellt hat, weil er aus einer anderen Überzeugung heraus gehandelt hat.
Ich habe immer davon geträumt, den Menschen zu verändern, indem ich ihn liebe. Klingt das naiv? Vielleicht ist es das. Aber ich glaube daran. Ich ziehe es vor, mich durch Liebe zu täuschen, als mich durch Hass aufzudrängen.
Bis zu meiner Abreise nach Russland am 8. August 1941 wurde niemand, absolut niemand in Belgien, wegen meiner politischen Aktivitäten oder wegen der Leiden, die ich während meines Leidensweges in 21 Gefängnissen erlitten hatte, in irgendeiner Weise belästigt. Wem habe ich die Spitze eines Zehs zerquetscht? Wer von meinen schlimmsten Feinden kann mir vorwerfen, dass ich mich gerächt habe?

Q. — Was geschah nach Ihrer Abreise an die russische Front?

R. — Dann wurde die Situation anders.
Wir waren kaum an der polnischen Grenze im Training, als ein erster Mord in der Heimat geschah, der eines Notars aus Tournai, der — ein einziges Verbrechen! — am 8. August 1941 am Nordbahnhof in Brüssel beim Aufbruch unserer Legion zur Ostfront anwesend war. Von wem wurde er erschossen? Von kommunistischen Killern.
Für sie waren wir von dem Moment an, als wir in den Kampf gegen die Sowjets gezogen waren, zum Feind geworden, den es abzuschlachten galt. Die Hauptstadt ihres Landes war nicht Brüssel, Paris oder Amsterdam, sondern Moskau. Dieselben Kommunisten, die vor Juli 1939 Antihitler waren, 1940 hartnäckige Prohitler waren, wurden am 22. Juni 1941 plötzlich wieder Antihitler. Drei Jahre lang sollten sie, um Stalin zu unterstützen, methodisch ihre Landsleute ermorden, die in Wirklichkeit überhaupt nicht ihre Landsleute waren, weil die Heimat der Kommunisten woanders lag.
Tausende friedlicher Einwohner Dänemarks und Hollands, Belgiens, Frankreichs und Italiens wurden ermordet, weil sie es für ihre Pflicht hielten, sich der kommunistischen Herrschaft über Europa zu widersetzen, oder auch nur, weil ihre Familienmitglieder diese Überzeugung vertraten.
Die Moskauer Mörder suchten vor allem die Familien unserer Soldaten auf, die eine unmittelbare Beute waren und praktisch schutzlos waren. Es war eine Reihe von immer grausameren Morden: Frauen wurden getötet, Kinder wurden getötet, alte Eltern wurden getötet, um unsere Soldaten an der Ostfront ins Herz zu treffen. Zwei Jahre lang erlebten unsere Familien hunderte dieser Tragödien, ohne zu reagieren. Fast tausend unserer Leute wurden auf schreckliche Weise ermordet.

Q. — Es waren nicht nur Kommunisten an diesen Anschlägen beteiligt!

R. — Ich weiß das. Eine Reihe von "Widerstandskämpfern" waren keine Mörder nach sowjetischem Vorbild. Es gab auch patriotische Widerstandskämpfer mit engen Scheuklappen, die nichts von unserem politischen Konzept der Zukunft, national und supranational, verstanden.
Diese Pistolenpatrioten waren jedoch viel weniger zahlreich als ihre mächtigen zeitweiligen Verbündeten, die Moskauer Killer, die die eigentlichen Schockelemente des Widerstands waren, die inneren Truppen einer UdSSR, die sich schon lange darauf vorbereitete, das alte Europa zu domestizieren und alles Nationale auf dem Weg dorthin zu liquidieren.
Polen hatte dies als erstes in Katyn erfahren.
Mit der gleichen unerbittlichen Kaltblütigkeit ließ Stalin, als sich die polnischen nationalistischen Widerstandskämpfer im August 1944 erhoben, seine Truppen an der Weichsel sofort stoppen, so dass die deutsche Armee zwei Monate lang leichtes Spiel hatte, diese rechten Widerstandskämpfer, die der Kommunismus im Voraus als lästig empfand, zu reduzieren und zu eliminieren.
Um Stalin zu helfen, töteten seine belgischen und französischen Agenten — eine echte sowjetische Armee von außen — alles, was nach dem Krieg in Konkurrenz zu ihnen hätte treten können.
Wie viele rechte Widerstandskämpfer haben sich nach 1945 in die Finger gebissen, weil sie von diesen Avantgarden der UdSSR, deren Komplizen sie zeitweilig waren, getäuscht wurden...

Q. — Aber die Rexisten haben in Belgien Vergeltungsmaßnahmen durchgeführt, um einige Attentate zu rächen, denen ihre eigenen Leute zum Opfer gefallen waren?

R. — Während ich an der russischen Front war, hatten unsere Leute im Großen und Ganzen ihre Nerven unter Kontrolle. Erst nach zwei schrecklichen Jahren des Terrors kam es zu vereinzelten Gegenreaktionen. Allerdings waren sie schwach. Und das ist leicht zu verstehen: Die Menschen auf unserer Seite waren im Allgemeinen gemäßigte Menschen. Es gab nichts, was sie psychologisch für gewalttätige Aktionen prädisponiert hätte. Die wenigen gewalttätigen Reaktionen blieben lokal und unbeholfen: 5% oder weniger der über tausend Morde, denen unsere Freunde und Familien zum Opfer fielen.
Das aufsehenerregendste Kriegsverbrechen der Résistance in Belgien war zweifellos die Ermordung des rexistischen Führers Englebin, Bürgermeister von Charleroi, der im Juli 1944 in Courcelles zusammen mit seiner Frau und seinem Kind erschossen wurde. Der Mord folgte auf die Ermordung des vorherigen Bürgermeisters, dem ehemaligen Abgeordneten Teughels, einem Helden des Ersten Weltkriegs. Innerhalb weniger Monate waren in dieser Region 105 weitere Rexisten erschossen worden.
Nach diesem Blutstrom konnten einige unserer Freunde ihren Schmerz nicht mehr zurückhalten und wurden von der Angst überwältigt. Sie kamen an den Ort des letzten Attentats, des dreifachen Attentats,

versammelten diejenigen, die sie als die moralischen Hauptverantwortlichen für diesen Mord betrachteten und richteten sie hin.
Ein fataler Gegenschlag! Alle, die daran beteiligt waren, wurden nach 1945 in Charleroi durch einen Schuss in den Rücken erschossen.

Q. — Ihr Bruder Edouard wurde ermordet. Wie kam es zu diesem Attentat? Wie haben Sie darauf reagiert?

R. — In meiner Familie haben wir uns alle innig geliebt. Wir waren eine Einheit. Um mich zu treffen, weil ich ein antisowjetischer Kämpfer der Ostfront war, wurde — wie so viele unserer Familien — mein Bruder Edouard ermordet, ein friedlicher Apotheker in unserer kleinen Heimatstadt Bouillon. Alle wussten genau, dass er während des gesamten Krieges nicht politisch aktiv gewesen war. Er wurde am 8. Juli 1944 mit fünf Schüssen in den Rücken und in den Kopf getötet, nur zwei Meter von seinen beiden kleinen Töchtern entfernt. Wir waren so sehr unter dem Schutz der Deutschen, dass niemand von ihnen — ihr erster Posten war 20 km von Bouillon entfernt — erschien, um sich um die Leiche zu kümmern, die auf einer Schubkarre zum Haus meiner Eltern gebracht werden musste....
An diesem Tag sprach ich mit belgischen Arbeitern in einer Fabrik in Thüringen. Dort erfuhr ich die Nachricht aus dem Radio.
Ich raste mit dem Auto quer durch Europa und kam innerhalb von 48 Stunden in Bouillon an. Warum war ich hier? Um den Leichnam meines Bruders zu küssen und meine unglücklichen Eltern zu trösten. Am Nachmittag reiste ich mit ihnen ab. Nie wieder würde ich die geliebte Wohnung meiner Kindheit sehen. Nach dem Krieg würde unser Haus Stein für Stein zerstört werden. Es war auch ein unangenehmer Zeuge!

Q. — Hat dieser Mord nicht zu Geiselnahmen geführt?

R. — Einige Stunden nach der Ermordung kamen einige deutsche Polizisten aus Neufchâteau, ohne dass meine Familie über ihr Kommen informiert worden war. Sie hatten — wie in allen Ländern, die sich im Krieg befinden, in solchen Fällen üblich — etwa 50 Geiseln festgenommen. Diese Geiseln waren in großer Gefahr, da Hitler selbst, wie es hieß, ihre Verhaftung angeordnet hatte. Ihre Hinrichtung wurde bereits als unmittelbar bevorstehend angekündigt.

Q. — Wurden Sie darüber informiert?

R. — Einige Tage nach der Tragödie bat mich meine Mutter, trotz ihres Schmerzes, einzugreifen, um die inhaftierten Geiseln vor dem Tod zu bewahren. Aus Angst schrieb sie mir, um mich darum zu bitten, sie, das erste der Opfer, als ich sie nach Brüssel unter mein Dach gebracht hatte. Sie hatte an der großen Treppe auf mich gewartet, um mir ihren Brief zu überreichen.
Offen gesagt, fühlte ich mich nicht zu vorzeitigen Freilassungen aufgrund eines Ausbruchs edler Gefühle geneigt, die dann fehl am Platz waren. Einige der Geiseln könnten durchaus Komplizen des Verbrechens gewesen sein. Außerdem könnten diese Verhaftungen, die auf einen besonders abscheulichen Mord folgten, andere politische Kriminelle vorsichtig werden lassen, die bereit waren, ihrerseits zu töten.
Aber meine Mutter war mit ihrer Bitte da. Unter Tränen bat sie mich, zu General von Falkenhausen zu gehen, um eine dringende Nachricht an Hitler zu senden, in der um die Begnadigung der Inhaftierten gebeten wird. Das tat ich dann auch. Die Begnadigung von 30 der Geiseln wurde mir nach einigen Stunden von Falkenhausens rechter Hand, Major Bauman, überbracht.
Meine Mutter bat mich, ein zweites Mal einzugreifen, um die Begnadigung der anderen zu erreichen. Wenn man durch die Freilassung aller Geiseln jede Möglichkeit einer ernsthaften Untersuchung des Verbrechens auslässt und die Straffreiheit sicherstellt, kann dies, wie ich bereits sagte, nur zu weiteren Verbrechen anregen. Ich spürte das. Es wäre vernünftig gewesen, nicht schwach zu werden oder zumindest abzuwarten. Aber zu einer Mutter sagt man nicht nein. Ich nahm also meine Offensive wieder auf. Ich setzte das Große Hauptquartier des Führers mit meinen Telegrammen in Aufregung. Schließlich erreichte ich, dass Hitler alle Gefangenen begnadigte.
So antwortete eine Frau mit einem gestochenen Herzen auf den Hass: die Geiseln von Bouillon wurden dank ihr gerettet. Die Deutschen ließen sie von Lüttich nach Huy bringen, der nächstgelegenen Stadt, wo die Offensive der Alliierten sie erreichen konnte. Ab September 1944 waren sie wieder bei ihren Familien.
Dafür wurde uns schändlich gedankt.

Q. — Was meinen Sie damit?

R. — Nach 1945 ging man so weit, diese Intervention zu leugnen, indem man sich hütete, die deutschen Dokumente in den unversehrten Archiven des Dritten Reiches zu veröffentlichen, die der Öffentlichkeit unbestreitbare Beweise für die Schritte meiner Mutter und deren Erfolg geliefert hätten.
Um diese Intervention zu vertuschen, würde man sich jedoch bemühen, einen Anruf zu erwähnen, den ich angeblich an Himmler geschickt hätte, um Sanktionen zu fordern. Dies war völlig falsch. Ich habe niemals eine solche Nachricht an irgendjemanden geschickt oder zum Versand übergeben, noch habe ich auch nur eine Zeile davon verfasst oder verfassen lassen, weder in französischer noch in deutscher Sprache. Ob der eine oder andere Deutsche, um sich wichtig zu machen, mir eine solche Absicht unterstellt hat, ist seine Sache. Aber ich wusste während des gesamten Krieges nichts von einer solchen Kommunikation.
Es war jedoch dieser mir unbekannte Anruf, auf den man sich später stützte, um mir die Erschießung von vier Erschossenen am 21. Juli 1944 in der Nähe von Bouillon zuzuschreiben.
Angeblich hatte ich die Namen dieser vier Personen auf ein Stück Papier geschrieben! Die Beschreibungen dieser Notiz waren widersprüchlich und abstrus. Natürlich wurde dieses gespenstische Papier nie irgendwo gezeigt, weil es nie existierte. Von den vier Toten wusste ich zu der Zeit übrigens überhaupt nichts. Es waren 20 Jahre vergangen, seit ich die Region verlassen hatte. Ich hatte keine Ahnung mehr von ihnen, wusste nicht einmal, ob sie noch lebten. Noch weniger wusste ich, wie sie von ihren Nachbarn genannt wurden.

Q. — Was ist Ihre Version der Ereignisse? Diese Menschen wurden tatsächlich hingerichtet.

R. — Hatten diese vier Gefangenen, die angeblich wegen möglicher Komplizenschaft mit dem Maquis inhaftiert waren, versucht zu fliehen, nachdem sie den Deutschen angeboten hatten — wie diese behaupteten — sie in die Nähe von Bouillon zu bringen, einem Ort, an dem die Kommandos der Résistance vorbeikommen müssen...?
Oder wurden sie Opfer einer summarischen Abrechnung?
Alles blieb sehr unklar. Die Deutschen, die sie erschossen hatten, kamen selbst, um den Behörden von Bouillon und der örtlichen Gendarmerie den Tod dieser Gefangenen mitzuteilen. Ein erstaunlicher Schritt, wenn die Deutschen im Unrecht waren! Sie hätten sich auch einfach aus dem Staub machen können, ohne dass man ihre Identität vermutet hätte. Warum also wurden sie entdeckt, ohne die geringste Vorsichtsmaßnahme zu ergreifen? Sie kamen nach 1945 um, weil sie sich so entblößt hatten.

Q. — Gab es in der Nachkriegszeit eine offizielle Untersuchung dieser Vorfälle?

R. — Es wurden Untersuchungen vor Ort von Historikern durchgeführt, die mich nicht schonen wollten. Nicht ein einziger Einwohner des Ortes hat es gewagt, eine Anklage gegen mich zu übernehmen. Die Akten, die im Zusammenhang mit der Auszahlung von Renten an die Angehörigen der vier Opfer angelegt wurden, enthielten offensichtlich die Aussagen und Informationen, die den Tathergang hätten aufklären können. Hier hätte man suchen müssen, wenn man die Wahrheit hätte erfahren wollen. Seit mehr als dreißig Jahren sind diese Akten jedoch absolut unzugänglich. Wenn sie auch nur den geringsten Hinweis auf meine Schuld enthalten hätten, glaubt man dann, dass sie unter Verschluss gehalten worden wären?
Die Anschuldigungen gegen mich waren so abwegig, dass der Kriegsrat, der über den Fall zu entscheiden hatte, sie als null und nichtig betrachtete. Er hütete sich davor, mich in die Verfolgung einzubeziehen, während er die deutschen Angeklagten gnadenlos erschießen ließ. Gott weiß, dass man in dem damaligen hasserfüllten Wahnsinn jeden juristischen Vorwand genutzt hätte, um mir irgendeine Verantwortung in der Angelegenheit zuzuschieben. Ich war nicht einmal in Belgien, sondern in Paris, am 21. Juli 1944, zum Zeitpunkt dieses Dramas.
Unerhörte Verdrehung der Tatsachen: Mein Bruder wurde ermordet und ich allein wurde nach dem Krieg als Mörder denunziert! Die wahren Mörder, die Mörder meines Bruders Edouard, wurden nie erwähnt. Wer waren sie? Es wurde nicht einmal versucht, dies herauszufinden. Man benutzte dieses Verbrechen nur, um es gegen mich zu richten! Ich bin derjenige, der sich verteidigen muss!

Q. — Hatte Ihre Mutter nicht auch ein tragisches Schicksal?

R. — Weniger als ein Jahr nach der Ermordung meines Bruders war der Krieg zu Ende. Dann wurde meine unglückliche Mutter, trotz ihrer siebenundsiebzig Jahre, überfallen. Auch sie war nie in irgendeine politische Aktivität verwickelt gewesen. Ihr einziges Verbrechen war, dass sie mir das Leben geschenkt hatte. Sie

wurde in die schlimmsten Kerker geschleppt. Sie wurde in die gleiche Zelle geworfen wie eine Gruppe von Prostituierten, die vor ihren Augen die schlimmsten erotischen Entartungen verübten. Zwei Jahre lang würde sie nie einen Richter sehen. Sie würde wegen eines Verbrechens der Mutterschaft sterben, zwischen zwei bewaffneten Gendarmen, die die Tür des Krankenhauszimmers nicht aus den Augen ließen, in das man sie im präagonischen Zustand gebracht hatte.
Mein siebzigjähriger Vater war ebenfalls inhaftiert worden. Als er erfuhr, dass meine Mutter tot war und seine Existenz keinen Sinn mehr hatte, hörte er auf zu kämpfen und starb drei Monate später in seinem Kerker, ohne dass jemand anwesend war, ohne ein Wort des Trostes, ohne dass auch nur eines seiner inhaftierten Kinder zu seinem Sterbebett gelassen wurde. Seine Leiche wurde nackt in einem unterirdischen Teil des Gefängnisses gefunden.
Dies war die Rache der belgischen Demokratie.

Q. — Was ist mit dem Rest Ihrer Familie?

R. — Es war die gleiche barbarische Unterdrückung. Meine Frau, Mutter von sechs Kindern, verbrachte sechs Jahre in den Kerkern der "Rächer". Niemand entkam, weder meine kleinen Mädchen, noch meine Schwestern, noch die entferntesten Familienmitglieder. Man verhaftete sogar den alten Vater eines meiner Schwager, von dem ich nichts wußte. Der Unglückliche würde ebenfalls im Gefängnis sterben.
André Malraux, der Minister von General de Gaulle, hatte die Kühnheit zu sagen: "Die Freiheit existiert für und durch diejenigen, die sie errungen haben".
Für die anderen brachte die triumphierende Demokratie nur den Pfahl oder den Kerker.
In seinem Buch 'Belgien im deutschen Zeitalter' schrieb der große französische Historiker Jacques de Launay mit einer in seiner Zunft seltenen Ehrlichkeit: "Die Art und Weise, wie man Degrelles Familie behandelte, war schändlich".

Q. — War die Grausamkeit dieser Unterdrückung von der belgischen Regierung in London beabsichtigt?

R. — War sie es? So feige im Jahr 1940, so unterwürfig bei den Engländern, stürzte sie sich nach ihrer Rückkehr nach Brüssel im September 1944 in einen erschreckenden Sadismus. Er ging sogar so weit, die belgische Bevölkerung durch Plakate aufzufordern, seine Landsleute zu verpfeifen! Nach diesem öffentlichen Aufruf des Innenministers gab es mehr als drei Millionen Denunziationen! Das bedeutet, dass fast die Hälfte der Belgier die andere Hälfte der Belgier denunzierte.
Alles wurde zugelassen, sowohl das Geschwätz des Lebensmittelhändlers an der Ecke, der seinen Konkurrenten in den Knast bringen wollte, als auch die Erfindungen der Ehefrau mit der leichten Keule, die sich von ihrem Mann befreien wollte!
Die Folgen dieses Denunziationswahns: Hunderttausende von belastenden Akten wurden angelegt! Hunderttausend Jahre Gefängnis fielen auf die Verdächtigen herab. Hunderte von Angeklagten wurden erschossen, meist hinterrücks.
Am Tag vor der Hinrichtung von 28 Verurteilten in Charleroi wurde den zukünftigen Opfern eine rote Scheibe auf den Rücken der Jacke genäht, um den Erschießern ein leichtes Ziel zu bieten.
Diejenigen, die am nächsten Tag erschossen werden sollten, mussten ihre letzten Stunden in der Zelle damit verbringen, hager auf das große, blutfarbene Zeichen unter den Schultern ihrer Leidensgenossen zu starren.
Abgesehen von den Sowjets war die belgische Unterdrückung, wie schon oft genug erwähnt, die heftigste in ganz Europa.
Und in einem Fall wie dem meinen dauert sie immer noch an.

KAPITEL 34
DIE ZEIT DES SCHÄDELSTOPFENS

Erfundene Kriegsverbrechen — Die Schießerei in Bande — Die Verantwortlichen: ein Schweizer und Elsässer — Die Ermordung des Bürgermeisters Pètre — Der Täter war ein Flame — Gefälschte oder erfundene Reportagen — Die Fummelei der Fernsehanstalten — Degrelle, der neue Luzifer — Die Presse — Das Fernsehen — Film in Dosen.

Q. — Während Ihre Leute in den Kerkern schmachteten oder starben, war Ihr persönliches Schicksal relativ gesehen besser?

R. — Die unglaublichsten Anschuldigungen wurden wie Blei auf mich geworfen. Alles, Hauptsache es tat weh! Eine belgische Zeitung wie La Cité chrétienne (Die christliche Stadt) — christlich! — nutzte 1945 eine Woche lang ihre gesamte Titelseite, um mich mit den schrecklichsten Vergehen zu belasten. Es ist fast schon komisch, diese wahnwitzigen Texte heute noch einmal zu lesen!
In der Zwischenzeit wurde General Franco in Madrid mit anklagenden Berichten bombardiert, die alle darauf abzielten, mich zu zerquetschen. Sie fielen wie Granaten in die Gärten des ehrlichen Caudillo.
Man stellte ihm sogar einen belgischen Abgesandten zur Seite, einen Supermillionär der Spielhöllen namens Marquet, der, nachdem er sein Glück gemacht hatte, in die Politik gegangen war. Er war umso mehr auf meinen Untergang aus, als sein Hintern noch von den Stiefelhieben glühte, die ich ihm verpasst hatte, als ich ihn 1936 von seinem "verrotteten" Senatssitz gestoßen hatte.
Franco war von den Worten des Mannes beeindruckt, der damals das "Ritz" und das "Palace", die beiden wichtigsten Hotels in Madrid, besaß. Er rief seinen Schwager und ehemaligen Außenminister, Ramon Serrano Suñer, in seinen Palast:
"Ramon, hör zu! Léon Degrelle, behauptete Marquet, ist ein Kriegsverbrecher!"
Franco empfing mich während des Spanischen Krieges im Januar 1939 mit großer Freundschaft in seinem Haus. Er war sich nicht sicher, ob er mich noch schützen oder mich nach Brüssel schicken sollte, um meine Verbrechen zu sühnen.
Die belgische Regierung hatte sich sogar an die UNO gewandt, damit diese von Spanien verlangte, mich auszuliefern, nicht um mich vor Gericht zu stellen — das wäre um keinen Preis möglich gewesen! — sondern um erschossen zu werden. Sofort schrieb ich aus meinem Krankenzimmer an die UNO und bot an, mich nach New York bringen zu lassen, um mich dort der UNO zur Verfügung zu stellen.
Es hätte mich sehr gefreut, wenn das Nürnberger Tribunal nicht nur eine Episode gewesen wäre, sondern zu einem ständigen Instrument der Untersuchung — und, falls schuldig, der Bestrafung — von Kriegsverbrechen, egal welcher Art und wo sie begangen worden waren, geworden wäre.
Um zur Stabilisierung dieses Verfahrens beizutragen, erklärte ich mich bereit, sofort vor dem offiziellen Areopag zu erscheinen, der zu diesem Zweck eingerichtet — oder bestätigt — werden würde.
Der belgische Minister Spaak war damals Generalsekretär der Vereinten Nationen. Er wachte über alles. Ich erhielt nie eine Zeile Antwort.

Q. — Als Grund für die Auslieferung wurde eine Schießerei in einem Dorf in Belgien während der Ardennenoffensive im Dezember 1944 angegeben.

R. — Ich möchte Ihre Zuschauer nicht mit persönlichen Erwägungen belästigen. Es ist die Geschichte einer Zeit, die sie interessiert, der Verlauf eines großen Unternehmens — Europa — und nicht die Wechselfälle einer einzelnen Person.
Was ich nach dem Zweiten Weltkrieg erleben und erleiden musste, ist nur dann von Wert, wenn seine Beschreibung und Analyse Licht auf eine Epoche wirft. Wenn ich mit so wildem Hass gejagt wurde, wenn Tausende andere wie ich gejagt wurden, dann kann mein Bericht, ihre Berichte, zum Verständnis unserer Zeit beitragen. Psychologisch gesehen wird diese Menschenjagd nach dem Zweiten Weltkrieg ein Anhaltspunkt für Historiker bleiben. Wie konnte man so hassen und so verfolgen, werden sich die Jungen und Mädchen des Jahres 2000 fragen....
Im Jahr 1945 spielte ein Mechanismus in der menschlichen Sensibilität verrückt. Ich möchte, dass die Details, um die Sie mich bitten, lediglich ein Zeugnis der Erschütterung sind, die damals bei Millionen von Menschen den Sinn für Respekt vor den Überzeugungen anderer und ihrem Idealismus zerstörte.

Die Besiegten wurden mit Füßen getreten. Sie wurden in den Schlamm gezogen. Man erfand die schlimmsten Schandtaten, um sie nicht nur politisch, sondern auch moralisch zu zermalmen, ohne sich bewusst zu sein, dass die Sieger, indem sie die Besiegten beschmutzten, sich selbst beschmutzten.
Alles, was ich Ihnen über die Verfolgungen, die ich persönlich in der Nachkriegszeit erlitten habe, sagen kann, ist nur in diesem historischen Licht wertvoll.
Ich komme nun zu der Schießerei in Bande.
Bande war ein kleines Dorf, das in der Heide der Ardennen verloren war. Bereits Anfang 1945 hatte die Presse lauthals verkündet, dass ich dort zu Beginn der Von Rundstedt-Offensive eine Reihe von Zivilisten — 28, glaube ich — hatte erschießen lassen. Daraufhin entstand ein gewaltiger Aufruhr. Er war so groß, dass die Kommission für Kriegsverbrechen selbst diesen Fall der Bande übernahm und eine lange Untersuchung vor Ort durchführte.
Das offizielle Ergebnis war eindeutig: Die Soldaten, die in dieser Ortschaft unbestreitbare Hinrichtungen vorgenommen hatten, waren alle Mitglieder der Wehrmacht. Nicht einmal der SS. Sie hatten zu Recht oder zu Unrecht geglaubt, es mit Mitgliedern des Maquis zu tun zu haben. Die verantwortlichen Deutschen waren nicht einmal Soldaten des alten Reiches, sondern Elsässer, also Franzosen, die von einem Schweizer befehligt wurden! Es waren Polizisten, die mit Schutzoperationen in den Gebieten beauftragt waren, in denen während des kürzlichen Rückzugs im September 1944 viele deutsche Soldaten in Hinterhalte gelockt worden waren. Unter anderem wurden in einem Dorf namens Rendeux-Bas nach den Berichten der damaligen belgischen Presse einundsechzig deutsche Verwundete der sich zurückziehenden Armeen ermordet.
In den belgischen Ardennen wird nur Französisch gesprochen. Die Elsässer und der Schweizer, die im Dienst der Deutschen standen, kannten diese Sprache. Daher ihre Wahl. Daher ihre Anwesenheit in Bande. Daher auch die summarische Erschießung, die sie vorgenommen hatten.
Die Kommission für Kriegsverbrechen veröffentlichte 1946, nachdem sie ihre Religion gemacht hatte, die Ergebnisse ihrer Untersuchung in einem kleinen offiziellen Buch beim Verlag Thone in Lüttich. Es gab nicht den Hauch einer Anklage oder auch nur eines Verdachts gegen mich. Mein Name wurde nicht einmal erwähnt.
Weder ich noch einer meiner Soldaten waren zu diesem Zeitpunkt in Bande oder in den Ardennen, die wir erst später, am Abend des 25. Dezember 1944, mit einigen von uns betraten. In den Tagen vor der Erschießung von Bande war ich in Wien, nicht inkognito, sondern öffentlich, als Redner. Ich hatte dort eine internationale Versammlung abgehalten. Der Bericht darüber wurde in allen Presseorganen mehrspaltig veröffentlicht. Ein Blick auf die Titelseite der deutschen Zeitungen jener Woche hätte genügt, um sich diese unpassende Anschuldigung zu ersparen.
Die Untersuchung der Kommission für Kriegsverbrechen hatte sie ohnehin radikal beendet. Nach dieser Feststellung hätte die Anklage endgültig ad acta gelegt werden müssen. Alles geschah, als ob das Urteil der Kommission nie gefällt worden wäre! Die Broschüre, die mich völlig entlastet und von der höchsten Autorität in diesem Bereich veröffentlicht wurde, blieb praktisch 99% der Belgier unbekannt. In öffentlichen Bibliotheken würde man vergeblich danach suchen. In der Bibliothek des belgischen Senats wurde sie unter Verschluss gehalten und es ist auch heute noch für Forscher unmöglich, sie einzusehen. Nicht eine einzige belgische Zeitung veröffentlichte zehn Zeilen dieses Berichts der Kommission für Kriegsverbrechen.
Das Ersticken! Die Beerdigung!

Q. — Sie wurden auch in andere Kriminalfälle verwickelt.

R. — Ich wurde auch für ein zweites Kriegsverbrechen verantwortlich gemacht! Für die Ermordung des Bürgermeisters einer Gemeinde in einem Vorort von Brüssel, der in der letzten Nacht des Jahres 1942 getötet wurde. Der Tote hieß Pètre. Genau in dieser Nacht — ich war nicht umsonst jung — hatte ich bis zum Morgengrauen bei einem Spekulatiushersteller getanzt. Um neun Uhr morgens aßen wir die Neujahrscroissants, begeistert, aber erschöpft von den Dutzenden Kilometern Foxtrott und Tango. Während dieser entspannten Stunden hatte uns der besagte Meter offensichtlich nicht besonders beschäftigt! In der Tat hatte ich diesen Bürgermeister noch nie in meinem Leben gesehen. Ich wusste nicht, was er tat oder wo er lebte. Aber auch hier war ich der Mörder! Die Nachricht kam nach dem Krieg auf die Titelseite der Zeitungen. Sie wurde an alle Kanzleien weitergeleitet. In den belgischen Parlamentsdebatten riefen die starken Männer der Parteien die Nachricht monatelang mit einer Eloquenz, die selbst die stärkste Eiche in zwei Hälften spaltete.
Was geschah danach? Zwei Jahre später wurden die Verantwortlichen entdeckt. Es waren flämische Nationalisten. Bei ihrem Prozess gab die Staatsanwaltschaft unumwunden zu, dass ich mit der Liquidierung des armen Pètre nichts zu tun hatte.

Wie reagierte die Presse? Die Öffentlichkeit darüber informieren? Nein. Die Belgier hängten mir noch jahrelang diese Bratpfanne an die Waden, die wie eine Feuerwehr-Clique klang.

Q. — Was ist mit den Juden?

R. — Auch hier war mein Fall der Fall von vielen anderen, die ohne Beweise für tausend antijüdische Vergehen angeklagt wurden. Jahrzehntelang war dies der letzte Schrei. Ich kenne das Lied also. Einmal wurde sogar eine Zahl genannt: Ich hatte zwei Millionen Juden töten lassen!
Das ist sehr biblisch. In der Bibel wird berichtet, dass Samson durch die einfache Handhabung eines Eselskiefers siebentausend Unruhestifter auf einen Schlag auslöschte. In einer Nacht hatte der Engel Jahwes 185.000 Philister in kürzester Zeit vernichtet. Die Zahl der Feinde, die von den Israeliten in Samaria und Hebron im Kampf getötet wurden, erreichte eine Million! Die Söhne Ammons hatten 32.000 Panzer in die Schlacht geführt (elfmal mehr als Hitler 1940!). Die vier- oder fünfhundert Tiere, die Salomon im Tempel von Jerusalem opferte, wurden auf wundersame Weise in 22.000 Ochsen und 120.000 Schafe verwandelt. Die jüdischen Mathematiker der "Sechs Millionen" hatten eine gute Schule besucht.
In meinem Fall wurden weder zwei Millionen Juden belästigt, noch zweihundert, noch ein einziger. Null, absolut Null. Ich habe niemals einem Israeliten auch nur ein Haar gekrümmt, weder in Belgien noch außerhalb Belgiens. Wenn also solche Lügen in meinem persönlichen Fall über die Juden erfunden wurden, was genau soll man dann von den tausend anderen Geschichten glauben, die im ganzen Universum verbreitet werden?

Q. — Sie werden oft von Sonderkorrespondenten der Presse, des Radios und des Fernsehens besucht. Sind die Berichte, die sie dann ausstrahlen, objektiv, geben sie Ihre Aussagen ehrlich wieder oder werden sie zensiert oder sogar verzerrt?

R. — Hunderte von Reportern haben mich in meinem Exil belagert. Viele von ihnen wissen nichts von allem. Sie haben nie vier Zeilen über das Thema gelesen, das sie interessieren sollte. Manchmal sind sie von entwaffnender Naivität. Die Tochter eines der großen Bonzen des luxemburgischen Fernsehens, die die Gruppe von Haaren, die meine Privatsphäre angreifen, nach Madrid begleiten wollte, fragte ich, ziemlich überrascht von ihrer Anwesenheit: "Aber, Fräulein, warum wollten Sie persönlich kommen?". Sie antwortete: "Man hat mir gesagt, dass Sie Luzifer sind.
Sie konnte nicht glauben, dass ich nicht mit einem brennenden Dreizack in der Hand herumschwenkte. Zunächst war sie enttäuscht. Zum Schluss küsste sie mich. Offensichtlich roch ich nicht mehr nach Schwefel.
Das Ergebnis ist jedes Mal das gleiche. Das Interview wird begraben oder gefälscht. Wenn der Fernsehfilm für mich günstig ist, wird er nicht veröffentlicht. Wenn man angesichts der Kosten unbedingt etwas durchsetzen muss, dann werden aus den 10 oder 15 Stunden gefilmter Aussagen 10 oder 15 Minuten herausgepickt, natürlich die am wenigsten kompromittierenden. Diese werden gekürzt, Teile werden wieder zusammengesetzt, und manchmal werden Sie sogar durch Auslassungen und Rekonstruktionen dazu gebracht, genau das Gegenteil von dem zu sagen, was Sie erklärt hatten.
Das ist nicht genug. Zu diesem Zweck wird Ihnen in den Adaptionsstudios eine Reihe von Kläffern an die Fersen geheftet, die Sie, sobald Sie ein paar Worte sagen, als Lügner und Mythomane bezeichnen oder irgendein vages Papier hervorholen, von dem man erwartet, dass es Ihre Tirade zerpflücken wird. Dieses Dokument, vorzugsweise ein deutsches und fast immer ein lächerliches, hätte man Ihnen zumindest — und sei es nur aus Ehrlichkeit — vor der Debatte vorlegen können, damit Sie Ihre Erklärungen abgeben können. Aber nein, er wird vorsichtigerweise aufgespart, um Ihnen während der Sendung einen Knüppel in den Nacken zu schlagen. Wenn Sie nicht anwesend sind, können Sie nichts mehr erwidern.
Vor allen Gerichten der Welt hat der Angeklagte das letzte Wort. Im Fernsehen ist es der Kläffer. Nach ihm fällt der Vorhang und Sie werden neu gemacht.
Es gibt jedoch einige, die manchmal eine halbwegs korrekte Reportage produzieren. Dann ist es einfach, er wird nicht gesendet und bleibt in den Boxen.
Ein konkretes Beispiel: Nachdem ich 1966 vom Direktor des französischsprachigen belgischen Fernsehens schriftlich darum gebeten worden war, empfing ich eines seiner Teams. Ich war ziemlich erstaunt. Ich sagte mir: "Das ist ziemlich seltsam; würde man den Belgiern endlich die Möglichkeit geben, mich zu hören und zu beurteilen? Diese Fernsehreporter waren gutgläubig, das gebe ich zu, aber sie waren mir persönlich in keiner Weise wohlgesonnen. Die Hauptmoderatorin war sogar die Nichte des kommunistischen Abgeordneten Brunfaut. Sie taten ihre Arbeit mit Anstand. Das Ergebnis: Als die Zensoren sahen, dass ich nicht allzu schlecht abgeschnitten hatte, wurde die Serie — vier Stunden! — fiel sofort in die Vergessenheit.

Werden Sie, Herr Charlier, der vom französischen Fernsehen zu mir geschickt wurde, mehr Glück haben? Ich bezweifle das.

Q. — Warum sollten Sie daran zweifeln?

R. — Meiner Meinung nach wurde die Indizierung Ihrer Sendung zusammen mit Ihrem Film gefilmt.
Haben Sie eine offizielle, entscheidende Genehmigung erhalten, bevor Sie mich befragt haben? Ich zweifle nicht daran, da Sie sie mir gezeigt haben. Aber ich bezweifle auch nicht, dass diese Genehmigungen verweigert werden. Sie werden es sehen. Meine Nasenspitze wird niemals auf Ihrem Bildschirm erscheinen. Die Öffentlichkeit hat kein Recht zu wissen. Sie hat nur das Recht, die jahrzehntelangen Lügen zu verlängern. Sie werden mich nicht hören. Sie werden mich nicht sehen.
Wenn die Massen unsere Argumente zur Kenntnis nehmen würden, könnte die Sache für die Witzbolde und Betrüger von 1945 schlecht ausgehen.
Sie sind sehr nett, Sie und Ihr ganzes Team, die Augen an jedem Ihrer Geräte klebend und geschäftig Hektometer von Filmen manipulierend. Diese Filme werden wie alle anderen enden: in Schachteln! Trotz der Millionen, die Sie ausgegeben haben!
Das ist das Gesetz. 1945 wurde eine falsche Wahrheit geschaffen. Es ist allen verboten, diese zu berühren!

KAPITEL 35
DIE MILLIONEN IM EXIL

Degrelles Pfund Sterling — Geld und Politiker — Die letzten zwei Millionen — Das Konto in der Schweiz — Kein Cent bei der Bruchlandung in Spanien — Zehn Peseten für das Färben einer Hose — Das Angebot zur Zusammenarbeit von Herrn Van Zeeland — Degrelle schafft Güter in Spanien — Metallurgie und Textilien — "Geld ist mir egal" — Herausforderung an die Versager.

Q. — Sie entkamen im Mai 1945 den sowjetischen Truppen und der belgischen Repression und kamen nach Spanien. Einige haben gesagt oder geschrieben, dass Sie ein echtes Vermögen mit sich führten?

R. — Die Öffentlichkeit hat immer nur Politiker kennengelernt, die ihre eigenen Interessen verfolgen oder zumindest wie Saugnäpfe daran kleben. Die Tatsache, dass ein Mann sein Leben in völliger Selbstlosigkeit seinem Land und seinem Volk gewidmet hat, ist für sie unglaublich. Daher waren die Lügengeschichten über meine Mittel bei meiner Ankunft in Spanien so erfolgreich.
Vor kurzem las ich wieder solche Gerüchte in einem Buch mit dem Titel Degrelle, das in Brüssel beim Verleger De Meyere erschien und von einem fransquillon-flämischen Gutsherrn, der jetzt unter der Last der Jahre sehr zusammengeschrumpft ist und der einst bei mir angestellt war, zusammengeschustert wurde. Sein Name ist Charles d'Ydewalle. In seinem Halb-Gâtismus erzählt er, dass ich in den letzten Tagen des Krieges in Brüssel Bündel von Pfund Sterling in Koffer packte.
Wer hatte ihm diese Geschichte erzählt? Erstens war ich zu dieser Zeit an der Front und zweitens besaß ich während des gesamten Krieges nicht ein einziges Pfund Sterling. Aber Belgien war nach 1945 so empfänglich für die verrücktesten Gerüchte über mein Leben und meine Taten, dass ein alter, fast verwöhnter Witzbold kaltblütig Erfindungen dieses Kalibers veröffentlichen konnte! Für seine belgischen Leser war ich natürlich mit Pfund Sterling ausgestattet, wie ein Basil Zaharoff, der Öl- und Kanonenmagnat, oder wie ein Aristoteles Onassis, der König der Öltanker. Ich musste in Spanien nur meine Koffer ausräumen und war bei meiner Ankunft bereits Millionär!

Q. — Was bedeutet Geld für Sie?

R. — Um die Wahrheit zu sagen, Geld hat mich nie interessiert. Dutzende von Millionen gingen an mir vorbei, insbesondere die, die Mussolini mir so freundlich geliehen hatte. Nie wollte ich sie auch nur in Empfang nehmen. Es war Graf Xavier de Grunne, der sie in seinem Schloss in Wezembeeck-Ophem in Empfang nahm.
Für mich ist ein Politiker, der versucht, die Geldscheine zu stapeln, kein Politiker. Was sind die Befriedigungen des Geldes im Vergleich zu den übermenschlichen Freuden, die die Eroberung von Menschen mit sich bringt? Wer sich seiner Macht, ein Volk zu erobern, sicher ist, wie kann er sich für Geldangelegenheiten interessieren? Die Freude am Besitz ist für den politischen Eroberer eine ganz andere: es ist die Freude an der Menge, die er unterwirft, die er blendet und mitreißt. Und sie selbst trägt ihn in einer Gemeinschaft von solarer Macht nach vorne. Was ist angesichts dieser Dominanz das Geld? Ein Detail.
Ein Mussolini oder ein Hitler, die Hunderte von Milliarden manipuliert hatten, starben so arm wie ein Holzfäller oder ein Erdarbeiter.
Sie werden es mir vielleicht nicht glauben, aber während meines gesamten politischen Lebens in Belgien hatte ich persönlich nie ein Bankkonto! Das ist leicht zu überprüfen. Hunderttausend Franken an einem Schalter einzuzahlen oder sie unter einem Stapel Bettlaken zu verstecken, wäre mir nicht in den Sinn gekommen und wäre mir sogar ziemlich verrückt vorgekommen. Schöne Möbel, inspirierte Gemälde, ein langes, friedliches Haus inmitten von hundertjährigen Buchen, die von Tulpen gesäumt werden, ja. Der Eroberer braucht Schönheit, um seine Kraft zu nähren. Sie gibt ihm den Atem, um seine Gedanken zu heben. Ansonsten hat mir eine harte Existenz mit geringen Kosten immer vollkommen ausgereicht. Alles, was meine Schriften und Versammlungen einbrachten — und sie brachten immense Summen ein — wurde von der Rexistischen Bewegung geerntet. Ich habe nie eine Aufstellung dieser Einnahmen erhalten.
Während des Krieges war mein Leben besonders spartanisch. Ich kannte nur das Soldatenrata. Ich bin vielleicht der einzige Ostfrontkämpfer, der vier Jahre lang kein einziges Paket erhalten hat. Das Geld, das meine Presse in meiner Abwesenheit verdiente, wurde dazu verwendet, um meinen Soldaten Zigaretten und Schokolade zu bezahlen, die auf dem Schwarzmarkt oder bei der Résistance gekauft wurden! Die Résistance

verkaufte den Kaffee, den die britischen Flieger in Frankreich abwarfen, in Mengen von 4.000 Kilo an Zwischenhändler der Waffen-SS weiter.
In den letzten zwei Wochen des Krieges rannte ich in mein Berliner Büro, um die 2 Millionen Euro Gewinn zu kassieren, die unsere Tageszeitung L'Avenir, die in Deutschland eine Auflage von 100.000 Exemplaren erreichte, dort gemacht hatte. Diese zwei Millionen spendete ich bis auf den letzten Cent, um sie an die Truppe zu verteilen. Ich hatte sie Major Jacobs anvertraut, um sie im letzten Moment zu verteilen, aber bevor er sie verteilen konnte, wurde er von einer motorisierten kanadischen Einheit festgenommen, die sich beeilte, ihm das Geld abzunehmen.
Ich fiel vom Himmel in die Bucht von San Sebastian, ohne einen Cent — oder einen Penny! — in meiner Tasche. Ich hätte mir nicht einmal ein Sandwich leisten können, wenn ich ohne Knochenbruch gelandet wäre. Das Militärkrankenhaus war für mich sowohl das Krankenbett als auch die Herberge.

Q. — Nachdem Sie sich erholt hatten, flohen Sie schließlich aus diesem Krankenhaus. Warum haben Sie das getan? Und unter welchen Umständen?

R. — In meinem Zimmer als Verwundeter im Militärkrankenhaus von San Sebastian war ich an einem geheimen Ort. Nach 15 Monaten, nachdem alle meine Angebote, nach Belgien zurückzukehren, abgelehnt worden waren und meine theoretische Ausweisung aus Spanien angeordnet worden war, musste ich dieses Gebäude verlassen. Ich besaß nicht einmal Zivilkleidung. Ich war in der Uniform der Waffen-SS ins Meer gefallen. Um grün zu werden, brauchte ich mindestens eine Hose, die nicht feldgrau war! Als ich aus Norwegen kam, trug ich keine andere Hose als die eines Soldaten der anti-sowjetischen Front. Wir liefen nicht mit einer Garderobe durch die UdSSR!
Also musste ich diese alte, ketzerische Hose färben lassen. Mehrere Wochen lang verkaufte ich meine wenigen verwundeten Zigaretten an andere Internierte, bis ich die 10 Peseten zusammen hatte, die das Krankenhauspersonal für das Färben verlangte! Das war der niedrigste Preis. Die Tinktur war übrigens so abscheulich, dass ich, als ich am Abend meiner Flucht die historische Hose auszog, schwarze Schenkel wie die von Marschall Mobutu hatte! Der Farbstoff hatte sich wie ein Abziehbild auf meiner Haut festgesetzt.

Q. — Kommen wir zurück zu Ihren Millionen. Es wurde viel über die Millionen gesprochen, die Sie rechtzeitig in der Schweiz geparkt haben?

R. — Auch hier gibt es eine Reihe von Erfindungen.
Einige belgische Zeitungen berichteten mir, dass ich Millionen von Franken in der Schweiz gelagert hätte! Ich hatte sie dort vor dem Ende der Feindseligkeiten geparkt. Nach 1945 wurden sie mir nach Spanien zurückgeschickt. Daher mein glänzender Komfort!
Genauso wenig wie ich einen Franc in einer belgischen Bank besaß, besaß ich vor dem Krieg oder während des Krieges einen einzigen Franc in der Schweiz. Weder direkt noch indirekt. Auch nicht unter dem Deckmantel eines Freundes.
Dreißig Jahre später wird die Geschichte von den Schweizer Millionen immer noch wiederholt! Und mit welcher Sicherheit! Aber nie wurde auch nur der Schatten einer Erklärung vorgebracht! Wenn man jedoch so gut informiert war, hätte man leicht eine Erklärung liefern können. Wie wurden diese Geschäfte aus der Schweiz oder in die Schweiz getätigt? Wie wurde er durchgeführt? Durch wen? Und wann? Wie hoch waren die Beträge? In welchen Währungen? Über welchen Bankkanal?
Da die Zeitungsromane alles erfunden haben, war es ihnen immer unmöglich, auch nur eine dieser Fragen zu beantworten. Die Praxis der Lüge stört sie nicht. In zehn Jahren wird es sicherlich noch die eine oder andere Tageszeitung in Brüssel geben, die diese Erfindung wieder hervorholt.
Was können wir tun? Die Zeitungen sind tabu. Jede Gegendarstellung, die ich schicke, landet im Papierkorb. Keine einzige belgische Tageszeitung, keine einzige Zeitschrift ließ mich jemals in ihren Spalten kontern. Ihre Angst ist fast schon amüsant. Ich bemerke das Eingeständnis nicht nur ihrer Unredlichkeit, sondern auch ihrer Ohnmacht. Was sind das für Menschen?
Diese sagenhaften Millionen gab es nie, weder in der Schweiz noch anderswo! Was es jedoch wirklich gab, und das kann ich Ihnen heute sagen, waren die verschiedenen Versuche, die während des Krieges unternommen wurden, um mich auf die Seite der Alliierten zu ziehen.
So ließen mich die Amerikaner 1942, nach meiner Rückkehr aus dem Kaukasus, in Brüssel über eine Schwägerin von Jean Carton de Wiart, die Marquise de Leyde, vorschlagen, zwei ihrer Abgesandten in ihrem Generalkonsulat in Barcelona zu treffen. Us stellten mir zu diesem Zweck zwei Pässe zur Verfügung.

Vielleicht wollten sie mit mir den Trick wiederholen, Admiral Darlan in Algier zu vereinen, als sie de Gaulle so dringend aus den Londoner Ställen entfernen wollten? Ahnten Herr Pierlot und Herr Spaak damals, dass ihre großen Verbündeten hinter ihrem Rücken versuchten, mit mir auf ihre Kosten eine Alternative zu schaffen?

Q. — Sieht Ihre derzeitige Situation ziemlich gut aus?

R. — Das ist wahr. Nachdem ich von meinen politischen Fesseln befreit war und über mein Leben frei verfügen konnte, besaß ich im Exil einige Besitztümer, ein Dach über dem Kopf und vor allem das, was ich im Leben brauche: Kunstwerke. Wie habe ich das geschafft? Ganz einfach: Ich habe geschuftet. Zehn Jahre lang hatte ich dem belgischen Volk mein Leben kostenlos angeboten, ich hatte als Chef von Rex mit wilder Energie für das belgische Volk gekämpft, ohne jemals auch nur einen Cent Gehalt zu erhalten. In meinem Haus lebten wir nur von meinen Schriften und den Mitteln der Familie. An der Front wollte ich nie meinen Sold beziehen. Während meines gesamten politischen Lebens als Führer hatte ich darauf geachtet, dass ich als solcher niemals auf irgendeine Weise Geld verdiente. Ich hatte immer strikt von Monat zu Monat gelebt.

Q. — Woher beziehen Sie dann Ihre Mittel in Spanien?

R. — Wenn mein ganzes Leben vor 1945 ohne Einschränkungen und ohne Kompensationen meinem Ideal gewidmet war, habe ich im Exil bewiesen, dass ich, wenn ich es gewollt hätte, schon in meiner Jugend und allein durch meine Arbeit in der Lage gewesen wäre, ein beträchtliches Vermögen zu erwerben. Mehrere Jahre lang, abgeschnitten von der Außenwelt, verloren in einem Kaff in der Sierra Morena, 20 km vom nächsten Dorf entfernt, konnte ich meine ersten Geschäfte nur mit einem alten Wählscheibentelefon tätigen. Es war fast malerisch. Später half ich beim Aufbau einer metallurgischen Industrie in der Nähe des Guadalquivir. Ich war auch sehr erfolgreich im Handel mit australischer Baumwolle. Dann wurde ich Bauunternehmer. Ich lieferte unter anderem ein Dach für 50 Haushalte einer amerikanischen Basis.

Q. — Auf einem amerikanischen Stützpunkt?

R. — Aber ja doch. Und das war ein aufregendes Abenteuer. All diese amerikanischen Soldaten wollten sich neben meiner Jacke und meinen Auszeichnungen von der Ostfront fotografieren lassen. Sie nahmen in dichten Reihen an der Hochzeit von zwei meiner Töchter teil, die ich mit all meinen Hakenkreuzen im Wind zum Altar führte! Die entsetzte Presse veröffentlichte die Fotos davon.
Ich demonstrierte im Exil, dass ich im Gegensatz zu so vielen gierigen und nutzlosen Politikern ein glücklicher Schöpfer von Reichtum sein kann, wenn ich nicht mehr in der Politik tätig bin. Ich konnte vor allem Schönheit errichten oder sammeln. Sie war es, die mich immer vor allem begeisterte. Geld ist mir letztendlich egal. Was mich interessiert, ist, dass es dazu dient, Schönes zu schaffen oder zu finden, ein Gebäude vor dem Hintergrund eines hohen Himmels oder in einer harmonischen Landschaft zu errichten, das die Natur verschönert. Es geht darum, ein Kunstwerk zu besitzen, das daran erinnert, dass die Menschen seit Jahrhunderten von der Leidenschaft für das Schöne besessen sind. Es bedeutet, in sie einzudringen. Oft stehe ich nachts auf, um eine römische Bronzestatue in die Hand zu nehmen und vor dem reinen Marmorkopf einer Venus zu träumen, deren Haar wie von den Wellen des Meeres gestreift ist. Oder ich bin gerührt von einer Pieta aus dem 15. Jahrhundert, gemalt von einem flämischen Primitivling.
Es ist mir völlig egal, ob ich eine Million oder zehn Franken in der Tasche habe. Ich brauche nichts und niemanden.
Ohne dass ich danach gesucht hätte, wurde der Beweis öffentlich erbracht, dass ich, als ich kein Politiker mehr war, das verdient habe, was mir gefiel.
Nun, ich würde gerne diejenigen sehen, die mich so oft beschmutzt haben, ich würde gerne sehen, wie sie vor einem so harten Exil wie dem meinen stehen, ohne einen Cent am Anfang, noch immer an meinen Verletzungen leidend, von allen Seiten verfolgt, ein unmögliches Leben führend, gezwungen, ständig von einem Zufluchtsort zum anderen zu flüchten, ich würde gerne sehen, wie sie mit ihrer eigenen Anstrengung das schaffen, was ich in einem fremden Land durch meinen Gehirnsaft und meine Arbeit geschaffen habe.
Auch hier zielten die Lügen immer nur darauf ab, den Besiegten zu dämonisieren. Sie haben ihr Ziel verfehlt. Der Kern meines Werkes konnte nicht unterschlagen werden. Warum haben wir gegen den Kommunismus gekämpft? Waren wir nicht früher als alle anderen klar? War das große Europa, das wir schaffen wollten, nicht die letzte Möglichkeit zur Rettung unserer engen Länder?

KAPITEL 36
ENTFÜHRUNG VON DEGRELLE

Weigerung, Degrelle nach Belgien zurückkehren zu lassen — Erster Entführungsversuch durch Oberst de Lovinfosse im Januar 1946 — Schriftlicher Befehl von Premierminister Van Acker — Formelles Verbot von Spaak — Expedition des Richters Mélot nach Sevilla — Erneutes Verbot von Spaak — Entführungsversuch durch israelische Sonderdienste — General de Gaulles Barbouze in Aktion — Letzter jüdischer Versuch von Antwerpen aus — Die Maulkörbe der belgischen Demokratie.

Q. — Ihr Leben in Spanien hatte schwierige Zeiten. Wurde mehrmals versucht, Sie zu entführen?

R. — Während meines endlosen Aufenthalts in Spanien akzeptierten meine Feinde niemals, in keiner Weise — wer würde es heute noch wagen, dies zu leugnen? — Ich durfte nach Belgien zurückkehren, um mich vor den Richtern zu verantworten. Ich habe immer wieder darum gebeten, vor Gericht zu erscheinen.
Aber das Regime wollte kein Erscheinen vor Gericht. Was es wollte, war meine Haut. Ja, es forderte die spanische Regierung auf, mich auszuliefern. Aber warum? Warum forderte er mich, wenn ich völlig damit einverstanden war, freiwillig zurückzukehren? Ich war immer bereit, in Brüssel aus dem Flugzeug zu steigen. Ich verlangte nur eine Sache, die absolut natürlich war: eine faire Erklärung, ein ehrliches Urteil, egal ob es von einem Schwurgericht, einem Kriegsrat oder sogar von den Wählern gefällt wurde.
Diesbezüglich wiederholte ich unermüdlich: "Wenn Sie wollen, dass das Volk selbst über mich urteilt, dann komme ich zurück und kandidiere in Brüssel für die Wahlen. Lassen Sie mich einfach acht Tage lang meinen Wahlkampf führen. Töten Sie mich danach, wenn es Ihnen so viel Spaß macht. Aber in der Zwischenzeit wird sich zeigen, ob das belgische Volk, nachdem es mich und meine Widersacher angehört hat, mir Recht gibt oder nicht.

Q. — Da haben Sie es, wie man in Frankreich sagt, etwas zu weit getrieben. Aber hätten Sie wenigstens ein Urteil mit allen gesetzlichen Garantien erhalten müssen, die die Verfassung einem Angeklagten gewährt?

R. — Nichts davon, wie man sich leicht vorstellen kann. Die großen Besiegten von 1940, die kleinen Sieger — und auch das nur indirekt! — von 1944, verlangten meine Auslieferung nur, weil sie sicher sein konnten, dass sie mich bei meiner Ankunft mit geschlossenem Mund töten konnten.
Die belgische Regierung war niemals damit einverstanden, dass ich vor Gericht gestellt würde, wenn ich freiwillig nach Brüssel zurückkehren oder von Franco ausgeliefert werden würde. Franco hätte meiner Auslieferung zugestimmt, wenn ein anständiger Prozess garantiert worden wäre. Für die belgisch-resistenten Politiker aller Seiten war das einzige, was zählte, die Verweigerung jeglicher gerichtlicher Berufung. Ich musste sofort nach der Landung getötet werden. Alle wussten sehr gut, dass ich Recht haben würde, wenn ich mich vor einem normalen Gericht oder vor dem Volk erklären könnte. Es war für sie undenkbar, sich darauf einzulassen!

Q. — Worin bestand Ihr Angebot?

R. — Mein Angebot war ganz einfach: ein ordentliches Gericht mit voller Rundfunkübertragung der Verhandlungen.
Wenn ich nur ein Schurke gewesen wäre, wie meine Feinde behaupteten, hätte die Ausstrahlung des Prozesses im Radio oder sogar im Fernsehen mich in der öffentlichen Meinung endgültig demütigen können. Das Regime verfügte über die gesamte Presse. Ich konnte mich nicht auf die dünnste Ente verlassen. Was war also zu befürchten? Vor allem, da man ohnehin zum Dessert das Vergnügen haben würde, mich hinrichten zu lassen.
Dennoch war die Antwort ausnahmslos nein.
Danach wurde festgestellt, dass es einfacher wäre, mich zu entführen, um mich ohne unangenehme Erklärungen zu liquidieren.

Q. — Sie entführen?

R. — Ja, mich zu entführen, mit sechs Anläufen. Es gab eine ganze Reihe von Entführungsversuchen. Einige davon waren echte Mafia-Geschichten.

Bereits im ersten Nachkriegswinter wurde meine Entführung in San Sebastián selbst geplant. Sie kennen diesen Versuch sicherlich; der Organisator selbst, Oberst de Lovinfosse, hat ihn öffentlich gemacht.

Q. — Das ist richtig. Oberst de Lovinfosse bestätigte mir, dass er Ihre Entführung acht Monate nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs mit Hilfe von französischen und spanischen Geheimagenten organisiert hatte. Alles war vorbereitet und Lovinfosse hatte die schriftliche Genehmigung des belgischen Premierministers Van Acker erhalten. Diese Anordnung wurde von Minister Spaak am Vorabend der Operation widerrufen!

R. — Gott weiß, dass ich im Dezember 1945 und im Januar 1946 völlig in der Reichweite von Entführern war!
Um mich zu beschmutzen, wurden abscheuliche Anschuldigungen von Kriegsverbrechen, die grob falsch waren, in die Menge geworfen. Genau wegen dieser Anschuldigungen hatte ich im Militärkrankenhaus von San Sebastian alle Angebote zur Flucht abgelehnt, die mir sogar von höchster Stelle gemacht worden waren. Wenn ich aus dem Krankenhaus geflohen wäre, wie man mich dringend gebeten hatte, hätte es so ausgesehen, als hätte ich aus Angst vor meinen Anklägern das Weite gesucht. Ich wollte mich aber erklären. Aus diesem Grund bin ich nicht geflohen, obwohl ich hätte gehen können.

Q. — Unter welchen Bedingungen lebten Sie in Ihrem Krankenhaus?

R. — Ich hatte 40 Wachmänner um mich herum. Aber es waren spanische Soldaten! Sie waren dort, weil die Alliierten es verlangten. Nachts schliefen alle auf der Treppe. Das ging so weit, dass ich eines Nachts die Gewehre von allen einsammelte. In einer anderen Nacht stieg ich über die 40 Schlafenden hinweg und leistete mir den Luxus, nach San Sebastian zu gehen, in einem Restaurant zu speisen und bis 3 Uhr morgens spazieren zu gehen.
Ich hätte also abreisen können, aber ich wollte nicht abreisen.
Anfang Januar 1946, nachdem er seine Vorbereitungen abgeschlossen hatte, kam der belgische Oberst de Lovinfosse, ein mit Orden überhäufter, aber politisch eher kurzer belgisch-britischer Offizier des Sicherheitsdienstes, in die Pyrenäen, um die erste Entführungsaktion durchzuführen. Sie war ohne großes Risiko, da spanische Komplizen, die ihn mit 200.000 Peseten bezahlten, meine Überführung in das Gefängnis von Pamplona vorbereitet und den Ort festgelegt hatten, an dem das Auto unter dem Vorwand einer Panne auf der Straße in der Nähe der Ortschaft Lecumberri gestoppt werden sollte. Es wurde vereinbart, dass die Wächter sich nicht wehren würden.
Sogar die Kapuze, die ich mir über die Nase ziehen sollte, war vorbereitet. Lovinfosse selbst berichtete dies in seinen Erklärungen.

Q. — Also, der Fehlschlag?

R. — Die Entführung scheiterte unter grotesken Bedingungen, weil Spaak sie in letzter Minute verbieten ließ.
Die Entführung war jedoch vom belgischen Premierminister Van Acker persönlich angeordnet worden. Die französische Sûreté, die offiziell in Paris benachrichtigt worden war, hatte ihre Autos und ihre besten Agenten aus Bordeaux dem Oberst zur Verfügung gestellt. Alle belgischen und französischen Dokumente, die dies belegen, wurden seither von Oberst de Lovinfosse selbst veröffentlicht. Sie sind ebenso überwältigend wie unbestreitbar: ein belgischer Premierminister, ein belgischer Oberst und die französische Sûreté wollten eine Entführung — meine Entführung — in völliger Illegalität in einem fremden Land durchführen.

Q. — Die spanische Regierung ordnete schließlich Ihre Ausweisung an?

R. — Das war nicht ganz so. Als es 15 Monate nach meiner Notwasserung wirklich nicht mehr möglich war, dem belgisch-englisch-amerikanischen Druck zu widerstehen — die Botschafter des Vereinigten Königreichs und der Vereinigten Staaten bedrängten Franco mündlich und schriftlich — gab die spanische Regierung zu, dass ich ausgewiesen werden würde, mit der geistigen Einschränkung, dass ich nicht ausgewiesen werden würde!
Die theoretische Ausweisung fand also am 21. August 1946 statt. Es war jedoch ein falscher Degrelle, der zur portugiesischen Grenze gebracht wurde. In der Zwischenzeit fuhr ich im Wagen des Grafen de Mayalde, des spanischen Botschafters und Bürgermeisters von Madrid, und seiner Frau, der sehr liebenswerten

Herzogin von Pastrana, in die erste meiner Zufluchtsstätten. Ich besaß geordnete Papiere auf den Namen Juan Sanchiz, Pole. Franco selbst hatte, weil er meine Armut ahnte, fünfundzwanzigtausend Peseten in das Dokument gesteckt, was damals eine ziemlich große Summe war. Ich sollte von Versteck zu Versteck gehen. Diejenigen, die mir nach dem Leben trachteten, würden mich jahrzehntelang verfolgen.

Q. — Der belgische Richter Melot erzählte der Presse selbst, wie er 1958 seinerseits einen Überfall auf das Refugium in Constantina organisierte, wo er Ihre Anwesenheit entdeckt hatte. Es ist bekannt, dass er Sie nicht mochte. Der belgische Justizminister zwang den Magistrat auf Drängen von Spaak — wieder einmal — dazu, auf die Aktion zu verzichten. Richter Melot sagte mir: "Ich war ziemlich erstaunt, als man mir erklärte, dass die belgische Regierung nicht an der Rückkehr Degrelles interessiert sei".

R. — R.: Dieser belgische Richter hatte die Verfolgung meiner Familie im Jahr 1945 sehr befürwortet. Er war ein kleiner Mann mit Schnurrbart, der körperlich nicht sehr gut aussah, da eines seiner Augenlider wie eine abgestorbene Feige herabhing. Er reiste tatsächlich durch Andalusien, um mich zu finden und meine Entführung zu planen.
Als Widerstandskämpfer war er nach der "Befreiung" zum Richter am Berufungsgericht befördert worden. Er dachte daran, sich durch eine zeitverzögerte Tat zu profilieren. Bald wurde alles in die Wege geleitet. Sogar einige tapfere, unbeschäftigte Paras wurden auf diesen heroischen Kreuzzug mitgenommen, der umso bizarrer war, als er ebenfalls illegal durchgeführt wurde, aber diesmal unter der Schirmherrschaft eines Richters!
Das Flugzeug, in das ich gebracht werden sollte, war bereits auf dem Militärflugplatz von Sevilla gelandet, wo Melot sich Komplizen gesichert hatte. Die Orte, an denen ich lebte, waren in meiner Abwesenheit gefilmt worden; Richter Melot hatte persönlich, als Richter, den Hausfriedensbruch beaufsichtigt! Alles war bereit.
Melot meldete der belgischen Botschaft in Madrid, dass die Entführung unmittelbar bevorstehe.
Daraufhin wurde der entführende Magistrat schnellstens nach Brüssel zurückgerufen und vom Justizminister und den höchsten belgischen Richtern aufgefordert, die Entführungsoperation sofort aufzugeben. Er musste einen formellen Verzicht aufsetzen und unterschreiben, der ebenso schmerzhaft wie erniedrigend war. Indem er diesem Richter einen Maulkorb verpasste, befreite Spaak mich persönlich von dieser Gefahr! Der Magistrat gab dies selbst mitleidig zu. Ich werde nicht darauf bestehen. Das wäre grausam.

Q. — Gab es nicht auch einen anderen Versuch von israelischen Agenten?

R. — Es gab auch einen Entführungsversuch, der von Juden durchgeführt wurde.
Dies war der größte. Er wäre beinahe geglückt, da es keinen panischen Spaak gab, der ihn hätte verhindern können!
Diese Operation hatte keinen Reim und keinen Grund. Ich hatte nie, wie ich Ihnen sagte, einen Juden berührt. Die rexistische Bewegung war vor 1940 für jeden offen, der ihr beitreten wollte. Ich hatte sogar einen rexistischen Abgeordneten im belgischen Parlament, der in Antwerpen gewählt wurde und Jude war! Eine Identität, die ich zu der Zeit nicht kannte. Sein Name war Hertzog.
Im Grunde genommen gab es in Belgien vor 1938 kaum ein Judenproblem. Erst zu diesem Zeitpunkt bekamen wir unsere ersten Befürchtungen: Sie kamen in Massen, zu einem Drittel aus Deutschland und zu zwei Dritteln aus Polen. Als wir sahen, wie wütend ihre Anführer auf einen europäischen Streit drängten, prangerten wir sie in unseren Zeitungen als Kriegsprovokateure an, was sie in Wirklichkeit auch waren. Aber wir hielten uns auch in ihrem Fall an die friedliche Linie unserer Neutralitätspolitik.

Q. — Warum haben die Israelis dann versucht, Sie zu entführen?

R. — Die Juden versuchten später in dem Buch Les vengeurs (Die Rächer), das als Taschenbuch erschienen ist, zu erklären, dass nur ich die Wahrheit über Bormans Zufluchtsort kenne, dass ich ihn aus Italien gerettet, in Madrid versteckt und sicher zu Freunden in Südamerika gebracht habe! Ich hatte jedoch nicht die geringste Ahnung, was aus Borman nach dem Tod Hitlers am 30. April 1945 geworden war. Sein Fluchtgefährte, mein Freund Arthur Axman, erklärte, dass er am Tag nach dem Selbstmord des Führers starb, als er versuchte, aus dem von den Sowjets umzingelten Berlin zu entkommen. Wie auch immer, im Exil erhielt ich nie eine Nachricht über ihn.
Das macht nichts; die Juden hatten beschlossen, mich auf ein speziell gechartertes Schiff zu bringen. Das Schiff wartete an der spanischen Mittelmeerküste auf mich. Der Leiter der Entführungsoperation war der stellvertretende Generaldirektor des israelischen Sicherheitsdienstes, Zwy Aldouby.

Aldouby und sein Team drangen nach Spanien ein, ausgerüstet und bewaffnet, zur Hälfte finanziert von einer großen amerikanischen Zeitschrift, die im Voraus die Geschichte der Entführung gekauft hatte. Auch hier schöne Sitten! Eine Reportage, die beschreibt, wie man sich eines politischen Gegners gewaltsam bemächtigt und ihn in den Tod treibt, machte sich sehr gut! Es gibt Menschen in Amerika und wahrscheinlich auch anderswo, die dafür bezahlen! Und das sogar sehr teuer! Tugendhaftigkeit ist eine Prämie!

Q. — Wie sind Sie diesem erneuten Versuch entkommen?

R. — Meine Freunde im Ausland waren genauso schlau wie diese freundlichen Israelis. Seit drei Monaten war ich genauestens über das Projekt informiert. Einer meiner Informanten saß sogar in einem Restaurant in Lausanne drei Meter von dem Tisch entfernt, an dem der Plan für meine Entführung endgültig festgelegt wurde. Ich wusste in der Minute, dass die Israelis am nächsten Tag abreisen würden. Am übernächsten Tag erfuhr ich, dass sie die katalanischen Pyrenäen erreichten.
Als sie glaubten, das Spiel zu gewinnen, als bereits die Telefon- und Stromleitungen rund um mein Anwesen in Constantina von zwei kommunistischen Komplizen gekappt worden waren und alle Hunde in der Nachbarschaft vergiftet worden waren, damit es keinen Alarm gab, als meine Entführer das letzte Stadium erreichten, war die spanische Polizei, die von mir benachrichtigt worden war, zur Stelle und sprang auf sie zu.
Schlauer als die Juden zu sein, ist ein gutes Gefühl!
Aldouby und seine Handlanger wurden vollständig verhaftet und vom Kriegsrat in Barcelona zu acht bzw. zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Ihr großes Lincoln-Auto hatte im hinteren Kofferraum eine Art Sarg mit Betäubungsapparat, in den man mich ohne übermäßige Schonung legte, bis die Expedition das Schiff erreicht hatte, das in der Nähe von Malaga unter Druck stand.
Ein zweiter Versuch wurde von den Juden von Antwerpen aus unternommen. Die angehenden Entführer wurden in Bilbao festgenommen, als sie an Land gingen.
Ein letzter Entführungsversuch wurde dieses Mal von den Barbaren von General de Gaulle vorbereitet. Gaulle hasste Spaak, einen Sozialisten, der sich seinem nationalistisch geprägten europäischen Plan widersetzte. Da de Gaulle wusste, dass ich seinen Gegner in einer großen Gerichtsverhandlung politisch zerschlagen könnte, kombinierte er, mich der belgischen Regierung anzubieten, unter der scheinheiligen Bedingung, dass ich Gegenstand eines öffentlichen Prozesses sein würde, in dem er damit rechnete, dass ich den überflüssigen Gegner seiner Pläne in Stücke reißen würde! Die Entführer des glorreichen Generals hatten nicht mehr Glück als ihre belgischen oder israelischen Vorgänger. Sie wurden von der spanischen Polizei auf der Fußmatte vor meiner Tür verhaftet. Sie wurden diskret abgeschoben.
Seitdem hat sich niemand mehr getraut, diese Ausflüge zu wiederholen.

Q. — Warum, glauben Sie, sind diese sorgfältig geplanten Entführungsversuche alle nacheinander gescheitert?

R. — Aus ganz einfachen Gründen. Erstens, weil ich ein Schanker bin, der immer und überall durch eine treue Baraka geschützt ist. Zweitens, weil man seine eigene Haut hätte riskieren müssen, um mich zu entführen. Ich war nicht der Mann, der sich das gefallen ließ. Fünfundsiebzig Nahkämpfe an der Ostfront hatten mich trainiert. Die Entführer waren stets bemüht, nur im Schutz von komplizierten Schutzsystemen in Aktion zu treten. Offensichtlich wollten sie nicht erschossen werden, während sie versuchten, mich zu erschießen.
Der Kern der Sache ist vor allem, dass diese käuflichen Schwadronen von Gangstern im Dienste von Politikern der niedrigen Polizei oder naiven Lovinfosse nichts anderes als mein Blut wollten. Weil sie an nichts Großes glaubten, haben sie persönlich nichts riskiert und haben alles verpasst. Ich konnte ihnen immer trotzen, weil ich das besitze, was sie nicht haben: den Glauben an eine große Sache.
Ich bemitleide mich nicht, ich bemitleide sie, deren Leben ein Sumpf ohne Licht war. Ich finde, dass es auf den Gipfeln besser ist.

Q. — Aber die Verjährung sollte Ihnen doch endlich Ruhe bringen?

R. — Was für eine Ruhe? Als 1964 nach zwanzig Jahren im Exil der Zeitpunkt kam, an dem meine gesetzliche Verjährung eintrat, hätten meine Gegner sicherlich eine unbeteiligte Miene aufsetzen und das Gesetz zur Anwendung kommen lassen können. Aber allein der Gedanke, dass ich, von den Folgen meiner Verurteilung befreit, nach Brüssel zurückkehren und die Massen ansprechen könnte, ließ ihnen das Blut in

den Adern gefrieren. In aller Eile improvisierten sie ein Gesetz, das meine Verjährung um zehn Jahre verlängern würde.
Rechtlich gesehen war dies eine Ungeheuerlichkeit. Die Wirkung einer Verurteilung zu verlängern bedeutet, sie zu verschärfen, besonders wenn es sich um eine Strafe handelt, die fast ein Vierteljahrhundert zuvor verhängt wurde.
Dieses Gesetz war so sehr auf meinen eigenen Gebrauch zugeschnitten, dass man ihm einen lateinischen Namen gab: "Lex Degreliana". Zu der alten Strafe, die ein improvisiertes Gericht im Dezember 1944 in Abwesenheit innerhalb einer Viertelstunde gegen mich verhängt hatte, fügte es weitere zehn Jahre der Verjährung hinzu, in denen ich mundtot gemacht werden sollte.

Q. — Diese Verlängerung der Verjährungsfrist für Sie wurde dem belgischen Parlament vorgelegt und von diesem verabschiedet. "Das Gesetz kann sich für eine Person ändern", sagte Richter Melot zu mir.

R. — Sagen Sie, können Sie sich die Ungeheuerlichkeit der Behauptung dieses Richters vorstellen: "Das Gesetz kann für eine Person geändert werden! Als ob das Gesetz verfassungsrechtlich nicht für alle "Individuen" gleich sein sollte! Unvorstellbar, ein solcher Fanatismus! Eine so eklatante Verletzung des Rechts! Und es war ein belgischer Richter des Berufungsgerichts, der diese außergewöhnliche juristische Ungereimtheit zum Ausdruck brachte!
Als letzte Möglichkeit blieb ein Protest beim Europäischen Gericht in Straßburg. Das Gericht hütete sich, die Zähne zusammenzubeißen und gegen diese abstruse "Lex Degreliana" zu protestieren oder das halbe Dutzend Entführungsversuche zu verurteilen, denen ich unter Verletzung aller internationalen Konventionen ausgesetzt war.
Diese feierlichen Päpste haben ihre Hände in Unschuld gewaschen, Pontius Pilatus, Kakerlaken, die in einem demokratischen Peplum (ein bis auf die Knöchel reichendes Frauenkleid) im 20. Jahrhundert wieder zum Leben erweckt wurden.

Q. — Und nach dieser Verlängerung der Verjährungsfrist für das Urteil, das Sie traf, um 10 Jahre?

R. — 1974 gab es wirklich keine Möglichkeit mehr, eine weitere Lex Degreliana zu verabschieden! Also was, dieser Degrelle sollte doch wieder auftauchen! Wozu war es dann gut gewesen, 30 Jahre lang die Veröffentlichung seiner Bücher zu verbieten und seine möglichen Verleger zu terrorisieren? Die sechs Entführungsversuche hätten also nur zu dieser Sackgasse geführt....
Um jede Rückkehr nach Brüssel zu verhindern, wurde das Urteil von 1944 wiederbelebt, das mir, ohne dass eine Akte angelegt worden war und ohne dass mich eine Verteidigung hätte vertreten können, im Handumdrehen die belgische Staatsbürgerschaft entzogen hatte, was einen Verstoß gegen die Verfassung darstellte. Auf der Grundlage dieses juristischen Meisterwerks wurde ich durch einen Gesetzeserlass schlicht und einfach zum "unerwünschten Ausländer" erklärt. Ich, der ich 1944 Abgeordneter in Brüssel war! Damit war ich für immer südlich der Pyrenäen gestrandet! Wenn ich versuchen würde, in mein Land zurückzukehren, würde ich wie ein internationaler Verbrecher abgeschoben werden!

Q. — Sind Sie überrascht, dass so hart gegen Sie vorgegangen wird?

R. — Diese persönlichen Verfolgungsmaßnahmen? Nein, diese Leute spielen ihr Spiel, das Spiel von Feinden mit kleinen Mitteln.
Sie können ihr Barometer nicht höher steigen lassen.
Für sie ist es ein unverschämter Akt des Stolzes, wenn sie sich ein wenig über den Boden erheben.
Wer sich weigert, sein Leben damit zu verbringen, wie eine Kröte im Mittelmaß zu waten, ist ein eitler und ehrgeiziger Mensch. Als ob der Stolz des Menschen nicht darin bestünde, sich selbst zu übertreffen!
Wer behauptet, das Ideal des durchschnittlichen Belgiers von Beefsteak und Pommes frites zu übertreffen, ist ein Heuchler!Wer nicht mit überzeugtem Gesichtsausdruck "Amen" zu allen Plünderungen und Raubzügen der politischen Schurken von gestern und heute sagt, ist ein Schänder und ein Lügner! Gegen sie den Besen zu benutzen ist ein Frevel. Nur die Verwendung der Klobürste ist lobenswert.
Seit mehr als einem Dritteljahrhundert erzählen mir diese Zensoren die gleiche scheinheilige Litanei.
Das größte Verbrechen ist, dass ich, wenn ich ihnen zuhöre, wie sie endlos ihre Lieder abspulen, mit höhnischem Blick und fast blasphemischen Worten lache, anstatt das Vaterland und die Menschheit um Vergebung zu bitten und meine Nase in den Morast meiner antidemokratischen Sünden zu stecken.

Gegen diese dröhnenden Schwärme schwinge ich höchstens ab und zu einen Fliegenfänger, der fast schon symbolisch ist. Wenn er pfeift, verschwinden die politischen Fliegen. Dann tauchen sie unermüdlich wieder auf. Da der Fliegenfänger auf sie zurückschlägt, flüchten sie erneut. Ihre Aufregung ist nur anekdotisch. Ich nehme es ihnen nicht übel. Gott hat die Insekten zu einem bestimmten Zweck geschaffen.

Q. — Warum wundern Sie sich dann über die Ächtung Ihrer Person?

R. — Ob man mir nun großzügigerweise die Rotationslokomotiven von Hitlers Freund zugeschlagen hat, oder ob man mir erklärt hat, dass ich früher Boxer war, oder Schweißer auf Kohlefrachtern in Südamerika, all diese Dinge haben mich nie erschreckt. Sie sind lustig. Ich mag malerische Porträts.
Was mich überrascht, ist, dass meine schrillen Kritiker, die mich jahrzehntelang auf diese Weise gejagt haben, es nicht geschafft haben, mein Markenimage zu liquidieren.
Was ist von den großen demokratischen Paschas geblieben, die 1945 so lautstark verherrlicht wurden? Wer erinnert sich noch an sie?
Wie kommt es jedoch, dass man mich nicht vergessen hat? Denn es ist eine Tatsache, dass ich nicht vergessen wurde. Ich werde immer wieder erwähnt.
Ich habe noch nie so viele Menschen gesehen, die Tausende von Kilometern reisen, um mich zu treffen. Ein amerikanischer Haushalt mit Sohn und Tochter reiste sogar von Los Angeles nach Malaga, um mich nur für einen halben Tag zu sehen. Hunderte von jungen Leuten opfern den letzten Cent ihrer Ersparnisse, um eine Stunde auf meiner Terrasse zu verbringen. Das Problem für mich ist nicht, Besucher anzuziehen, sondern sie in Schach zu halten.

Q. — Warum sind Ihre Bücher in Belgien verboten?

R. — Das Verbot, meine Bücher zu drucken, zu verkaufen und zu transportieren, bleibt in ganz Belgien in Kraft. Die Veröffentlichung einer einfachen Broschüre von mir in Belgien führt auch heute noch dazu, dass die Verleger zu langen Gefängnismonaten und Hunderttausenden von Francs Geldstrafe verurteilt werden. Trotz dieser unglaublichen Unterdrückung wurden in wenigen Jahren mehr als 200.000 meiner Bücher heimlich verkauft und gingen überall von Hand zu Hand. Sie werden vervielfältigt. Für einige wurden sagenhafte Preise gezahlt: neun- oder zehntausend belgische Francs für ein Exemplar der Originalausgabe meiner "Cohue de 1940"!
Meine Werke wurden in viele Sprachen übersetzt. In Italien, Deutschland, Holland, England, Portugal, Argentinien und den Vereinigten Staaten. Warum werden nicht auch die Memoiren von Herrn Pierlot, dem ehemaligen Belgier in London, dem ehemaligen Premierminister von 1940 bis 1944, Herrn Pierre Lot, wie die französischen Schreibkräfte tippen, im Ausland übersetzt?
Auch wenn es viele gibt, die noch nichts von meinem Leben verstehen, so wird der Öffentlichkeit doch bewusst, wie ungewöhnlich mein Überleben ist. Ich sollte schon vor langer Zeit aus den Köpfen der Menschen verschwunden sein. Ob es uns gefällt oder nicht, ich bin mehr denn je in der Erinnerung der Alten präsent, aber noch mehr in der Phantasie der Jungen. Nicht nur junge Menschen in Europa, sondern auch junge Menschen in den Vereinigten Staaten, Kanada, Argentinien, Peru und Chile! Mein Name ist heute in der Welt viel bekannter als zur Zeit der großen Kämpfe des politischen Rexismus. Er wird in allen Wörterbüchern besprochen.
Die Wahrheit ist, dass er sich einen Mythos geschaffen hat.
Lügner und Beleidiger können ihm nichts mehr entgegensetzen. Man kann die Ausstrahlung eines Epos nicht wie den Rauch einer Zigarette vertreiben. Alles, was unternommen wurde, um mich zu liquidieren, war nichtig. Wilde Verurteilungen, Entführungs- und Mordversuche, Gesetzesdekrete zur Strafverschärfung, Denaturalisierungen, drakonische Verbote meiner Schriften haben gerade einmal dazu geführt, die Legende zu vergrößern.
Die Geschichte existiert.
Eines Tages wird sie die Maulkörbe der belgischen "Demokratie" auf die Müllhalde werfen.

KAPITEL 37
DIE BELGIER AUF DER ANDEREN SEITE

Q. — Sind Sie wütend auf die Belgier?

R. — Das Problem ist viel umfassender. Belgien war nur eine relativ unbedeutende Figur auf dem riesigen Schachbrett des Zweiten Weltkriegs.
Wir, die Kämpfer an der Ostfront, hatten bereits 1943 unwiderruflich das Stadium der kleinen, in ihrer regionalen Eitelkeit kauernden Krummhörnerstaaten überwunden. Das bedeutet, dass wir weit über die enge belgische Landschaft hinausblickten.
Wer waren die Europäer, die unsere Absicht verstanden? Welche waren die, die es nicht verstanden? Das war für uns das eigentliche Problem.
Aber ob sie es verstanden oder nicht, wir betrachteten sie ohne Feindseligkeit. In der Politik kann derjenige, der heute nicht versteht, morgen verstehen.
Was den begrenzten Fall Belgiens betrifft, so war Belgien in unserem Plan nur noch als Teil eines großen europäischen Ganzen denkbar, das dreihundertvierzig Mal größer war (ohne Sibirien zu erwähnen) als die 30.000 km2, die eine Art erweiterten Vorort der Stadt Brüssel bilden.
Wir räumten unserem Heimatland ein privilegiertes Interesse ein, aber die Schaffung einer echten europäischen Föderation war für uns das große Endziel.
Dass wir uns manchmal über die Kurzsichtigkeit der Belgier ärgerten, die oft nicht weiter als bis zu ihren Spargelfeldern in Flandern und ihren Schinkenräuchereien in den Ardennen blickten, änderte nichts an unseren Gefühlen. Wir erwarteten, dass unser Sieg unsere Landsleute aus ihrer Taubheit reißen, ihre Augen trüben und ihrem industriellen Genie die große Entfaltung bringen würde, von der wir für sie träumten.

Q. — Inwiefern haben Sie die Reaktionen der Belgier nach dem Krieg besonders getroffen?

R. — Was uns mehr als alle physischen Verfolgungen getroffen hat, war der blinde Hass, das Gefühl, dass das Volk, für das unsere Tausenden von Toten an der Ostfront alles gegeben hatten, die Tragweite dieses schrecklichen Opfers nicht im Geringsten begriffen hatte. Viele Belgier hatten jedoch 1940 — allen voran Spaak — tatsächlich geglaubt, dass Deutschland eine fast sichere Möglichkeit zum Sieg in der Hand hielt. Wie hätte Belgien und sogar Westeuropa in diesem Fall ohne die tragische Anstrengung unserer Jugend, die an die Ostfront lief, um unsere Völker zu vertreten und ihre Rechte zu sichern, den Kopf über Wasser halten können?
Dieses Geschenk, diese Selbstaufopferung hätte zumindest berücksichtigt werden müssen. Wir hatten aus Idealismus gekämpft. Was taten die anderen zu dieser Zeit, was waren die Sorgen der großen Mehrheit der Belgier? Sie handelten mit Waren. Mit den Fetten! Die Kartoffeln! Die Sardinenbüchsen! Die heilige Blutwurst!
Wenn die Deutschen den Krieg gewonnen hätten, hätten fast alle diese "Besetzten" das Große Reich, den Führer und das ganze Nazi-Bataillon mit offenem Mund aufgenommen! Daran sollten Sie keinen Zweifel haben!

Q. — Was ist mit denen, die auf der Seite der Alliierten kämpften?

R. — Wie viele von ihnen, die unsere Vorstellung von einem neuen Europa nicht teilten, gingen nach London, um sich den Reihen derer anzuschließen, die noch an das Predigtbüro der Demokratie glaubten...?
In Frankreich betrug der gesamte bewaffnete Widerstand im Juni 1944 nicht einmal 1% der Bevölkerung, so die kategorischen Aussagen von Soustelle, dem unmittelbaren Mitarbeiter von General de Gaulle.
"Unter uns", sagte dieser sarkastisch, "die Résistance ist ein Bluff, der Erfolg hatte".
In Belgien war es noch viel schlimmer: einer von 4.000 Belgiern kämpfte in den Reihen der Alliierten!
Rechnen Sie selbst: In England waren insgesamt 2.100 Belgier in der Brigade Piron, die damit beauftragt war, die weltweit mobilisierten belgischen Bürger und die Widerstandskämpfer, die aus dem Land selbst zu ihnen eilten, zu vereinen.
Aus den Vereinigten Staaten kamen etwa 20. Aus Kanada kamen vier. Aus dem Inland wurden Flüsse erwartet, aber es kam nur ein Rinnsal: 2.100 belgische Kämpfer in London! Und das, obwohl es zwei Divisionen flämischer und wallonischer Freiwilliger an der Ostfront gab!
Zweitausendhundert! Bei neun Millionen Einwohnern ist das nicht einmal ein Freiwilliger für viertausend Belgier!

Ja oder nein?

Q. — Aber die "Widerstandskämpfer"?

R. — Das Bild ist nicht viel besser. Ihre Zahl in Belgien wurde im Mai 1944 auf 9.000 geschätzt. Dies hinderte sie jedoch nicht daran, nach dem Abzug der Deutschen auf etwa 300.000 zu kommen, die auf Motorrädern knatterten und alte, rächende Flinten schwenkten, die damals national absolut nutzlos waren.
Die Wahrheit ist, dass sich das belgische Volk in der Stunde der Gefahr fast einstimmig unter seinem Panzer zusammengerollt hatte, nichts riskierte und abwartete, wie sich der Krieg entwickeln würde.
Daher hielten es die Ängstlichen Ende August 1944 für notwendig, unverzüglich Superpatrioten zu spielen, um ihre Angst und ihre vierjährige Untätigkeit vergessen zu machen.
Um diese Zahl zu erhöhen, gab es auch einen außergewöhnlichen Zustrom von Belgiern — und Franzosen —, die mehr oder weniger "kollaboriert" hatten. Als sie die Repressionen auf sich zukommen sahen, wollten sie sich so schnell wie möglich aus der Verantwortung ziehen. Sie waren bereit, jeden Preis an jeden zu zahlen, um in letzter Minute, oder genauer gesagt, nach der letzten Minute, auf eine Liste der "Widerstandskämpfer" gesetzt zu werden.

Q. — Welches Interesse hatte der Widerstand an diesen Last-Minute-Koalitionen?

R. — Wenn diese gigantische Verteilung von Regenschirmen für die Ex-Kollaborateure gut war, war sie mindestens genauso gut für die kleinen Anführer, die kleinen Gruppen von Widerstandskämpfern oder Pseudo-Widerstandskämpfern. Indem sie ihre Truppenstärke durch die Aufnahme dieser großzügigen Panikmacher erhöhten, wurden sie als Offiziere anerkannt und hatten die Aussicht auf Gehälter und Pensionen, die weit über denen lagen, auf die sie Anspruch gehabt hätten, wenn ihr Kontingent auf einige wenige Überzeugte beschränkt gewesen wäre.
Sie hatten 15 oder 20 Männer in Ihrer Gruppe? Gut! Sie wurden von der neuen Macht automatisch als Korporal oder sogar als Sergeant anerkannt. Hatten Sie 100 auf Ihrer Liste? Gut: Leutnant! Fünfhundert? Hauptmann! Tausend oder zweitausend? Sie wurden Oberst! Dieser Widerstand nach dem August 1944 war ein wunderbarer Brutkasten für hochrangige militärische Würdenträger, die acht Tage zuvor mit ihrer dünnen Personaldecke nicht einmal eine Fußball- oder Rugbymannschaft hätten aufstellen können.
Einen Monat später, mit neuen Streifen, Sternen und einem stolzen und dominanten Blick, füllten sie mit ihren Nachzüglertruppen die Velodrome und Sporthallen, die vor patriotischen Emotionen kochten.
Sowohl in Belgien als auch in Frankreich gab es in einer Woche viele brillante Obersten à la Malraux! Napoleonische Generäle à la Chaban-Delmas! Jeder von ihnen hatte das Dritte Reich zwei oder drei Mal vernichtet!
Diese Täuschungsmanöver von "Widerstandskämpfern" nach dem Krieg oder von Matrosen mit späten Maschinengewehren, die sich über das wundern, was sie nicht getan hatten, verärgerte schließlich die wahren Widerstandskämpfer, die ihre Kameraden im Kampf hatten sterben sehen, die hundertmal ihre Haut riskiert hatten.

Q. — Gab es keine anderen Gründe für die Hetze eines großen Teils der Belgier gegen Sie?

R. — Natürlich. Wir hatten unsere Ziele zu hoch gesteckt. Die Menge mag keine Vorläufer, besonders wenn das Schicksal ihnen nicht hold ist.
Die Belgier haben zweifellos einen Sinn für das Geschäft.
Sie haben auch einen Sinn für Schönheit: Van Dyck, Rubens, Jordaens, Roger de la Pasture, Patinir, der Meister von Flémalle und viele andere in der Vergangenheit, die Permekes, die Opsomers, die James Ensors, die Servaes in der Gegenwart haben dies bewiesen.
Sie waren jedoch nie in der Lage, große politische Ziele zu verfolgen. Die gesamte Geschichte der Belgier ist ein schmutziger Kampf der Mittelmäßigen gegen die Großen.
Sie haben ihren bewundernswertesten politischen Visionär, Karl den Kühnen, verlassen. Als er starb, stürzten sie sich auf seine unglückliche Tochter, Maria von Burgund, und schlugen ihren Beratern auf dem Marktplatz von Gent mit einer Axt die Köpfe ab. Sie rebellierten gegen Kaiser Karl, den berühmtesten Sohn Flanderns, der im 16. Jahrhundert beinahe Europa geschaffen hätte. Zwei Jahrhunderte später verrieten sie wegen armseliger Streitigkeiten über die Steuer und die Länge der Kerzen ihren natürlichen Prinzen Joseph, den intelligentesten und fortschrittlichsten Monarchen seiner Zeit.

Vor weniger als 100 Jahren hatten sie einen genialen König an ihrer Spitze: Leopold IL. Dieser große Monarch hatte seinem Volk, das sich der engen Arbeit widmete, eine Welt eröffnet und ein Reich gebracht: den Kongo. Er wurde so sehr missverstanden, dass er dieses riesige Unternehmen alleine führen musste und es viele Jahre lang aus eigener Tasche bezahlen musste. Vor seinem Tod schenkte er Belgien diese großartige Leistung, die er nur mit Mühe durchsetzen konnte. Bei seiner Beerdigung wurde er mit Schmähungen überhäuft: drei Meter von seinem Sarg entfernt, vor der St. Gudula-Kathedrale, wurden schreckliche Lieder verkauft, die ihn beleidigten und sich über seine Liebschaften als alter Mann lustig machten. Die erste Zeitung der damaligen Zeit, Le Patriote, widmete ihren Hauptartikel an diesem Tag der Wiedergewinnung alter Knochen! Nicht einmal die Knochen des verstorbenen Königs, sondern die unbenutzten Knochen der Kälber und Schafe, deren Filets und Koteletts die Belgier genossen!
Wie hätte dieses Land der kleinen, eitlen Anwälte, der Journalisten, die die Feder wie eine Spitzhacke schwingen, der peniblen Ladenbesitzer, die hinter ihren Auslagen für Blechwaren, Pantoffeln oder Kartoffeln stehen, wie hätten sie 1941 verstehen können, dass das Universum sich mausert, dass die historische Gelegenheit zum Aufbau Europas da ist und dass es uns möglich ist, uns in Ehre und Größe darin einzufügen...?
Dies zu riskieren, wie wir es taten, bedeutete in Belgien, das Unmögliche zu versuchen. Es war der Versuch, den Wagen Europas von einem Fahrrad ziehen zu lassen.

Q. — In Belgien gab es nicht nur Kleingeister. Viele bemerkenswerte Menschen lehnten Sie schon vor 1940 ab. Und danach noch viel mehr?

R. — So intelligent sie auch waren, sie blieben kleine Belgier, für die der äußerste Horizont des Himmels die Grenzpfähle von Tournaisis oder Moresnet in hundert oder hundertfünfzig Kilometern Entfernung waren.
Ich sehe noch ihre Panik, als ich im Januar 1943 im Palais des Sports erklärte, dass wir über die Vergangenheit hinausgehen und die Ärmel hochkrempeln müssten, um auch ein Europa aufzubauen, das, wenn wir uns sträuben würden, vollkommen ohne unsere Zustimmung auskommen würde.
Wir hingegen könnten nicht bestehen, wenn wir uns abspalteten.
Entweder würden wir an der Spitze gehen oder wir würden überholt und liquidiert werden.
Männer von hervorragendem intellektuellem Wert und lebhaftem Patriotismus wie José Streel oder der strahlende Robert Poulet zogen ihren Köcher zurück. In ihren Augen zählte nur das kleine Belgien! Es sollte so wiederhergestellt werden, wie es vor 1940 war! Obwohl 1940 der Zusammenbruch aller Formeln stattgefunden hatte und nur die Länder überleben würden, die über sich hinauswachsen würden!
Selbst diese Männer, die es hätten verstehen müssen, verließen sich auf ihre mikro-nationalistische Liebe.
Die Völker verstehen die großen Pläne oft nicht rechtzeitig. Besonders die Belgier haben sich immer in der Kleinheit vergnügt. Ihr großer Mann ist nicht umsonst Manneken Pis, auf den sie stolz sind wie die Franzosen auf den Eiffelturm.
Um den Belgiern von 1940-1944 zu gefallen, hätten wir die Größe und den Fluss dieses Homunkulus haben müssen. Anstelle des dünnen Rinnsals, das er auswarf, waren wir der Mississippi, der Amazonas: die Belgier zitterten vor dem Gedanken, darin zu ertrinken!

Q. — Haben Sie nicht das Gefühl, dass Sie einige schreckliche politische Fehler begangen haben?

R. — Unser Fehler war zu glauben, dass die Aufrichtigkeit unserer Überzeugungen ausreichen würde, um zu gewinnen. Wir hatten alles versucht, um unsere Landsleute zu überzeugen. Die Stunde der großen Entscheidungen schlug in den Glockentürmen der Völker. Jetzt musste man international auf die gesunde Kraft zurückgreifen, die nach vorne drängt und, wenn nötig, Lösungen erzwingt, die ein Land retten können, das im Begriff ist, zugrunde zu gehen. Stärke ist nicht notwendigerweise die Lepra, die Krätze der Nationen. Sie kann fruchtbar, nützlich und in einigen Fällen sogar unentbehrlich sein. In den Augen der Kirche ist sie sogar eine Tugend. Ideal wäre es gewesen, wenn die Völker sofort gesehen hätten, wo ihre Interessen und ihre Zukunft liegen. Wenn ihre Augen blinzelten und ihre Schritte schwankten, war es die Aufgabe des Führers, für sie zu sehen und an ihrer Stelle voranzugehen.

Q. — Sie bedauern also, dass Sie keine Gewalt angewendet haben, um Ihre Vorstellungen durchzusetzen?

R. — In weichen Zeiten kann Langmut akzeptiert werden. Aber alles, was in der Welt Großes erreicht hat, wurde von starken Männern erreicht, die Verantwortung übernahmen. Alexander der Große schuf sein euro-asiatisches Reich nicht, indem er Gänseblümchen verschenkte. Cäsar auch nicht, indem er den Rubikon

überquerte. Oder Bonaparte, indem er seinen achtzehnten Brumaire fast verpasste. Die Einheit Frankreichs wurde durch Bombardements erreicht. Die von Spanien auch. Das Deutsche Reich hätte es ohne Sadowa und Sedan nicht gegeben, die Vereinigten Staaten von Amerika ohne den Sezessionskrieg nicht. Selbst das moderne Italien hat die Mauern des Roms der Päpste mit Kanonen durchlöchert. Die Starken müssen der Schild und die Lanze der Schwachen sein.

Vor dem Krieg hatte ich geglaubt, dass ich meine Überzeugungen friedlich durchsetzen könnte. Wir dachten, wir hätten ein Leben vor uns. Wir wurden überrascht. Die weltweiten Stürme brachen herein; Europa konnte nur noch im Kampf entstehen. Dieser Kampf verdiente es, mit Kraft und Kühnheit geführt zu werden. Wir hätten ein Europa errichtet, das mit Menschen, Rohstoffen und den höchsten geistigen Qualitäten gefüllt gewesen wäre.

Letztendlich bedauere ich, dass ich zu legalistisch war und dachte, dass uns Jahre der ruhigen Arbeit erwarten würden. Die Welt war, ohne dass wir es merkten, bereits auf dem Weg in den Untergang. Ich hätte unnachgiebig sein und unverzüglich eine starke Macht in Belgien schaffen sollen, wie ich es hätte tun können, als General Chardonne mir im Oktober 1936 seine Ardenner Jäger anbot. Diese starke und dauerhafte Macht hätte Belgien politisch rechtzeitig wieder auf die Beine gebracht. Und, wer weiß, sie hätte den Westen 1939 vor dem verhängnisvollen Absturz bewahrt.

Meine Sünde war nicht, dass ich vor 1940 nicht demokratisch genug war, sondern dass ich zu demokratisch war, dass ich zu viel Rücksicht auf Millionen von Einäugigen genommen habe.

Die Geschichte ist voll von großen toten Gelegenheiten.

KAPITEL 38
KÄMPFER AUF BEIDEN SEITEN

Besuche von Kriegsveteranen — Die vibrierende Jugend — Die Fallschirmjäger — "Wo geht man hin?" — Der Groll der Fälscher — Die Nicht-Veteranen — Kriegsgefangene in Deutschland — Die Chorherren von Preslau — Die zweitausendhundert Belgier der Brigade Piron — Drei Tote für zehntausend Belgier — Solidarität der wahren Soldaten — Der Mörser der großen Völker.

Q. — Belgische Widerstandskämpfer und Veteranen haben nie aufgehört, Sie anzugreifen. Sie haben von den Behörden gefordert, dass Sie noch mehr verfolgt werden, dass Ihre Bücher, Schallplatten, Filme und generell jegliche Kommunikation Ihrer Gedanken strikt verboten bleiben, obwohl Belgien die Menschenrechtskonvention unterzeichnet hat. Worauf führen Sie eine solche Verfolgung zurück?

R. — Zunächst einmal sollten wir uns nicht aufregen und nichts übertreiben. Es gibt einige belgische Widerstandskämpfer oder Veteranen, die einen Aufstand machen. Aber wie viele sind es? Und was repräsentieren sie? Die meisten dieser Hetzer sind Linke, die Moskau in der Résistance gedient haben. Hier sind wir uns einig, dass wir uns nicht einig sind.
Dazu kommen noch die Angeber, die ich Ihnen beschrieben habe und die versuchen, mit ihrem heutigen Lärm die wenigen Geräusche wieder gut zu machen, die sie zu Hitlers Zeiten gemacht haben.
Was die patriotischen Widerstandskämpfer und die echten Veteranen betrifft, so sind sie nicht mehr alle Feinde, das können Sie mir glauben. Im Exil werde ich von vielen von ihnen besucht. Viele von ihnen sind zu Freunden geworden, besonders diejenigen, die zu den stärksten Widerstandskämpfern gehörten. Diese fühlen sich jetzt in vielerlei Hinsicht mit uns solidarisch. Der jüngste der belgischen Freiwilligen in London wurde zum Jünger. Einer der wichtigsten höheren Offiziere der belgischen Armee, der politisch sehr bekannt ist, kam nach Malaga, um mir seine Sympathie zu bekunden. Wir aßen zusammen in meinem Haus zu Mittag, als wären wir zwei alte Frontkameraden. Wir kämpften auf zwei verschiedenen Seiten? Aber wir riskierten unser Leben für das gleiche Vaterland. Unter tapferen und idealistischen Männern kommt man oft zu einer Einigung.
So war ich nicht überrascht, als ich in La Libre Belgique (Das freie Belgien) eine Erklärung von Oberst de Lovinfosse las, der mich im Januar 1946 in San Sebastian entführen wollte und der seinen Bericht über meine gescheiterte Entführung mit dem Geständnis beendete: "Wenn ich es noch einmal tun müsste, würde ich es nicht mehr tun!". Wie die anderen hatte er die Aufrichtigkeit der Selbsthingabe und auch die Eitelkeit einiger politischer Slogans, die ihn auf die andere Straßenseite gelockt hatten, abgewogen.
Ein ganz neues Phänomen: die junge belgische Armee. Ich werde mit Besuchen von jungen Nachkriegsoffizieren in Zivilkleidung überhäuft. Sie wollen sich Klarheit verschaffen. Genau wie die Studenten, Jungen und Mädchen, der Universitäten von Brüssel, Löwen oder Lüttich, die mit Lieferwagen zu mir kommen, oder sogar mit ganzen Chartern, wie am letzten Weihnachtsfest, alle neugierig und mit tausend Fragen.
Der gleiche Andrang junger Intellektueller, darunter Professoren von französischen, italienischen und amerikanischen Universitäten, die fast immer zwischen 30 und 35 Jahre alt sind.
Normalerweise frage ich sie aus dem Stegreif: "Was hat Sie zu mir geführt? Die Antwort kommt prompt: "All die Lügen, die man uns über Sie erzählt hat".
Unter den jungen Leuten, die mich besuchen, gibt es viele "Fallschirmjäger". Meine Erinnerungen an die Ostfront lassen sie erschaudern. Wenn das Abenteuer morgen von vorne beginnen würde, würden viele von ihnen mir folgen.
"Wo soll man da hin?", rufen sie, lachend und ernst zugleich!
Die Jugend will leben. Aber Sterben ist auch Leben, wenn man edel stirbt, wenn man sein Leben plant, indem man es verschenkt. Ein schlechtes Leben hingegen bedeutet zu sterben, jeden Tag zu sterben, vom ersten Tag an zu sterben.

Q. — Aber es gibt doch noch die anderen?

R. — Natürlich gibt es die anderen.
Das waren vor allem die Moskauer Mörder nach dem 21. Juli 1941.
Neben ihnen gab es noch die Posaunen des falschen Widerstands, die sehr zahlreich waren.

Die Helden vermehrten sich in Belgien und Frankreich mit einer fantastischen Geschwindigkeit, so schnell wie unsere menschenfressenden Läuse an der russischen Front.

Q. — Wie erklären Sie dieses "Nachkriegs" Wachstum?

R. — Diese ungeheure Vermehrung der tatsächlichen Widerstandsbewegung um das Dreißig- oder Vierzigfache ist auf den ersten Blick kaum zu glauben.
Zunächst gab es natürlich die riesige Truppe der Feiglinge, die inoffiziell Patrioten waren, die vorsichtig hinter ihren Konservenbüchsen kauerten und warteten, bis der letzte Kriegslärm verklungen war, um dann mit dem Fahrrad zu den Siegern zu rennen.
Sie sind zu über 90% Hasardeure. Sie haben ihre Zeit hinter sich. Die Öffentlichkeit lacht, wenn sie bei offiziellen Zeremonien mit ihren Broten und Fackeln paradieren, manchmal in eine Nazi-Lageruniform gesteckt, in der sie, wenn sie zu groß geworden sind, platzen.
Für diese Betrüger des Sieges sind unsere Krieger von der Ostfront ein lebendiger Vorwurf. Daher die Wut dieser Fälscher. Um ihnen den Ruhm als Monopol zu überlassen, hätten wir alle 1945 erschossen werden müssen! Wenn das schon nicht mehr möglich ist, dann soll man uns wenigstens zum Schweigen zwingen!
Sie haben uns nicht gut angesehen. Brüderlichkeit mit den wahren Widerstandskämpfern, ja, von ganzem Herzen! Aber wir werden den wahren, patriotischen und sauberen Widerstand nicht mit den Kavalkaden der hasserfüllten Witzfiguren eines betrogenen Widerstands verwechseln, während die Geschichte sie auslöscht.

Q. — Haben Sie das gleiche Gefühl für die Veteranen von 1939-1945?

R. — Auch hier sollte man nicht alles vermischen.
Es gab 1940 zweifellos Helden, als es darum ging, sich mit Waffengewalt gegen die deutschen Invasoren zu wehren. Es gab sie. Und es gab großartige Helden. Aber warum nicht die Wahrheit sagen? Es gab nicht viele von ihnen.
Zweifellos hatten sie nicht die Gelegenheit dazu. Im Mai 1940 kämpfte das belgische Jahr kaum. Im Fort Eben-Emael, seiner stärksten Bastion, die von einem zahlenmäßig sehr kleinen Feind angegriffen wurde, ergaben sich zweitausend Offiziere und Soldaten fast ohne Widerstand. Von Löwen bis zur Schelde gab es nur den Rückzug von Hunderttausenden von belgischen Soldaten unter dem Druck der deutschen Streitkräfte, die nicht besonders zahlreich waren und nicht einmal über eine einzige schwere Panzerdivision verfügten. An der Leie, weil sie sich in der Nähe des Meeres befand, machte die Armee von Leopold eine Front. Sie hielt drei Tage lang stand. Der belgische Krieg von 1940 ging nicht weiter: insgesamt siebentausend Tote, d.h. etwa ein Prozent der Mobilisierten. Historisch gesehen ist es schwierig, einen schmeichelhaften Vergleich mit den 51.000 belgischen Toten von 1914-1918 zu ziehen. Auch nicht mit den Tausenden von flämischen und wallonischen Freiwilligen, die an der Ostfront gefallen sind und die 40% der eingesetzten Truppen ausmachten.
Die Moral in der belgischen Armee war 1940 allgemein niedrig.
Es ist mühsam, darüber zu spekulieren. Aber welcher Historiker, wenn er aufrichtig ist, würde es wagen zu behaupten, dass die belgischen und französischen Soldaten im Feldzug von 1940 übereifrig waren....
Sie waren verständlicherweise angewidert von der Witwenschaft, der Dummheit und der Korruption der Politiker, die sie 1940 in einen sinnlosen Krieg geführt hatten, von dem sie nichts verstanden. Manchmal zogen sie es vor, die Arme zu heben, anstatt unter den Ketten eines Panzers zu rollen.
Auch in Frankreich kam der Zusammenbruch nach Sedan plötzlich und die Armee klammerte sich manchmal mit großem Mut an improvisierte Stellungen und lieferte einige heldenhafte Kämpfe. Aber die Welle riss alles mit sich, Helden und Feiglinge, sehr schnell, bis zu den Ausläufern der Pyrenäen.
Ohne jemanden beleidigen zu wollen, muss man eine Reihe von Veteranen von 1940 als ehemalige Nichtkombattanten bezeichnen. Das ist grausam, aber ehrlich gesagt, ist es nicht ganz korrekt? Was nützt es, zu bluffen? Höchstens ein Fünftel der belgischen, holländischen oder französischen Soldaten kämpften 1940 tatsächlich.

Q. — Dennoch verbrachten die meisten Soldaten von 1940 fünf der besten Jahre ihres Lebens in deutschen Gefangenenlagern.

R. — Das ist richtig, sie verbrachten fünf Jahre als Kriegsgefangene in deutschen Lagern und auf deutschen Feldern.
Aber auch hier gibt es keine atemberaubende Literatur!

Ich weiß, dass es verboten ist, übertriebenen Ruhm in Frage zu stellen. Dies könnte dazu führen, dass Pseudohelden von ihrem Podest heruntergeholt werden, die in Wahrheit nicht oft Funken geschlagen haben!
Eine große Anzahl von gefangenen belgischen und französischen Soldaten waren vier Jahre lang, seien wir ehrlich, die wahren Könige und Herren der deutschen Dörfer. Sie arbeiteten fleißig auf den landwirtschaftlichen Betrieben. Am Abend saßen sie wie Rentner auf der Türschwelle und ließen es sich gut gehen. Wir, die hageren Kämpfer der Ostfront, waren immer erstaunt, wenn wir sie zufällig trafen, vollgefressen mit den hervorragenden Produkten ihres Hofes. Ihre Gefangenenpakete sicherten ihnen jeden Monat zusätzliche 10.000 Franc auf dem Schwarzmarkt. Sie schliefen mit der Chefin. Und nicht nur mit ihr. Oft war es mit allen Frauen im Haus und in der Nachbarschaft. Die einheimischen Männer waren an der Front. Die ausländischen Männer waren trotz der offiziellen Verbote sehr beliebt. Die Damen fanden, dass sie sich sehr gut in den Windungen der Lust bewegen konnten.
Baldur von Schirach, Gauleiter von Wien, führte mich eines Tages im Dezember 1944 zu einem landwirtschaftlichen Betrieb in einem Vorort, wo Mutter, Tochter und Tante gleichzeitig ein Kind von demselben französischen Gefangenen erwarteten, der der verhätschelte und unbestrittene Don Juan des Hofes war.
Als Laval von Hitler als Ausgleich für die Entsendung von Arbeitern nach Deutschland im Rahmen der Ablösung erreichte, dass 300.000 Gefangene ihre französischen Ehefrauen nachkommen lassen konnten, waren es insgesamt nur sieben, die diese Maßnahme in Anspruch nahmen! Laval selbst erzählte mir davon, lächelnd und erstaunt zugleich. Die anderen 299.993 hatten es vorgezogen, dass ihre geliebte Bobonne die entfernte Vestalin des geliebten Heims blieb, das nach den großen Ferien des Krieges wiedergefunden werden sollte.

Q. — Galt dies nicht für die gefangenen Offiziere?

R. — Viele belgische Offiziere hätten sich nach der Kapitulation vom 28. Mai 1940 ohne große Schwierigkeiten absetzen können. In der Tat tat dies etwa die Hälfte. Um nach London zu gehen? Oder um vier Jahre lang in der Heimat die abwartenden Kleinbürger zu spielen? In der Sammelstelle für gefangene belgische Offiziere in Antwerpen ließ man sie anfangs sogar in Ruhe in ihrem eigenen Auto nach Brüssel zurückfahren, um dort ein Bad zu nehmen und sich zu entrosten. Das bedeutet, dass sie in dem riesigen Tohuwabohu der Kapitulation zu Tausenden hätten in Ohnmacht fallen und zu den Engländern fliehen können. Wie viele von den dreitausend, die damals verschwanden, konnte die Brigade Piron retten? Dreißig? Vierzig?...
Als Antwerpen für das Deutsche Reich verlassen wurde, waren einige belgische Offiziere auf einem Spaziergang. Als sie ins Lager zurückkehrten, rannten sie wie verrückt, um die Züge zu erwischen, mieteten Taxis und liefen sogar bis nach Maastrich auf holländischem Gebiet, da sie befürchteten, dass sie, wenn sie vermisst würden, ihr Recht auf Beförderung in der neuen Armee, die sicherlich unter der Ägide der deutschen Sieger gebildet werden würde, verlieren würden.
Natürlich kam dann statt der erträumten Beförderungen die Internierung. Sie waren Berufssoldaten. Man konnte sie doch nicht auf eine Kreuzfahrt in die Karibik schicken.
Wurden sie in den Lagern misshandelt? Einfach nur schlecht ernährt? Hören Sie, hier habe ich mehr als jeder andere das Recht zu sprechen, da ich persönlich Zeuge war. Ich selbst besuchte das Lager in Prenzlau, wo dreitausend belgische Offiziere interniert waren. Es war wie ein Kongress von Kanonikern. Rosafarbene und fette Domherren. Diese Offiziere waren die Privilegierten des Krieges, sie erhielten Pakete von fünf verschiedenen nationalen und internationalen Organisationen. Sie wurden mit erlesenen Lebensmitteln überhäuft, von denen kein Soldat an der Ostfront hätte träumen können. Einige von ihnen hatten mehr als 100 kg Lebensmittelreserven. Ich sah einen, mit eigenen Augen, der 102 Kilo eingelagert hatte! Viele von ihnen kochten in ihrem Internierungszimmer bis zu acht Mahlzeiten pro Tag. Der Rest der Zeit wurde zwischen Prozessionen durch das Lager zu den Klängen des "Tantum Ergo", dem Lesen von 25.000 Büchern in der Bibliothek der Militärschule, die aus Brüssel gebracht worden war, und manchmal, aber ja! aktiver Päderastie aufgeteilt.
Viele, die dieses Leben als Satrapen nicht akzeptieren konnten, während die gesamte Jugend Europas auf der einen oder anderen Seite kämpfte, flohen heldenhaft und schleppten sich manchmal Hunderte von Metern blutend durch die dicken Rohre der Kanalisation. Aber wie viele riskierten ihr Leben, um wieder in die Schlacht zu ziehen? Und sind es genau diese, die noch immer in den Gazetten gegen uns wettern?

Q. — Gab es gefangene belgische Offiziere, die sich der Legion "Wallonien" anschlossen?

R. — Einige schlossen sich uns an, wie Major Hellebaut, Stabschef eines Armeekorps, tapfer wie alle anderen, der der sehr bewunderte Stabschef unserer Division werden sollte, wie Oberst Franquignoul, wie General Chardonne, der so beliebte Chef der "Chasseurs ardennais" (Ardenner Jäger) und noch andere, mit niedrigerem Rang, die alle von dem Wunsch beseelt waren, in unseren Reihen wieder den Interessen ihres Landes zu dienen. Mehr als 100 boten sich an.
Insgesamt war der Prenzlauer Hundert-Kilo-Club jedoch ziemlich langweilig und brachte mehr Fett als Ruhm hervor.

Q. — Hatten Sie Kontakt zu den gefangenen Offizieren, die Sie so schlecht behandeln?

R. — Ich traf sie im Frühjahr 1944 in ihrem Lager und dann westlich von Stettin in der Wildnis, als sie in den letzten Tagen des Aprils 1945 ihre Gesundheitskur beendeten. Als sie bereits frei waren, karrten sie Kinderwagen, die mit Lebensmitteln überfüllt waren, auf den Straßen des Ruhestands. Sie schwitzten, schwammen und sanken zwischen unsere Nachhut der flämischen und wallonischen Waffen-SS. Die russischen Truppen, die uns auf den Fersen waren, sammelten schnell die fettesten von ihnen ein: 33 Generäle, scharlachrot, aufgeknöpft, keuchend, die sie in einer epischen Atmosphäre über Moskau nach Brüssel zurückbrachten.
Erst dann fingen sie wieder an, ihre Brust zu beugen und verlangten weitere Sterne, Frontsparren, Ordensspieße, Invaliditätsentschädigungen, hohe Gefangenen- und Pensionen. Belgien streckt ihnen, den Witwen, den Verwandten in aufsteigender Linie, den Nachkommen, den Seitenverwandten, den berühmten "Anspruchsberechtigten" weiterhin Milliardenbeträge zu. Der Krieg, der so geführt wird, ist Nougat, ist Kuchen.
Ich bin nicht böse auf all die tapferen Soldaten. Wenn Belgien in der Lage ist, so viel Geld an so viele Menschen für so wenig geleistete Dienste zu zahlen, dann ist es reich! Ich freue mich darüber. Eine gute Verdauung für alle! Aber lassen Sie uns im Zusammenhang mit diesen dreifarbigen Paschas nicht mehr von Heldentaten und Märtyrern sprechen. Das ist einfach nur lächerlich.

Q. — Aber es gab nicht nur belgische Soldaten, die in Deutschland interniert wurden, sondern auch Belgier, die in den Reihen der Alliierten kämpften, die Brigade Piron.

R. — Auch hier wiederhole ich sofort meine Bewunderung für die Gegner, die logisch waren, die das Gegenteil von dem glaubten, was wir glaubten, und die für das kämpften, was sie glaubten. Neben 95% ehemaligen Nichtkombattanten, von denen nichts in die Geschichte eingehen wird, und drei Dutzend Generälen von 1940-1945, die in Talg und Ergebenheit schwelgten, gab es unter einer Masse von fast neun Millionen skandalös amorphen Belgiern zweitausendeinhundert unerschrockene Freiwillige, die Belgien von 1941 bis 1945 in den Reihen der Alliierten ehrenvoll vertraten.

Q. — Bestätigen Sie die Zahl von zweitausendeinhundert?

R. — Genau zweitausendeinhundert.
Auch hier gibt es keine Lügen. Das ist genau das, was die belgische Pseudo-Regierung in London jemals mobilisieren konnte. Alle jungen Belgier im Kongo und die, die über das ganze Universum verstreut waren, wurden zum Dienst an der Waffe einberufen.
So wie unsere Jungen freiwillig an die Ostfront gingen, um für ihr Land zu kämpfen, wo Flamen und Wallonen zwei berühmte Divisionen bildeten, so wäre es normal und sogar anständig gewesen, wenn viele antideutsche oder antifaschistische Belgier ihr Land verlassen und sich in London den Hohepriestern ihrer Religion angeschlossen hätten.
Alle diese belgischen Mobilisierten aus der ganzen Welt und alle Freiwilligen, die im Laufe von vier Jahren kamen, wurden — abgesehen von den Marine- und Luftfahrtspezialisten, die direkt in die englische Armee eingezogen wurden — in der sogenannten Piron Brigade zusammengefasst.
Das Ergebnis war, gelinde gesagt, äußerst enttäuschend.
Ich wäre sehr stolz gewesen, wenn es zwei belgische Divisionen an der Seite Churchills gegeben hätte, so wie wir zwei an der antisowjetischen Front hatten. Das wäre der Beweis gewesen, dass es ein alternatives Ideal gab. Nicht einmal Divisionen hätten in England unter der Führung der Pierlots und Spaaks zusammengestellt werden sollen, sondern Armeekorps, vor allem wenn die unzähligen patriotischen Belgier

aus den Kabaretts und von den Straßenbahnsteigen, die Ihnen in Brüssel oder Lüttich lautstark erklärten, wie man Hitler besiegen könne, an den Einberufungsschaltern erschienen wären! Jeder von ihnen hätte nach London fliegen sollen. Es flogen nur sehr wenige, trotz der vielen Möglichkeiten, die diesen Kriegstreibern in Pantoffeln geboten wurden.
Die Überquerung der Pyrenäen war einfach und in Madrid gab es einen Empfangsdienst für die Alliierten. Die Behandlung ab der Grenze war sichergestellt.
All dies führte zu sehr wenigen Berufungen. Die Brigade Piron umfasste auf ihrem Höhepunkt nur 2.800 Soldaten, von denen 700 nicht einmal Belgier waren, sondern Bürger des Großherzogtums Luxemburg.
Kurz gesagt, zweitausendeinhundert belgische Freiwillige bei den Alliierten nach vier Kriegsjahren, das war wirklich nicht der Rede wert.

Q. — Wie beurteilen Sie die belgischen Soldaten in London?

R. — Diejenigen, die für Belgien auf der anderen Seite starben, haben unser tiefstes Mitgefühl. Aber im Vergleich zu den wallonischen und flämischen Divisionen an der Ostfront spielte die belgische Brigade Piron eine äußerst bescheidene militärische Rolle. Ihre Kämpfe waren unbedeutend, ohne internationale Resonanz. Während des gesamten Krieges gab es insgesamt 494 Tote. Hinzu kommen einige Dutzend Seeleute und Flieger, die in britischen Einheiten gefallen sind. Ehre denjenigen, die ihr Leben für ihre Ideale und ihr Land opferten. Aber was war das für ein Volk von neun Millionen Einwohnern? Etwa 1 zu 100.000! Ein paar Tote pro Provinz! Das ist alles, was das patriotische Belgien von 1941 bis 1945 der alliierten Sache bieten konnte! Es ist fast demütigend.
An der Ostfront hatten die wallonischen und flämischen Freiwilligen 5.000 Tote zu beklagen. Mehr als zehn Neuntel unserer Soldaten (genau 94%) wurden verwundet. Sie können sich vorstellen, dass wir nicht das Blut der einen und das Blut der anderen in die Waagschale werfen werden. Auch wenn die Zahl der Belgier, die auf der Seite der Alliierten kämpften, sehr gering war, so bewundern wir umso mehr diejenigen, die in den Reihen unserer Gegner in die Schlacht rannten, während so viele Schreihälse sich im besetzten Land durch ihre Feigheit entehrten.
Die tapferen Soldaten der Brigade Piron, die wahren Veteranen von 1940 und die Widerstandskämpfer, die nicht die Handlanger der Sowjets waren, wissen genau, dass sie und wir die einzigen waren, die mutig Ideale und Tatsachen in Einklang brachten, während sich während des gesamten Krieges Millionen von Feiglingen zu Hause versteckten, unfähig, sich im Dienst ihres Landes zu opfern.
Warum sollten die wahren belgisch-alliierten Kämpfer zwischen diesen Feiglingen und unseren Soldaten die Feiglinge wählen? Selbst wenn letztere nach 1944 heuchlerisch und verlogen die Retter der Nation gespielt haben! Die aufrichtigen Soldaten, die aufrichtigen Widerstandskämpfer haben es in großer Zahl vorgezogen, uns die Hand zu reichen. Sie und wir sind trotz aller Gegensätze in der Tat Kameraden.

Q. — Und die Politik der Sieger von 1945, wie beurteilen Sie diese?

R. — Politisch gesehen hatten viele Kämpfer auf der anderen Seite seit 1945 Zeit, um festzustellen, dass der Kommunismus, den wir bekämpften, Europa zunehmend bedrohte. Er zwingt heute jedes Land, sagenhafte Summen an Rüstungsgütern zu opfern, in der Hoffnung — oder der Illusion — im Falle einer Konfrontation den Sowjets, die heute Zehntausende von Raketen auf Europa und Amerika richten, etwas entgegensetzen zu können. Zwischen 1941 und 1945 wäre alles tausendmal einfacher gewesen.
Die Demokratien, die sich damals törichterweise mit Stalin verbanden und ihm halb Europa auslieferten, zerfallen seit 1945 politisch und sozial, waten in einer immer erstickenderen Krise, ohne eine Lösung zu finden, da es an Autorität mangelt.
Unsere Formel — ein wahrer Führer, der das Vertrauen seines Volkes trägt — war hundertmal besser als die Hilflosigkeit, das Loslassen und die Anarchie der heutigen "demokratischen" Regime.
Was die Ideen betrifft, so zweifeln die echten Soldaten auf der anderen Seite jetzt immer mehr. Sie zögern und zaudern. Sie stellen uns in Frage.
Ansonsten ist alles klar: mutig und gläubig sein Blut für eine hohe Sache geopfert zu haben, egal auf welcher Seite, ist immer respektabel. Dies nicht anzuerkennen, bedeutet, moralisch ein Dummkopf zu sein.
Überall ist es Blut, reines Blut, das Blut starker Herzen, das den unzerstörbaren Mörtel für große Taten und große Völker bildet.

KAPITEL 39
DER ARBEITSLOSE DER EPOCHE

Degrelle aus der Sicht eines RAF-Kapitäns — Noch bereit für das Rendezvous der Geschichte — Es lohnt sich — Zusammenfassung.

Q. — Herr Degrelle, bevor ich zum Schluss komme, möchte ich eine Aussage eines Ihrer Gegner zitieren, dieses belgischen Offiziers in amerikanischer Uniform, der in der RAF und dann bei den Panzern kämpfte, bevor er ein alliierter Kriegsberichterstatter wurde: Hauptmann Robert Francotte.
Er war der einzige, der 1945 von der spanischen Regierung die Erlaubnis erhielt, Sie im Militärkrankenhaus von San Sebastian für die "United Press" und für "Le Peuple", die damals wichtigste sozialistische Zeitung Belgiens, zu interviewen.
Diesen alliierten Offizier habe ich gefunden. Er lebt in der Provence. Er hat Sie nicht vergessen. Er hat seit Ihrer langen Unterredung viel über Sie nachgedacht. Er ist immer noch der Meinung, dass jegliche Zusammenarbeit mit den deutschen Invasoren abgelehnt werden sollte, "wie auch immer Ihre Visionen für die Nachkriegszeit aussehen mögen". Er sagte mir jedoch etwas über Sie persönlich, was ich nicht erwartet hatte, aber getreulich aufgezeichnet habe. Ich habe nicht das Recht, über ihre Richtigkeit zu urteilen. Ich halte mich an meine Rolle: ich frage, ich notiere, ich zitiere, die Öffentlichkeit urteilt. Aber zweifellos wird Sie diese Aussage überraschen, die von einem der "Soldaten auf der anderen Seite" stammt, von denen Sie vorhin sprachen.
"Degrelle, sagte mir Hauptmann Francotte, war eine außergewöhnliche Persönlichkeit, die sehr schwer zu verstehen ist, wenn man nicht bestimmte Eigenschaften von ihm akzeptiert, wenn man ihm nicht zum Beispiel die Ehrerbietung eines Kämpfers gegenüber einem Kämpfer erweist, der seine Ansichten mit der Waffe in der Hand verteidigte und der politisch nie vor dem Feind nachgab.
"Was den Menschen betrifft, so haben wir es hier mit einer faszinierenden Persönlichkeit zu tun, die ihrem Land und ganz Europa absolut erstaunliche Qualitäten hätte geben können, die man bei den Leuten, die uns heute regieren, nicht mehr findet. Ich glaube, wenn Herr Degrelle die Mittel gehabt hätte, sich mit der Europafrage zu befassen, hätte er sie unter ganz erstaunlichen Bedingungen vorangetrieben und die Massen hinter sich hergezogen, denn er war ein Verfechter einfacher Ideen, er konnte sie dem Volk verständlich machen und er konnte das Volk mitreißen. Das ist es, was ich über Degrelle denke".

R. — Das sind natürlich viele Komplimente. Und ich bin "ganz geprellt", wie ein guter Freund aus Paris sagte. Aber es stimmt, dieser Gruß von einem Veteranen von "drüben", der noch dazu ein sozialistischer Journalist ist, bestätigt mich noch mehr in meiner Überzeugung, dass Idealisten und Mutige sich am Ende immer verstehen und schätzen werden.

Q. — Wenn Sie noch einmal die Gelegenheit hätten, würden Sie das wiederholen, was Sie begonnen haben und was für Sie letztendlich ein Misserfolg war?

R. — Im Sinne meines Ideals, ja. Aber nicht nach den erbärmlichen Standards der degenerierten Politiker von heute. Die Macht, die mich immer interessiert hat, hat nichts mit den Verrenkungen von liliputanischen Abgeordneten zu tun. Selbst wenn man sie mir auf einem Thron aus massivem Gold anbieten würde, würde ich diese billige Macht ablehnen. Wozu sollte das gut sein? Es würde schiefgehen. Es gibt keinen Fall, in dem der Parlamentarismus der demagogischen Schwätzer und Händler nicht gescheitert ist. Sei es in der Weimarer Republik, unter der Volksfront von Léon Blum oder unter der belgischen Amtszeit des vorbildlichen Totengräbers Pierlot.
Während meines Lebens als politischer Führer und Soldat habe ich meinem Volk alles gegeben, mit der Inbrunst eines Liebenden. Man hat mich zurückgewiesen. Ich nehme dies zur Kenntnis. Ich ziehe es vor, am Ufer des "Mare Nostrum", das uns die Zivilisation bescherte, meine Oleander, meinen Hibiskus und meine Palmen zu betrachten, die den Himmel mit einem metallischen Blau durchziehen, anstatt sinnlose Beschwerden zu äußern. Eine apollonische Sonne nährt mich. Jeden Morgen stecke ich mit Liebe die süßeste meiner Rosen in die marmornen Lippen der römischen Göttin, die meine Terrasse und meine Träume beschützt. Die Schönheit! Die Schönheit! Sie erfüllt meine Erinnerungen mit Duft. Sie erhält meinen Glauben an das menschliche Schicksal. Meine Lungen saugen das Leben auf, die Düfte, den sanften Wind in den Bäumen. Eine große Leidenschaft erhellt mein Herz. Und Gott wohnt in mir.

Wenn das Schicksal mich eines Tages wie durch ein Wunder wieder zu sich ruft, werde ich wieder zum Treffen kommen, aber zum Treffen der Schmiede der Völker, der Meister des Lebens, die einzigen, die mich interessieren.

Q. — Leben Sie glücklich?

R. — Ich hatte im Leben meinen schweren Anteil an Leid und Schmerz. Die schrecklichen Gefängnisse von 1940 lasteten auf mir wie das schwerste Kreuz. In den vier Jahren an der russischen Front war ich den schlimmsten Prüfungen ausgesetzt, die ein Mensch ertragen kann. Danach wurden mein Bruder, meine Mutter und mein Vater getötet. Vierzehn Jahre lang wusste ich nicht einmal, was aus meinen Kindern geworden war.
Aber worüber sollte ich mich beklagen? Ich wollte meine Seele mit Größe füllen. Das ist ein teures Essen. Ich bezahle die Rechnung. Das Glück, das ich hatte, als ich meiner Berufung folgte, als ich mir ein hohes Schicksal schmiedete, entschädigt für die bittersten Bitterkeiten.
Ich schaue mit klaren Augen auf dieses Leben, das mir ein Maximum an Qualen und Freuden beschert hat. Ich fasse zusammen. Es hat sich gelohnt. Ich bin glücklich. Aber ja, ich bin glücklich.

Q. — Belastet Sie das Exil?

R. — Es hat mich immer sehr belastet. Ich empfinde eine erstickende Melancholie, wenn ich endlos umherwandere. Ich schaue mit verträumtem Blick auf die Pyrenäen. Und ich spüre ein Kribbeln im Herzen, wenn ich Fotos der alten Burg von Bouillon und der Ufer meiner Heimat Semois sehe. Aber das ist persönlich. Ich kann damit umgehen. Das Leben hat meinen Charakter gegerbt. Im Angesicht des Unglücks muss man den Blick hochmütig halten. Wir sind nur dann besiegt, wenn unsere Seele besiegt ist. Das Unglück ist nur ein Zwischenfall.
Das wahre Leid des Exils ist nicht hier. Was mich hart und grausam trifft, ist das Gefühl, dass die Jahrzehnte, in denen ich etwas Großes hätte aufbauen können, still und nutzlos vergehen. Am Ende des Zweiten Weltkriegs war ich achtunddreißig Jahre alt. Ich trug stürmische Kräfte in mir, die ich nur unvollkommen erkennen konnte. Sie liegen träge in der Tiefe meiner Einsamkeit. Alles, was ich für mich und vor allem für andere hätte erreichen können, wurde mir verwehrt. Das Exil hat mich lebendig begraben. Seit 1945 habe ich nur im Winterschlaf überlebt.
Das ist die wahre Tragödie meines Exils: die glühenden Möglichkeiten, die unter einer Bleimatte erstickt wurden, an mein Herz zu drücken. Ich war geschaffen, um zu schaffen. Seit Jahrzehnten sind meine Arme leer. Werde ich nur noch der Arbeitslose des Epos sein, dessen Werkzeuge für die Ewigkeit zerbrochen sind...?

Q. — Letzte Frage: Wenn Sie auf Ihr Leben zurückblicken, was empfinden Sie dann?

R. — Wenn ich mein Leben Revue passieren lasse, habe ich nur ein Gefühl. Es ist ein großes Bedauern. Bedauern, dass wir es nicht geschafft haben. Bedauern, dass wir nicht in der Lage waren, dieses europäische Gebilde zu formen, das für immer das Universum beherrscht hätte, das der weißen Rasse die große universale Herrschaft der Ordnung und des Geistes gesichert hätte. Wenn wir sehen, was auf uns folgte, was die langen Jahre des Sieges der anderen mit sich brachten, diese Anarchie, diese Entgleisung der weißen Welt, ihre Fahnenflucht durch das Universum, wenn wir in unseren eigenen Ländern den Zerfall der Sitten, den Fall des Vaterlandes, den Fall der Familie beobachten, wenn wir den Zerfall der Religion beobachten, wenn wir den Zerfall der Religion beobachten, wenn wir den Zerfall der Religion beobachten, wenn wir den Zerfall der Religion beobachten, wenn wir den Zerfall der Religion beobachten, wenn wir den Zerfall der Religion beobachten, den Fall der Religion, den Fall der sozialen Ordnung, den Fall jeglicher Autorität, wenn wir den wütenden Appetit nach materiellen Gütern sehen, der unterschiedslos die Reichen und die Armen, die Elenden und die Nichtsnutze verschlingt und der die große Flamme des Ideals, die uns beseelt hatte, abgelöst hat, dann, nun ja! Wir hatten wirklich die richtige Seite gewählt.
Von einer unmenschlichen Gesellschaft verlassen, sind Tausende von Jungen und Mädchen, die dazu bestimmt waren, sich körperlich und moralisch zu entwickeln, in dieser Stunde oft nur traurige Drogenabhängige mit leerem Herzen.
Millionen von Arbeitslosen erheben ihre nutzlosen Fäuste gegen ihre unfähigen falschen Götter.

Das kleine Europa von heute, dieser Gemeinsame Markt (gemeinsamer Markt!) mit dem säuerlichen Geruch eines luftleeren Ladens, kann den Menschen kein Glück bringen. Die Konsumgesellschaft ist keine Zivilisation mehr, sie ist eine Müllhalde.
Zwei Supermächte, die 150 anarchische Staaten überblicken und sie mit ihrer wirtschaftlichen, technischen und politischen Diktatur beherrschen, beäugen sich gegenseitig mit allen Raketen, die bereit sind, alles in die Luft zu sprengen, um die eine oder andere Hegemonie ohne Rückgriff zu sichern. Die Völker sind auf diesem Schachbrett nur noch zerbrechliche Spielzeuge, die von den beiden rivalisierenden Piraten manipuliert werden.
Wer, wer kann sagen, dass seine Kinder, dass er selbst nicht eines Tages von einer Sekunde auf die andere aus seiner Existenz und dem wunderbaren Komfort, auf dem sein Leben basiert, geworfen wird? Wozu hat es dann gedient?

Q. — Was ist mit Ihnen? Bereuen Sie nichts?

R. — Warum sollten wir, die vorläufig Besiegten, angesichts dieses Versagens der Nachkriegszeit den Kopf beugen? Wenigstens hatten wir in der Energie und dem Leid etwas Großartiges gewollt! Wir haben in dieser Stunde nur einen Wunsch, nämlich dass das Ideal, das in uns brannte, schnell in der Welt wiedergeboren wird.
Mit all meinen Kräften werde ich bis zum letzten Moment meines Lebens dafür kämpfen, dass in den Herzen der jungen Menschen das lebendig und beispielhaft bleibt, was unser Epos war, sein leuchtender Glaube, seine Leidenschaft für das Geben, die durch das Opfer so vieler unserer Kameraden, die im Schnee des Ostens erfroren sind, gekennzeichnet ist.
"Das Blut der toten Helden wird durch Europa fließen wie ein Fluss des Lebens", rief ich bei meiner Versammlung im Palais de Chaillot in Paris im März 1944 nach Tscherkassy aus.
Pessimisten mag der Idealismus in dieser Zeit altmodisch erscheinen.
Aber ohne ihn ist keine Erholung der Völker möglich. Die Selbstverbrennung der jungen Männer, die gefallen sind, um Europa auf fleischliche Weise zu schaffen, ihre Tugenden, ihre prophetischen Lektionen werden eines Tages, da bin ich mir sicher, das Leben neu erschaffen. Vielleicht auf unseren Gräbern. Wir, die Pioniere, werden das Gelobte Land zweifellos nicht kennen. Andere werden es erreichen. Europa wird sich auf seinen wackeligen Beinen aufrichten. Größe ist nie vergeblich. Sie erscheint selten. Aber wenn ihr Feuer entfacht ist, wird es früher oder später wiederbelebt.
Solange es einen Idealisten gibt, gibt es auch Rettung.
Narren, Lügner und Beleidiger haben nur eine begrenzte Zeit. Die Mittelmäßigkeit wird zusammenbrechen und an ihrer Kleinheit ersticken. Dann wird der Held wieder auftauchen, seinen Träumen folgend. Legionen von jungen Menschen werden aufstehen, um sich im gleichen Glauben mit den neuen Erbauern eines gerechten Universums zu vereinen, in dem die sozialen Kräfte zusammenarbeiten und die moralischen Kräfte die Völker wiederbeleben.
Schließlich wird Europa, materiell, moralisch, militärisch und diplomatisch vereint, stark durch die Verbindung seiner drei konstituierenden Elemente — die westliche Zivilisation, der germanische Motor und die slawische menschliche Reserve — wiedergeboren werden, besser vorbereitet und einsichtiger. Dieses Mal wird es nicht mehr wie 1945 aufgehalten werden.

Das war's.
Ich habe Ihnen das Wesentliche dessen gesagt, was ich erreichen wollte und was mein Kampf war.
Im Dienste meines Glaubens war mein Leben ein Schwert. Es war unbeugsam, sowohl im Glück als auch im Unglück. Sie haben es in vollem Licht gesehen.
Ich danke Ihnen, Herr Jean-Michel Charlier, und dem französischen Fernsehen, dass Sie es mir ermöglicht haben, es vor dem Himmel meines vergangenen Lebens aufzurichten.
Ihnen allen auf der ganzen Welt meinen Soldatengruß und meinen brüderlichen Abschied!